

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DAS RÖMISCHE IMPERIUM
GEO EPOCHE



DAS RÖMISCHE IMPERIUM



Hier treffen sich die Großen der Welt



Das Römisch-Germanische Museum am Kölner Dom

Erlebnis + Kunst
Kultur + Geschichte
Museumsladen + Sonderausstellungen

Täglich außer montags geöffnet

50667 Köln, Roncalliplatz 4

Infos unter Tel. 0221-221 22305 und 24590

GEO POCHE

Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr AG & Co. Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg, Telefon (040) 3703-0, Telefax (040) 3703-5645, CompuServe: 75410, 1601; Internet: Info@gruner1601.com; GEO-Extranet: <http://www.geo.de>

CHEFREDakteUR

Peter-Matthias Gaede

GESCHÄFTSFÜHRER/REDAKTEURE

Michael Schaper (Text)

Erwin Ehret (Art Direction)

Ruth Eichhorn (Bild)

CHEF VOM DIENST

Ernst Artur Albaum (freie Mitarbeit)

TEXTREDAKTION

Cay Redemacher

BILDREDAKTION

Christian Gargert

ART DIRECTOR

Johanna Dönges

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Dr. Michael Alper

DOKUMENTATION

Irene Leipprand (freie Mitarbeit);

Dr. Agnes Bretting, Dr. Eva Danulat,

Dr. Arno Nehlsen, Mathias Unger

MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Jörg-Uwe Albig, Ima-Maria Asendorf, Yadegar Asisi, Dr. Nicolaus Fest, Daniela Greulich, Dr. Anja Herold, Stefanie Laaser, Dr. Sabine Lang, Claus-Peter Lieckfeld, Nora Luttmann, Dr. Ralf-Peter Martin, Harald Martenstein, Gabriele Riedl, Dr. Christoph Schäfer, Wolf Schneider, Jens Schröder, Paul Schwellenbach, Philipp Thapa

KARTOGRAPHIE

Guido Edelmann

REDAKTIONSSATZENZ

Sigrid Dahlmann

SCHÜSSERREDAKTION

Manfred Feldhoff, Dr. Friedel H. Bastein, Jürgen Brügemann, Hans-Werner Kühl, Karola Schulz, Hinrich Seelhoff

Assistenz: Hannalore Koehl

GEO-BILDARCHIV

Bettina Behrens, Gunda Lerche, Peter Müller

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK

Brigitte Barkley, Wilma Simon,

375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514, Tel. (212) 499-8100, Fax (212) 499-8105,

e-mail: geomag@interport.net

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG:

Dr. Gerd Brüne, Dr. Bernd Bachholz

ANZEIGELEITUNG: Anke Wiegel

VERTRIEBSLEITER: Jan Schweke

WERBELEITER: Florian Wagner

HERSTELLER: Peter Grimm

GEO-EPOCHE-Kunden-Service

Deutschland: Gruner + Jahr AG & Co.

GEO-EPOCHE-Kunden-Service, 20080 Hamburg,

Schweiz: GEO-EPOCHE-Kunden-Service,

Postrach, 6002 Luzern

Österreich: GEO-EPOCHE-Kunden-Service,

DPV Wien, Postrach 7, A-1140 Wien

Übriges Ausland:

GEO-EPOCHE-Kunden-Service, DPV,

Postrach 101602, D-20010 Hamburg

GEO-EPOCHE-Service Telefon

(Abonnement, Nachbestellung älterer Ausgaben,

Bücher von GEO, GEO-Kalender, Rechner, Schuber etc.)

Deutschland: Neuhebstellungen: Tel. (040) 37 03 38 03

Kundenservice: (040) 37 03 40 41; Fax: (040) 37 03 56 27;

e-mail: abs-service@gv.de

Schweiz: Tel. (01) - 248 44 20; Fax: (01) - 248 44 04

Österreich: Tel. (01) - 91 07 63 26; Fax: (01) - 91 07 63 18

Übriges Ausland: Tel. +49 940-37 03 39 99; Fax: +49 940-37 03 56 25

Heft-Preis: DM 15,80 - ISBN-Nr. 3-570-19292-X

© 2001 Gruner + Jahr, Hamburg

Anzeigenabteilung: Tel: (040) 37 03 29 32;

Fax: (040) 37 03 57 73

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0522800, BLZ 200 700 000

Repro: Peter Becker GmbH, Würzburg

Offsetdruck: TUSCHI-Druck Ges.m.b.H.

A-7201 Neudörfel



Liebe Leserin, lieber Leser

Der Film „Gladiator“ war der Überraschungserfolg des vergangenen Jahres. Kein Experte hatte es für möglich gehalten, dass ein Sandalenfilm je wieder ein großes Publikum in die Kinos locken würde; das Genre schien so tot zu sein wie Ben Hur und Spartakus. Doch dann machte sich der englische Regisseur Ridley Scott daran, das – erfundene – Schicksal des Gladiators Maximus mit der – verbürgten – Lebensgeschichte des Brutalo-Kaisers Commodus zu kombinieren, und das Unerwartete geschah: Millionen von Kinofans kamen mit auf die Reise in das Jahr 180 n. Chr.

Eines aber blendete Scott mehr oder weniger aus: den *Alltag* im Rom jener Zeit – das tägliche Leben in dieser lauten, dreckigen, stinkenden, gefährlichen Millionenstadt, in der Tausende von Hochhäusern kurz vor dem Einsturz standen, der Verkehr derart überhand nahm, dass er auf die Abendstunden verbannt werden musste, und sich kein einfacher Bürger nachts auf die Straße wagte, aus Angst um sein Leben. In der aber auch das erste Sozialsystem Europas geschaffen wurde, in der mit die größten und prächtigsten Einkaufszentren der Antike standen. Und Thermen, in denen selbst der Ärmste einen Luxus genoss wie anderswo nicht einmal ein König.

In Scotts Film nichts davon. Sein Rom ist in weiten Teilen computeranimiert – und leider auch ein wenig computer-tot. Wie also sah es damals wirklich aus zwischen Quirinal und Palatin? Um das herauszufinden, streifte Cay Rademacher, studierter Althistoriker und Textredakteur dieses Heftes, durch die Ruinen der alten Märkte und Häuser von Rom, recherchierte in Museen und Archiven und las die Klassiker, allen voran die Satiriker Martial und Juvenal (die sich unter anderem über die Anonymität der Großstadt beklagten). Danach rekonstruierte er so minuziös wie möglich einen Tag im Leben des „Molochs“ Rom.

Unterstützt wurde Rademacher von dem Maler und Architekten Yadegar Asisi, der für GEO EPOCHE erstaunlich präzise Rekonstruktionen der antiken Metropole schuf. Auch Asisi reiste an den Tiber, fotografierte dort die Überreste der Tempel, Triumphbögen und Thermen und studierte im Museo della Civiltà Romana ein 240 Quadratmeter großes Gipsmodell Roms. Das Ergebnis seiner Recherchen präsentieren wir ab Seite 36 – Rom, wie es kein Geschichtsbuch zeigt.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

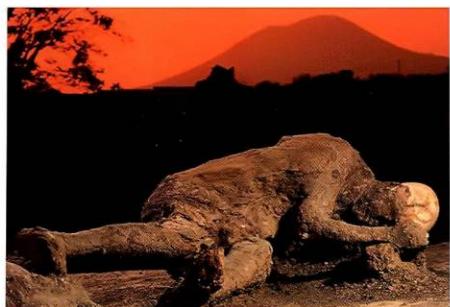
Ein Tag im Leben Roms

Die Hauptstadt der Welt ist zur Zeit ihrer größten Blüte in der Antike eine Millionenmetropole der Foren und Tempel, der Arenen und Thermen. Das Leben hier ist laut, rau und gefährlich – und nie, nie, nie hat man seine Ruhe. Cay Rademacher und der Zeichner Yadegar Asisi rekonstruieren den Alltag zwischen den sieben Hügeln Roms. Seite 36



Pompeji

Das Leben in der Handelsstadt in Kampanien ist geschäftig und luxuriös – bis eines Morgens im Sommer 79 n. Chr. der Vesuv ausbricht und glühende Steine auf die Menschen fallen. Seite 112



Die Monuments des Imperiums

Den Legionen Roms folgen oft seine Baumeister, selbst in die entferntesten Winkel des Reiches. Manche ihrer Meisterwerke überdauern die Jahrhunderte – so auch der Aquädukt von Segovia. Seite 12

Handelsware Mensch

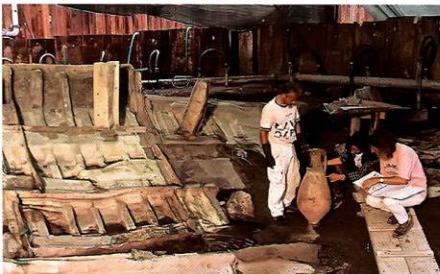
Diener ihrer Herren, Objekte, Wertanlage: Sklaven können verkauft, vererbt und sogar straflos getötet werden. Doch manchmal kommen sie frei – etwa als Gladiatoren nach einem Sieg – und werden reich und mächtig. Seite 130



Gesichter der Macht

Auf Roms Kaiserthron sitzen Politiker und Philosophen, Verrückte und Visionäre. 500 Jahre lang fühlen sie sich – wie etwa Vespasian – als Herren der Welt.

Seite 130



Die Reeder der Cäsaren

Im alten Hafen von Pisa liegen 16 antike Wracks. Ihre Ladung erzählt vom Seehandel Roms, der einst von der Nordsee bis nach China reichte. Seite 56



Beruf: Domina

Die Frauen haben ihren Vater zu folgen oder ihrem Gatten. Nur im Haus, der domus, haben sie das Sagen. Manche von ihnen aber beherrschen den Kaiser – und damit das ganze Reich. Seite 167

Forum: Faltenwürfe • Hobby-Römer • Sandalofilme	6
Essay: Vom Bauerndorf zum Großreich	10
Bildessay: Pracht und Herrlichkeit des Imperiums	12
Aufstieg: Der Griff nach der Weltmacht	28
Moloch Rom: Ein Tag im Leben der Millionenmetropole	36
Eros: Liebe ist nur ein Wort	54
Handel: Wolle aus Britannien, Seide aus China	56
Gladiatoren: Tod in der Arena	66
Sklaverei: Handelsware Mensch	68
Caesar: Der Tod des Diktators	82
Imperiale Architektur: Die Macht aus dem Stein	96
Kunst: Von den Griechen lernen...	100
Thermen: Wunderwerke des Wasserbaus	110
Pompeji: Das Erbe aus der Asche	112
Die Kaiser: Verrückte und Visionäre	130
Machtapparat: Wie der Imperator das Reich zusammenhält	142
Glaube: Götter, Kulte und Mysterien	150
Roms Untergang: Ein Ende voller Rätsel	152
Campus: Asienhandel • Katakomben • Ämterlaufbahn • Ingenieurskunst • Frauenschicksale • Handschriften • Schiffswrack • Varusschlacht • Sühnedienst	164
Stadtplan: Rom aus der Luft	172
Buchkritiken: Romane, Krimis, Bildbände, Sachbücher	174
Zeittafel: 1800 Jahre römische Geschichte	176
Karten: Aufstieg und Fall eines Imperiums	178
Vorschau: Das Reich der Zaren	180
Fotohinweise	180
Impressum	3

Titelbild: von Heiner Müller-Elsner: Kaiser Caracalla; Büste aus dem Kapitolinischen Museum in Rom

Redaktionsschluss: 20. März 2001

SCHREIBWEISEN

Alle Eigennamen werden in diesem Heft groß und klein geschrieben – z.B. Via Appia. Alle Begriffe in lateinischer Sprache werden bei ihrer jeweils ersten Erwähnung in einem Beitrag klein und kursiv geschrieben – z.B.: *denarius* bzw. *denarii*. Alle (meist traditionell) eingedeutschten Namen und Begriffe werden auch wie deutsche behandelt – also normal sowie groß und klein geschrieben: z. B. Mark Anton, Octavian, Trajan; die Legion, der Senat. Ausnahme: Gaius Iulius Caesar – zum Unterschied auch von eingedeutschten Begriff *–Cäsaren*.

ONLINE

www.geo.de

Wie ist der Bildessay über Roms Monuments in diesem Heft entstanden? Der GEO EXPLORER hat dem Fotografen Peter Bialobrzeski während seiner Arbeit über die Schulter gesehen. Lassen Sie sich von ihm persönlich erklären, wie er etwa die Porta Nigra in Szene gesetzt hat (www.geo.de/foto-workshop). Der GEO EXPLORER (www.geo.de) bietet ständig das Neueste aus GEO, GEO EPOCHE, GEO WISSEN, GEO SPECIAL, GEO SAISON und GEOlino



MODE

Die hohe Kunst des Faltenwurfs

Sie verstanden zu leben, diese Römer, ohne jeden Zweifel. Sie waren so tüchtige Burschen. Sie haben so viele Sachen perfektioniert. Für die Mode aber hatten sie nicht viel übrig. Nicht viel? Eigentlich nichts. In Modedingen verhielt der durchschnittliche Römer sich so ähnlich wie ein durchschnittlicher deutscher Politiker, der morgens nicht groß nachdenkt, bevor er in seinen aschgrauen Anzug steigt und die gestreifte Krawatte umbindet.

Der graue Anzug der Römer hieß *toga*. Mit einer Toga warst du als Römer immer korrekt gekleidet. Die Toga bestand aus Wolle. Ein etwa fünf mal zwei Meter großes Wolltuch, meistens weiß. Diese Toga wollte also um den römischen Körper geschlungen werden. Dafür gab es strenge Regeln. Die Falten der Toga mussten auf eine ganz bestimmte Weise fallen, andernfalls machte der Träger sich unmöglich.

Eine Toga anzuziehen, das funktioniert offenbar so ähnlich wie der Aufbau eines Ikea-Regals: Theoretisch ist es ganz einfach, in der Praxis aber verdammt kompliziert. Weil es keine Waschmaschinen gab und kein Imprägnierapparat, wurde die Toga mit Schwefel gebleicht und mit Urin imprägniert. Wie das olfaktorisch gewirkt hat, kann man sich wahrscheinlich vorstellen.

Je länger das Reich bestand, desto beliebter wurde die *tunica*. Die Tunika war eine Art langes Unterhemd, und ihr größter Vorteil bestand darin, dass sie sich einfacher anziehen ließ als eine Toga. Die Tunika funktionierte fast wie eine Uniform – an der Farbe und den Streifen konnte jeder den Rang der betreffenden Person ablesen. Breiter Purpurstreifen? Aha, ein Senator.

TEXT: HARALD MARTENSTEIN



In Sachen Mode ließen sich die alten Römer nicht viel einfallen – eher schon

Wer leicht fror, zog mehrere Tuniken übereinander an oder stülpte sich die *paenula* über, das Schlechtwettergewand, einen Poncho mit Kapuze. Dandys und leichte Mädchen bevorzugten Gewänder aus Seide. Die Seide wurde aus Asien importiert und war so teuer, dass sie mit Gold aufgewogen wurde.

Römerinnen trugen einen BH, genauer gesagt ein Brustband aus Stoff oder Leder, auf der Straße einen Schleier. Darauf eine *stola* – eine besonders weite, besonders lange Tunika, ein kartoffelsackähnliches Teil, mit dessen Hilfe die tugendhafte Verheiratete Dame sich der Welt zu erkennen gab. Ein Römer, der versuchte, mit einer *stola*-Trägerin zu flirten, verhielt sich unklug.

An den Füßen bevorzugten die Römer Halbschuhe und Stiefel, vor allem in der Version „Soldatenstiefel“. Sandalen gehörten dagegen ins Haus – Sandalen waren die Pantoffeln der Antike. Manchmal kam es vor, dass ein Bewerber um das Konsulat in Sandalen auftrat, so angeblich Mark Anton. Ein derartiges Auftreten wurde von politischen Gegnern sofort als Fauxpas angeprangert.

Sogar in Rom, der Anti-Modestadt, trugen viele Frauen Schmuck und

auf achten, dass sie in einer Phase landen, in der Bärte modern waren. Denn das Rasieren war gemeinfährlich. Es gab zwar Rasiermesser, aber eine Menge Stümper unter den Barbieren. Die zogen Barthaare mit einem Umschlag aus Wachs oder einer Pinzette heraus. Jeden Morgen. Die größte Verrücktheit, die ein Herr sich gestatten konnte, war ein Purpurntakel. Purpurntakel waren teuer, und sie machten auf der Straße entsprechend Eindruck. Immerhin. Aber warum haben die Römer es nicht geschafft, Strümpfe zu erfinden? Strümpfe sind nicht allzu schwer herzustellen, und sie sind praktisch, oder? Nicht einmal Unterhoschen haben die Römer hinbekommen. Stattdessen trugen sie unter der Toga oder der Tunika eine Art Windel.

Womöglich hat das relativ freie, relativ unkomplizierte Verhältnis der Römer zur Erotik auch damit zu tun, dass sie es immer sehr eilig hatten, aus ihren unmöglichen Kleidern herauszukommen.

HOBBY-RÖMER

Seit »Gladiator« ist die Bude voll

Es gibt wieder echte Römer in Rom. Solche, die eine Tunika tragen. Römer, die mit dem Schwert kämpfen, dass es nur so kracht, und die nicht Gianni oder Paolo heißen, sondern Korakos oder Nero, wie es sich gehört. Die Gesinnung stimmt, auch die Adresse ist tadellos, nur die Umgebung wirkt optisch ein bisschen ungünstig. Die echten Römer treffen sich in der Via Appia Antica – dort, wo einst 6000 Anhänger des rebellischen Gladiators Spartakus am Straßenrand gekreuzigt wurden. Heute ist der Süden der Via Appia Antica leider ein Industriegebiet. Neben den echten Römern hat eine Busfirma ihren Sitz, auf der anderen Seite hat sich ein

angestrahltes Frisuren und die Bartmode wechselten von Zeit zu Zeit. Mal trug der Römer Bart, mal galt ein glattes Kinn als schick. Wenn es einen Tages-Zeitmaschinen gibt und wir ins alte Rom reisen können, müssen die Männer unbedingt dar-

OUCH, MAN!
THAT HURT!!

DIRECTOR'S CUT



In Rom gibt's seit einiger Zeit eine Schule für Freizeit-Gladiatoren. Der englische Zeichner Ralph Steadman hat sich - exklusiv für GEO EPOCHE - schon mal ausgemalt, wie deren Auftritt vor Publikum ausgehen könnte

Hersteller von Feuerlöschnern niedergelassen. In der Mitte aber liegt die erste und einzige postmoderne Gladiatorenenschule Roms, betrieben von der „Gruppo Storico Romano“.

Während nebenan fleißig Busse gewaschen werden oder Wachhunde bellen, kämpfen die Gladiatoren auf einem Hinterhof, zweimal die Woche. Sie tragen die typischen kurzen Röckchen, ihre Schwerter sind aus Holz, Fortgeschrittene dürfen Eisen nehmen. Nicht alle Gladiatoren wirken sportlich, manche sind sogar ziemlich rundlich – Rom ist eben eine Stadt der kulinarischen Verlockungen. Aber es reicht nach Weihrauch in der Schule, und aus dem Lautsprecher klingt der aufwühlende Soundtrack des Films „Gladiator“.

Die Gruppo Storico Romano ist schon vor einigen Jahren von ein paar romanophilen Bankangestellten ge-

gründet worden. Sie fanden, es sei eine hübsche Idee, Kurse für Gladiatoren anzubieten – Ausgleichsport mit historischem Hintergrund, warum nicht? Die Kurse dauern nicht lang, zwei Monate, und sind auch nicht besonders teuer, ungefähr 200 Mark. Die Schüler nennen einander mit römischen Namen, der Lehrer heißt *magister*, und in den Übungen orientiert sich die Schule an den klassischen Gladiatorentypen wie dem *retiarius* mit Netz und Dreizack oder dem *murmillo* mit Schwert und Schild. Der Römername „Nero“ ist selbstverständlich dem Vorsitzenden des Vereins vorbehalten, dem grauvelockten Endvierziger Sergio Iacomoni. Die Kurse dümpelten so dahin, bis der Film „Gladiator“ herauskam. Seitdem ist die Schule voll.

Die Gladiatoren rekrutieren sich meist aus der Studentenschaft oder der Angestellenschicht; Großbür-

gerum und Arbeiterklasse dagegen scheinen gegen den Reiz des Gladiatorenreitums weitgehend immun zu sein. Hin und wieder sind Frauen dabei. Schwerwiegende Unfälle hat es bisher nicht gegeben. Blut fließt allenfalls aus kleineren Schürwunden, vor allem im Handbereich.

Für die ernsthafte Forschung hat die Gladiatorenenschule eine überraschende Erkenntnis erbracht. Erstaunlich viele Kämpfe werden offenbar dadurch entschieden, dass einem der Kämpfenden ein Steinchen in die Sandale rutscht und das Zwicken ihn im entscheidenden Moment des Duells ableitet. Könnte die Sandale die Achillesferse des Imperiums gewesen sein? Wer die Ursachen für den Niedergang Roms untersuchen möchte, wird in Zukunft jedenfalls einen Blick auf das Schuhwerk der Feinde Roms werfen müssen.

100 JAHRE SANDALENFIK

Breitwand! Massenszenen! Dekadenz!

Den Film „Gladiator“ kennt ja wohl inzwischen fast jeder, der sich für das Alte Rom und Kopf-ab-Duelle interessiert. Aber hätte ein echter Kaiser wirklich in der Arena auf Leben und Tod gegen einen durchtrainierten Gladiator gekämpft, selbst wenn der verletzt war? (Auch Commodus, um den es im „Gladiator“ geht, war zwar verrückt, aber nicht lebensmüde). Außerdem – ist Mark Aurel wirklich, wie im Film behauptet, ermordet worden? (Den Althistorikern zumindest ist das neu.) Im „Gladiator“ stimmen eine Menge solcher Details nicht. Aber das macht nichts. Bei einem Römerfilm ist vor allem wichtig, dass er monumental aussieht. Insfern ist „Gladiator“ okay.

Der moderne Fußball und der moderne Römerfilm sind beide vor ungefähr 100 Jahren entstanden. Seither

werden ununterbrochen Fußballspiele veranstaltet und Römerfilme gedreht. Aber erst das Fernsehen hat aus dem Fußball und aus dem Römerfilm das gemacht, was beide heute sind: eine sehr große und sehr teure Angelegenheit. Der Fußball hat sich dann irgendwann dem Fernsehen angepasst. Der Römerfilm dagegen hat sich gegen das Fernsehen aufgelehnt. Und das kam so.

In den fünfziger Jahren dachte kaum jemand an die alten Römer, außer vielleicht die Lateinlehrer. Die anderen Leute hatten damals andere Bedürfnisse. Sie wollten sich ihr erstes Auto kaufen, sie wollten endlich mal gepflegt in Urlaub fahren, solche Sachen. Und die Leute fingen an, gewohnheitsmäßig fernzusehen.

„Wir müssen den Menschen eben etwas bieten, was dieser dumme kleine Bildschirm ihnen nicht bieten kann“, sagten sich die Bosse von Hollywood.

„Breitwand! Massenszenen! Unbeschreiblicher Luxus, Dekadenz,

Schlachten, mit reichlich Erotik dabei! Es muss rappeln im Karton.“ Die Assistenten der Bosse zupften an ihren Krawatten und räusperten sich. „Rom“, sagten sie. „Kriege, Revolutionen, lockere Sitten, leichte Kleidung, brutale Strafjustiz, Christentum, ein toller Stoff, sehr groß. Billig wird das aber nicht, Chef.“

Die Bosse von Hollywood wandten sich an die Sekretärinnen von Hollywood. „Bestellen Sie die Herren Hollywoodregisseure für morgen zum Frühstück, rufen Sie außerdem diese Liz Taylor an und sagen Sie ihr, wir zahlen ihr jede gewünschte Gage, sie muss aber eine auffällig dünne Tunicia tragen mit dem tiefsten Dekolleté der Menschheitsgeschichte.“ So ist der moderne Römerfilm entstanden. Es klappte. Die Filme waren wahnsinnig teuer, aber Hollywood überlebte. „Römerfilm“ und „Monumentalfilm“ wurden de facto zwei Wörter für ein- und dieselbe Sache. Rom war nun mal eine große Sache, folglich drängte der Römerfilm schon von sich aus zum Monumentalen. „Cleopatra“, „Spartacus“ – so etwas hatte das Fernsehen nicht zu bieten.

Die seriösen Filmkritiker verachteten die meisten Römerfilme. Damit hatten die Hollywoodbosse keine Probleme.



Unübertroffen: Peter Ustinov als durchgeknallter Nero in „Quo Vadis?“ (1951)

Die wichtigsten Römerfilme heißen „Quo Vadis?“ und „Ben Hur“. Diese Filme sind allein schon deshalb wichtig, weil es so viele von ihnen gibt. Die Romanvorlage zu „Quo Vadis?“ hat der Pole Henryk Sienkiewicz um 1895 geschrieben, eine Liebesgeschichte zwischen einer Christin und einem römischen Offizier zur Zeit des Kaisers Nero.

In „Ben Hur“ von Lewis Wallace, 1880, geht es um die Bekämpfung eines Juden zum christlichen Glauben. Die naheliegende Idee, beide Stoffe in einem einzigen Film zu vereinen – „Quo vadis, Ben Hur?“ – ist seitensamerweise nie verwirklicht worden. Es wird auch nie ein zweiter Teil gemacht, kein „Quo Vadis? II“ oder „Ben Hur – Der Tag danach“, nein, sie erzählen immer wieder aufs Neue Teil eins, bis heute.

Der erste „Quo Vadis?“-Film entsteht schon 1901. Sechs Jahre später ist die Zeit reif für den „Ben Hur“-Film numero uno. Der italienische „Quo Vadis?“ von 1912 wird der teuerste Film seiner Zeit und so erfolgreich, dass sich Italien vorübergehend an die Weltspitze im Kinobusiness



setzt. 1924 probieren auch die Deutschen einmal aus, wie es so ist, bei einem „Quo Vadis?“-Film mitzumachen. Der Regisseur Georg Jacoby engagiert für diese Ko-Produktion in Rom Emil Jannings als Nero.

Der „Ben Hur“ von 1925 ist etwas ganz Besonderes. Allein die Filmrechte kosten mehr als normalerweise eine ganze Produktion: 600 000 Dollar! Zweitens wird eine Seeschlacht von 48 Kamerassen gleichzeitig aufgenommen – ein Rekord, der bis vor kurzem galt. Mit 3,9 Millionen Dollar wird dieser „Ben Hur“ der teuerste Stummfilm aller Zeiten.

„Quo Vadis?“ von 1951 – das ist die Version, in der Peter Ustinov den Nero spielt und in dem sowohl Sophia Loren als auch Liz Taylor, die spätere Kleopatra, in Statistenrollen auftauchen. Auch dieses Werk hat einen bis heute ungebrochenen Rekord aufzuweisen, es ist der Film mit den meisten Kostümen, 32 000.

Außerdem hat der Regisseur Mervyn LeRoy 63 Löwen, 85 Tauben und zwei Geparden engagiert. Er schreibt in seiner Autobiographie Sätze, die unter Filmfans Klassiker geworden sind: „Es ist nicht schwer, in ein Drehbuch zu schreiben: 50 Löwen rennen in die Arena und fressen Christen. Wenn man das dann aber verfilmen will, steht man vor gewisser Schwierigkeit.“ Einige Experten haben LeRoy trotzdem nicht verziehen, dass bei ihm Schach spielen die Römer vorkamen.

1959 erobert sich ein „Ben Hur“ (der von William Wyler) den Titel „teuerster Film aller Zeiten“, den der stum-

me „Ben Hur“ schon mal 1925 besessen hat. „Ben Hur“ ist damit die einzige Geschichte der Welt, die zweimal zum teuersten Film aller Zeiten wird. Wyler lässt 50 000 Statisten aufmarschieren, gewinnt elf Oscars, rettet das Studio Metro-Goldwyn-Mayer vor der Pleite und behauptet auch noch, sein Film enthalte 365 Sprechrollen, aber das ist wahrscheinlich gemogelt.

Ein italienischer „Quo Vadis?“ von 1985 ist erwähnenswert, weil darin Klaus Maria Brandauer den Nero spielt – im Filmbusiness hat Nero ungefähr den gleichen Stellenwert wie der Mephisto im Theater, ist also der definitiv böseste Bösewicht.

Vielleicht lässt sich jetzt ungefähr ermessen, was das nächste Filmfestival von Venedig für die Cineasten bedeutet. Denn dort wird im September wieder einmal die Uraufführung eines „Quo Vadis?“-Opus gefeiert, genau 100 Jahre nach dem ersten Versuch. Diesmal kommt es aus Polen. Seltsam, Polen hat bisher weder ein „Quo Vadis?“ noch einen „Ben Hur“ hergestellt. Der Regisseur Jerzy Kawalerowicz ist fast 80. Gedreht haben sie im Stadion von Warschau und in einem verlassenen Flugzeughangar, der von polnischen Experten in den Palast des Kaisers Nero umgebaut wurde. 10 000 Statisten. Wird es der neue „Gladiator“? Die Produktionsfirma sagt: Es ist ökonomisch wahnsinnig riskant, der teuerste polnische Film aller Zeiten, und viel besser als Fernsehen. Alles andere wäre bei diesem Stoff wohl auch eine Schande.

*Seien wir ehrlich:
Es gab in den letzten
Jahren bei den Rö-
merfilmen eine
leichte Flauta; lange
mussten die Rom-
Aficionados auf den
legitimen Nachfolger
von „Ben Hur“ (un-
ten rechts) warten.
Doch jetzt, rechtzeit-
ig zu seinem 100.
Geburtstag, lebt das
Genre wieder auf –
mit dem Welterfolg
von Russell Crowe
als „Gladiator“*



(Gerd-R. Lang, Uhrmachermeister und Gründer der Chronoswiss, München)



„Zeitgeist finden Sie nicht in meinen Uhren.“ Also nicht das Oberflächliche, Modische, Flüchtige. Sondern zeitlose Präzision, fanatische Akribie und die unumstößliche Verbundenheit zu beständigem, bodenständigem Handwerk. Meine Uhren passen so gesehen vielleicht nicht mehr in die Zeit. Aber ganz bestimmt zu Menschen, die diesen Anachronismus mit mir teilen. Hätten Sie ein paar Minuten Zeit für mein „Buch mit dem Tick“?

Chronoswiss, Elly-Staegmeyer-Str. 12, 80999 München,
Telefon (0 89) 89 26 07-0, Telefax (0 89) 8 12 12 55

C
CHRONOSWISS
Faszination der Mechanik

Vom Bauerndorf zum

VON CAY RADEMACHER

An der Piazza della Rotonda erhebt sich das gebaute Symbol Roms, eine herrschaftliche Geste aus Beton und Bronze, Ziegel und Marmor: das Pantheon. Kaiser Hadrian ließ vor rund 1900 Jahren diesen Prunkbau schaffen, der all das verkörpert, was noch wir Heutige an Rom bewundern: Die 43,3 Meter durchmessende Halbkugel aus Beton, der mit eingegossenem Bimsstein leicht und doch stabil ist, überwölbt einen Zylinder von identischer Höhe – einen Raum von perfekter Harmonie. Mit seiner Größe und seinem Ebenmaß ist das Heiligtum Technik in höchster Vollendung und steingewordener Cäsarenwille zugleich.

Doch obwohl hier ein Kaiser den Göttern einen solchen Prachtbau gewidmet hat, ist kaum ein Weltreich so sehr im Diesseits verhaftet gewesen wie das Römische Imperium. Die Mächtigen trieb keine Ideologie oder religiöser Eifer, weder die Hoffnung auf Profite noch fanatische Rachsucht, sondern nur die Gier nach Ruhm bis nach Schottland und an die Donau, nach Mauretanien und Syrien. Und nicht allein die Ausdehnung des Reiches lässt uns staunen, sondern auch dessen Beständigkeit: Länger als ein Jahrtausend waren die vier Buchstaben SPQR – *Senatus Populusque Romanus*, Senat und Volk von Rom – das Symbol der Weltmacht.

Das Geheimnis dieses Erfolges war Roms hemmungsloser Pragmatismus. Es gibt wenig, was nicht Ägypter, Hethiter, Griechen oder Karthager vorher erfunden hatten – doch noch weniger, was Rom nicht übernahm, verbesserte, perfektionierte. Aus dem Reich der Pharaonen kam der Kalender mit 365 Tagen – doch in seiner römischen Form ist er bis heute bestimmd. Karthagos Galeeren beherrschten jahrhundertlang das Meer – doch Roms Nachbauten versenkten binnen weniger Jahre die Flotte der Nordafrikaner.

Roms Herrscher verstanden nicht nur fast alles von Kriegsführung, sie waren auch Meister der Befriedung. Straßen, Brücken, Aquädukte durchzogen die eroberten Provinzen, Städte wurden gegründet, die oft die ersten größeren Ansiedlungen überhaupt in Regionen waren, in denen nur „bar-

Ein neutraler Beobachter der Weltläufe um das Jahr 500 v. Chr. hätte wahrscheinlich den Aufstieg Griechenlands und die Dekadenz Ägyptens bewundert, die Macht Persiens und den Reichtum Karthagos. Ein fiebervorseuchtes Bauerndorf in Italien dagegen hätte er wohl übersehen: Rom. Doch von hier aus ging ein Eroberungszug aus, dessen Folgen die Welt für immer verändern sollten

barische“ Stämme lebten. Roms Gesetze, seine Lebensart und sein Luxus, seine Kunst und Architektur – kurz: alles, was „Zivilisation“ genannt wird – verdrängten im Westen in wenigen Generationen die lokalen Traditionen, sogen sie auf, transformierten sie. So hatte das Leben eines Germanen, der um 200 n. Chr. in einer der Römerstädte am Rhein wohnte, mehr gemein mit dem eines Galliers oder eines Nubiens als mit dem eines Germanen östlich des Rheins.

Mächtiger und dauerhafter noch als seine sichtbaren Recht und Politik. Recht: Das Imperium war kein Paradies auf Erden, aber ein Reich, in dem die Gesetze prinzipiell für alle Menschen galten. Römische Bürger waren gegenüber Unterworfenen oder Sklaven privilegiert – aber jeder Unterworfene oder Sklave konnte durch Fleiß, Gerissenheit oder Glück das Bürgerrecht erringen. Noch der moderne Rechtsstaat ist ein Erbe römischer Prinzipien – auch in folgenden Rechtsgrundsätzen:

- *ne bis in idem* – Niemand darf für dasselbe Vergehen zweimal verurteilt werden;
- *nulla poena sine lege* – Bestraft werden kann nur, wer gegen ein gültiges Gesetz verstößt;
- *in dubio pro reo* – Im Zweifel für den Angeklagten.

Großreich

Politik: Die Führer unterworferner Völker wurden, wo es möglich war, von den römischen Siegern privilegiert und ins Imperium eingebunden – sie durften einen Teil ihrer alten Macht behalten und erhielten das Bürgerrecht. Männer aus den Provinzen wurden in den Senat aufgenommen – und einige erreichten gar den Gipfel: den Kaiserthron. Trajan und Hadrian kamen aus Spanien, Septimius Severus wurde in Nordafrika, Diokletian im heutigen Kroatien geboren.

Dabei ist dieses Weltreich aus einem elenden, versumpten Bauerndorf erwachsen. Um 1000 v. Chr. siedelten erstmals Menschen auf dem Palatin, einem der sieben Hügel Roms; die Senke davor war fieberverseucht. Vielleicht prägte diese Unwirtlichkeit die ersten Römer und machte sie, die nichts zu verlieren hatten, allzeit bereit zu Kriegen und Eroberungen. Vielleicht aber war es auch umgekehrt – und es verschlug in die Sümpfe am Tiber die Unruhigen und Skrupellosen, die aus den günstiger gelegenen, reicheren Städten Etruriens und Latiums hatten fliehen müssen.

Schon die Gründungsmythen Roms bestätigen, dass Aggressivität und Gewalt von Anbeginn zum Wesenszug seiner Einwohner gehörten: Romulus, der sagenhafte Stad Gründer, soll seinen Bruder Remus erschlagen haben, nachdem der ihn verhöhnt hatte. Irgendwann um 600 v. Chr. schwangen sich in Rom etruskische Könige zu Herrschern auf – die der Überlieferung nach 510 v. Chr. von den einheimischen Adelsfamilien vertrieben wurden. Von da an blieb Rom ein halbes Jahrtausend lang *res publica*, Angelegenheit aller Bürger – zunächst als Staat der Patrizier, der Aristokratenfamilien, nach langen politischen Kämpfen von 287 v. Chr. an als Gemeinschaft der Patrizier und der nichtadeligen Plebejer.

In diesen Jahrhunderten blieb die Außenpolitik stets so, dass Romulus stolz gewesen wäre auf seine Nachfahren: Rom ließ seinen Nachbarn nur die Wahl zwischen sofortiger Unterwerfung oder Krieg mit anschließender Unterwerfung. Die Nachbarstadt Veji, eine etruskische Gemeinde

kaum 20 Kilometer nördlich Roms, wurde so lange mit Krieg überzogen, bis sie 396 v. Chr. fiel und ausgelöscht wurde. Dann verwandelte die Tiberstadt nach und nach ganz Italien in ein Schlachtfeld – gut 150 Jahre lang. Zuerst besiegte sie die latinischen und samnitischen Nachbarn, dann die Etrusker und Kelten im Norden der Apenninenhalbinsel, schließlich die im Süden siedelnden Griechen.

Dieser lange italische Bruderkrieg war mehr als nur ein lokales Vorspiel für den Griff nach der Weltmacht, der dann folgen sollte: Italien war für Rom ein Labor der Macht, ein riesiges Experimentierfeld, um sein Herrschaftsinstrumentarium zu schaffen. Hier testete es, wie das Land, das die Legionen erobert hatten, ohne starke Besatzungstruppen gehalten werden konnte.

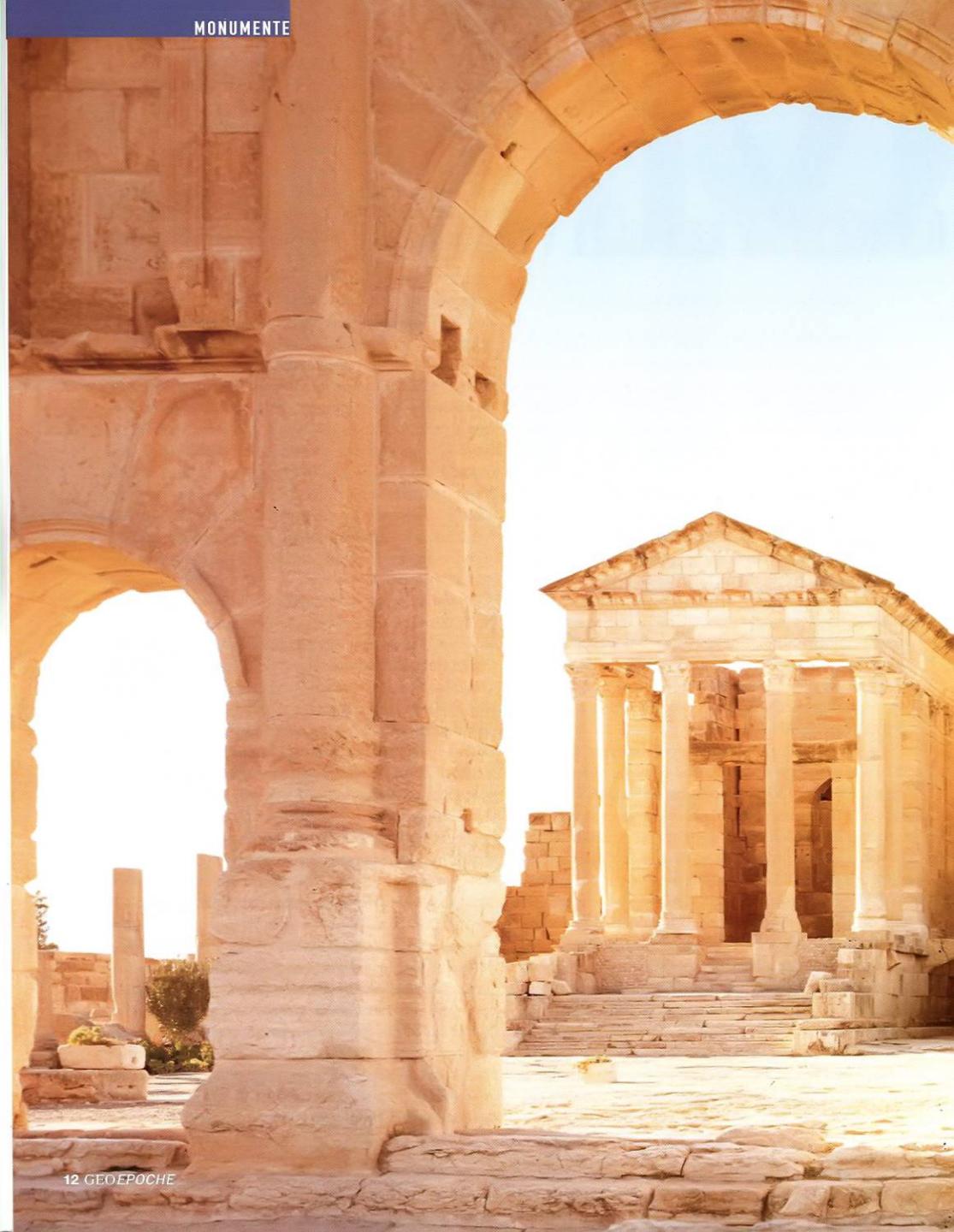
So machte Rom etwa 320 v. Chr. Luceria zu seiner ersten Kolonie – einer Stadt für römische Bürger mitten in feindlichem Gebiet. Das Imperium wurde damit direkt und indirekt gestärkt. Direkt, weil bestehende Siedlungen wie Zwingburgen fremdes Terrain kontrollierten. Indirekt, weil diese Städte oft zu Modellen wurden, zu gebauten Visionen von Luxus und Komfort, deren Verführungen die Besiegten schließlich erlagen. Luceria war der Prototyp für Dutzende von Gemeinden, die in folgenden Jahrhunderten Roms Zivilisation selbst Tausende von Kilometern von Palatin und Kapitol entfernt erblicken ließen.

Für uns Europäer ist Roms angsteinflößendes Genie der Macht ein Glücksfall. Der Mittelmeerraum und die nördlich angrenzenden Länder waren einst fragmentiert in viele kleine Kulturräume. Erst das Imperium Romanum einte sie, gab ihnen *ein* Recht, *ein* politisches System, *eine* Vorstellung von einer stammes- und volkübergreifenden Einheit. Ohne Rom wäre Europa womöglich zu einer Region marginaler Randkulturen Asiens herabgesunken.

Zwar entwickelten sich die Voraussetzungen für unser politisches und ästhetisches Verständnis in den Stadtstaaten Griechenlands. Doch erst das Imperium Romanum, das die griechische Geisteswelt bewahrte, schuf durch seine Größe und die jahrhundertelange politisch-militärische Stabilität das Fundament für jene Zivilisation, die später „Abendland“ genannt wurde. Denn selbst als Rom schließlich 476 unterging, eiferten die neuen Länder, aus denen Europas Staaten entstehen sollten, mangels Alternativen dem Imperium nach.

Insofern hätte die Globalisierung – jener Prozess, in der die abendländische zur weltweiten Zivilisation wird – mit ihrer erschreckenden Effizienz, mit ihrer Geschwindigkeit, mit ihrer totalen Diesseitigkeit den Kaisern, den Konsuln und, ja doch, wohl selbst dem Brudermörder Romulus aufs Beste gefallen.

Cay Rademacher, 35, ist der Textredakteur dieses Heftes.



Urbi et Orbi

Roms Imperium wurde durch das Schwert gewonnen, doch durch den Stein verbunden. Selbst in fernen Provinzen bauten Architekten nach dem Vorbild der Kapitale. Mit Straßen und Foren, Theatern und Aquädukten, Tempeln und Toren, wie im tunesischen Sbeitla. Und sie gaben *urbi et orbi* – Rom und der römischen Welt – ein Gesicht, das für Jahrhunderte prägend war

FOTOS: PETER BIAŁOBRZESKI







AQUÄDUKTE

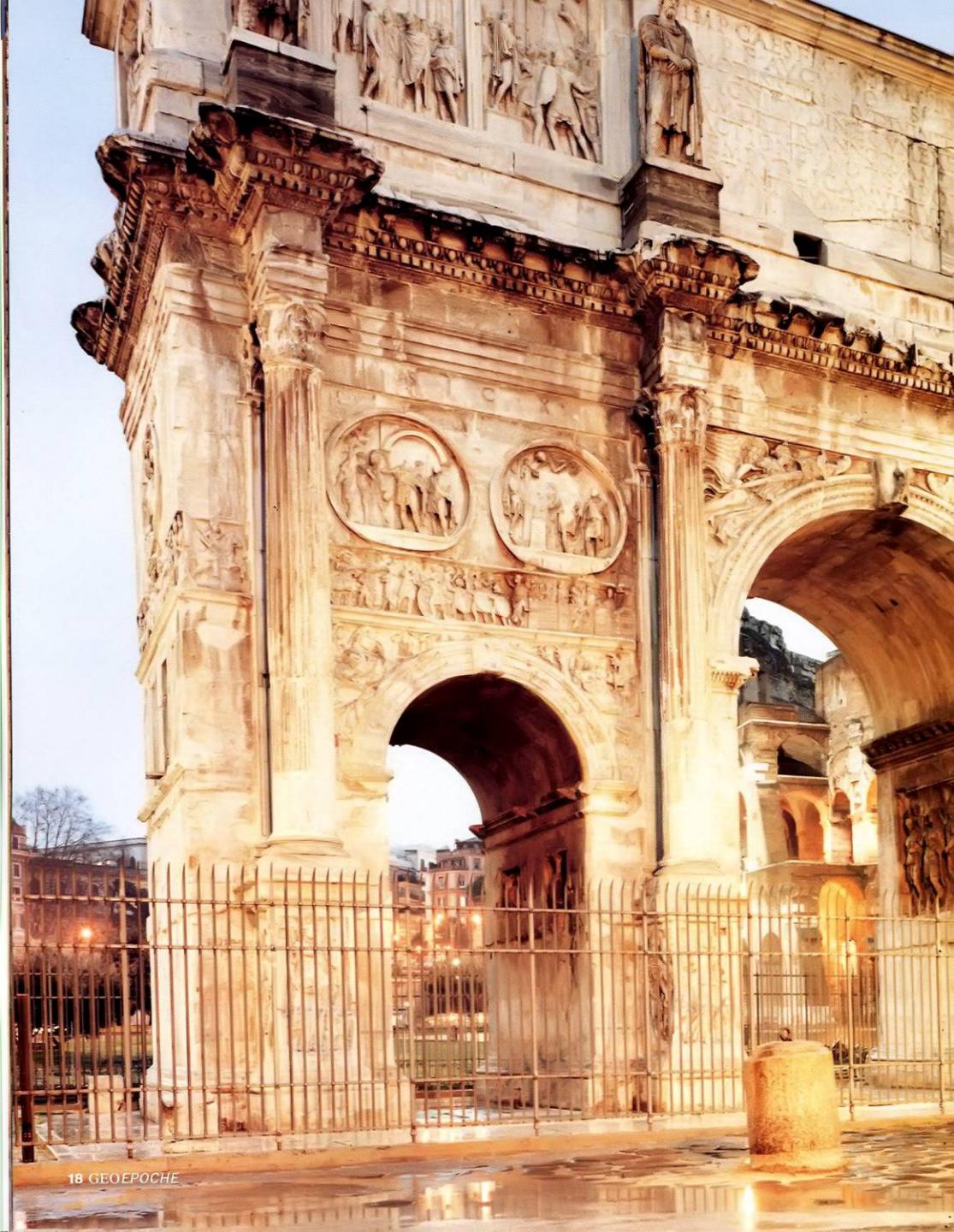
Die Römer gründeten Städte, und Städte brauchen Wasser. Aquädukte schafften es heran, sogar über mehr als 100 Kilometer. Nur wenige dieser sorgsam konstruierten Bogenbänder haben die Wirren am Ende des Imperiums so unbeschadet überdauert wie das im spanischen Segovia



STRASSEN

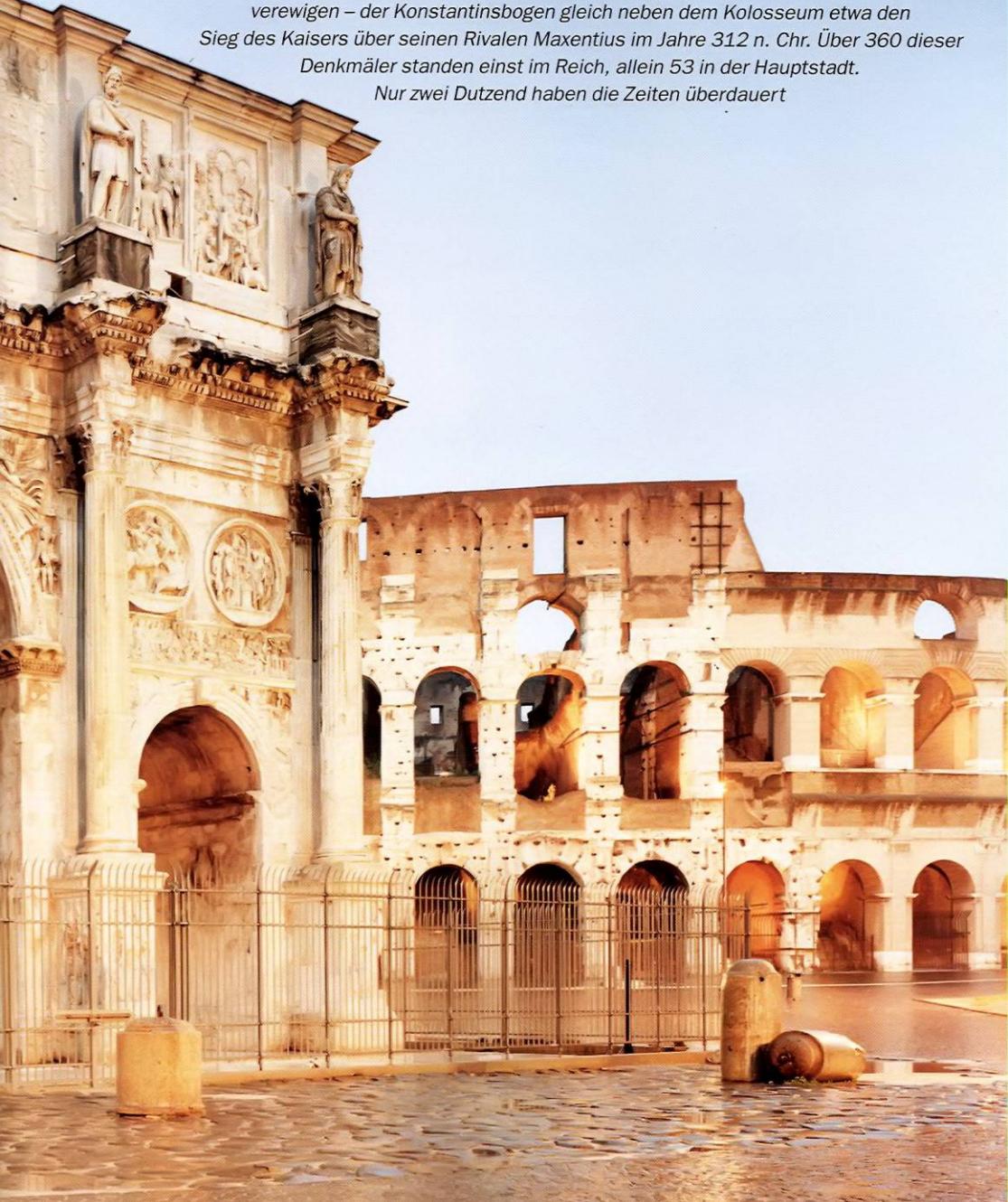
Gepflasterte Fernverbindungen wie die Via Appia zwischen Rom und Capua waren Wunder der Logistik und Ingenieurskunst. Legionen, Nachrichten, Händler, Pilger konnten darauf fast jeden Winkel des Imperiums erreichen. Über manche der alten Straßen und Brücken rollt der Verkehr bis heute





TRIUMPHBÖGEN

Der arcus triumphalis sollte die Taten eines Herrschers verewigen – der Konstantinsbogen gleich neben dem Kolosseum etwa den Sieg des Kaisers über seinen Rivalen Maxentius im Jahre 312 n. Chr. Über 360 dieser Denkmäler standen einst im Reich, allein 53 in der Hauptstadt. Nur zwei Dutzend haben die Zeiten überdauert



TEMPEL

In den Provinzen, so im antiken Thugga in Tunesien, waren es vor allem reiche Familien, die den römischen Göttern Heiligtümer errichteten – weniger aus Glaubenseifer als um mit diesen prunkvollen Bauten ihre Loyalität zum Imperium zu demonstrieren





TORE

Die Porta Nigra schützte seit dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. den nördlichen Zugang zu Augusta Treverorum, dem heutigen Trier, das im 3. Jahrhundert sogar Kaiserresidenz wurde. Das »Schwarze Tor« war Festung und Denkmal zugleich: Bollwerk gegen Angreifer und monumental Abschluss einer Hauptstraße







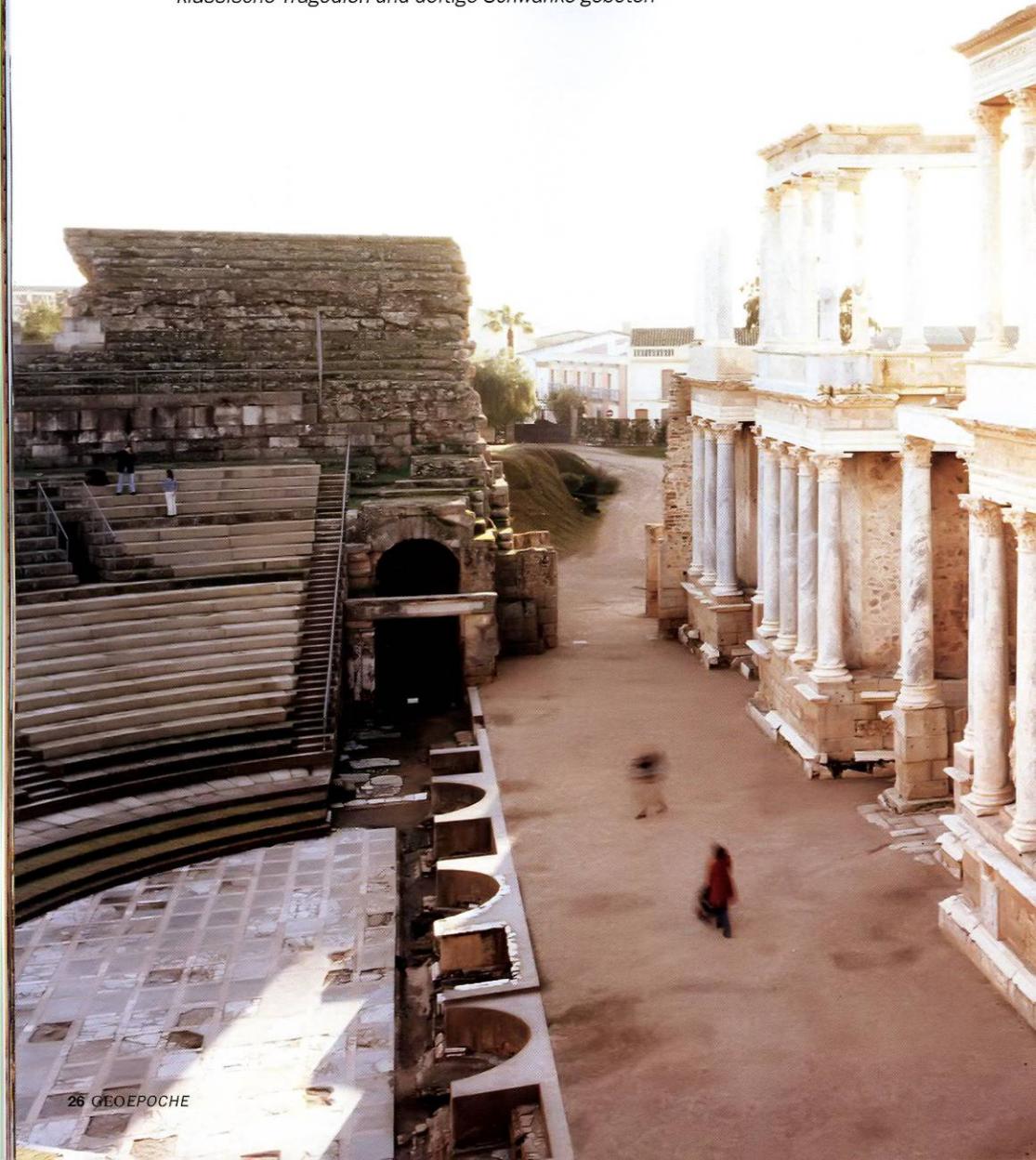


VILLEN

Die Paläste der römischen Kaiser waren Vorbild für viele Residenzen Europas. Das wohl größte und prächtigste dieser Gesamtkunstwerke, eine 60 Hektar große Anlage aus Gärten und Bauwerken, Säulengängen und künstlich angelegten Seen, errichtete Hadrian um 130 n. Chr. in Tivoli bei Rom

THEATER

Die Arenen waren für den Kampf, die Bühnen für die Kunst.
Anders als in den ovalen Amphitheatern, in denen sich die Gladiatoren
auf Leben und Tod maßen, wurden auf den halbrunden Schau-Plätzen, etwa
im spanischen Mérida, vor säulengeschmückten Kulissenwänden
klassische Tragödien und deftige Schwänke geboten





Rund 120 Jahre lang, von 264 bis 146 v. Chr., führt Rom fast ununterbrochen Krieg, unterwerfen seine Legionen fast alle Nachbarvölker. Gegenwehr – wie die des Germanen auf einem späteren Relief – erscheint zwecklos. Der griechische Historiker Polybios stellt um 150 v. Chr. als erster die Frage: Was macht Rom unüberwindlich?



Der Griff nach der Weltmacht

Das Morden dauert sechs Tage. Sechs Tage, in denen Tausende von Soldaten mit Schwestern und Brandfackeln auf Sturmleitern die Mauern erklimmen, die so hoch und mächtig sind, dass in ihrem Innern die Ställe der Kriegselefanten eingerichtet sind. Sechs Tage, in denen die Angreifer nach und nach jeden Tempel und jedes Haus der feindlichen Stadt stürmen. Sechs Tage, in denen sie die sich verzweifelt wehrenden Bürger bis zur Burg zurückdrängen, der letzten Festung der Attackierten.

Am siebten Tag ergeben sich die Überlebenden der mehrere hunderttausend Einwohner zählenden Metropole. Etwa 50 000 Männer, Frauen und Kinder werden von den Siegern gefangen genommen. 900 Verzweifelte ziehen sich auf das Dach des Eschmuntempels zurück, den sie in Brand stecken, so dass das Heiligtum ihr Scheiterhaufen wird.

So endet, unter den Schlägen der römischen Armee, im April 146 v. Chr. Karthago, einst eine der prachtvollsten Städte am Mittelmeer. Rom hat keinen Rivalen mehr. Während die Legionäre die Reste der Gebäude plündern, blickt der römische Feldherr Publius Cornelius Scipio Aemilianus auf die brennenden Ruinen der von ihm erobernten Metropole – und weint. Ein knapp 60 Jahre alter Griech fragt Scipio, was ihn bewege.

Er denke, antwortet der Feldherr, an die Zerbrechlichkeit des Glücks, die vielleicht dazu führe, dass auch Rom einst ähnlich enden werde wie Karthago. Dann zitiert er einen Vers von Homer mit der Weissagung über den Untergang Trojas.

Mag sein, dass Scipio in diesem Moment tatsächlich echte Trauer empfindet, mag sein, dass er bloß sentimental ist. Oder um eine effekttheisende Selbstdinszenierung bemüht.

Denn Karthagos Ende ist gut für seine Karriere und seinen Ruhm – und der Griech an seiner Seite ein unbestechlicher Chronist der Epoche: Scipio hat Polybios eigens zu sich

kommen lassen, damit der als Augenzeuge dabei sei.

Die Rechnung geht auf, denn Polybios wird in seinem Werk den Ruhm Roms und den seiner Feldherren verewigen – aber auch den des Verfassers: Seine Chronik über den Aufstieg Roms zur Weltmacht wird ihm zu einem der bedeutendsten Historiker der Antike machen.

POLYBIOS WIRD UM 200 v. Chr. in Megalopolis geboren, einer Stadt in Südgriechenland und eines der Zentren des Achäischen Bundes. Diese Union von Städten verteidigt ihre Unabhängigkeit vor allem gegenüber den Makedonen im Norden, die zusammen mit anderen hellenistischen Rei-

leenern und Söldnerheere beherrschen Nordafrika bis zu den Atlantikküsten, Südspanien, Korsika, Sardinien – und Sizilien.

Im Sommer 264 stehen Roms Legionen an Süditaliens Küste. Von dort sind es mit einer Galeere nur wenige Stunden bis nach Sizilien. Die Insel ist reich an Getreide und Wein. Zwar sind Rom und Karthago seit Jahrhunderten durch Verträge miteinander verbunden, doch nun entschließt sich der Senat zum Bruch und entsendet seine Truppen nach Sizilien: eine Invasion in karthagisches Herrschaftsgebiet. Aus dem Ringen um Sizilien wird ein Zweikampf Rom gegen Karthago um die Herrschaft im westlichen Mittelmeer. Zwei Kriege (die

Italien ist für Rom längst zu klein

chen wie den Seleukiden in Kleinasien oder den Ptolemäern in Ägypten den östlichen Mittelmeerraum prägen. Der Vater von Polybios ist einer der führenden Politiker des Bundes. Auch sein Sohn macht eine glänzende Karriere und wird 169 v. Chr. zum Führer der Reiterei – zu einem der wichtigsten Männer des Bundes. Doch dann greift Rom so stark in Griechenland ein, dass sich sein Leben für immer verändern wird.

Für die Stadt am Tiber ist Krieg seit Jahrhunderten der Normalzustand. Längst dominiert sie Italien. Die etruskischen Stadtstaaten: von den *legiones* zerschlagen. Die latinischen, samnitischen, griechischen Gemeinden Mittel- und Süditaliens: von Rom geschleift, unterworfen oder zu abhängigen Bundesgenossen gemacht.

Als Roms Militärmashine 264 v. Chr. erstmals über die Apenninenhalbinsel hinausgreift, kollidiert sie mit der größten Seemacht der Epoche: Karthago. Deren Ga-

spätere Historiker „die Punischen“ nennen werden) fechten die Rivalen darüber aus – 40 Jahre Krieg, unterbrochen nur durch ein Intervall, das bloßes Atemholen ist.

Der Zweite Punische Krieg ist der gefährlichste Konflikt, in den die Römische Republik jemals verwickelt wird. Die Karthager sind zwar an Soldaten und Schiffen unterlegen, doch auf ihrer Seite kämpft der wohl

brillanteste Feldherr der Antike: Hannibal.

Der trägt den Krieg ins römische Herzland. 216 v. Chr., nach der Schlacht von Cannae und anderen Niederlagen Roms, steht in Italien kein reguläres römisches Heer mehr. Knapp 60 000 Legionäre sind allein bei Cannae gefallen und 12 000 weitere gefangen genommen worden. In Roms Bevölkerung bricht Panik aus – die Hysterie ist so groß, dass vier Menschen auf dem Forum Boarium als Opfer zur Besänftigung der Götter lebendig be-



Prachtvolle Schwerter wie diese führten nur höhere Offiziere

graben werden. Doch die Senatoren bleiben unbeugsam. Sie ziehen Männer von den Schiffen der Flotte ab, rekrutieren Jugendliche, Kriminelle und sogar Sklaven. Niemand fleht Hannibal um Frieden an.

Der Karthager marschiert nach seinem Sieg nicht auf Rom – ein Zögern, das selbst seinen höchsten Offizieren unverständlich ist (und bis heute von Historikern nicht schlüssig erklärt werden kann). Er wartet in Süditalien offensichtlich auf ein Kapitulationsangebot Roms. Doch er wartet vergebens.

Die römischen Feldherren kämpfen in den nächsten Jahren überall dort, wo Hannibal *nicht* ist: in Spanien, in Nordafrika und in jenen italienischen Regionen, die der karthagische Feldherr gerade verlassen hat. In dieser Zeit werden die jeweils rund 5000 Soldaten starken Legionen neu organisiert. Schwerbewaffnete Fußsoldaten bilden den Kern der römischen Militärmacht: Männer mit Helm und rechteckigem Schild, bewaffnet mit Spieß und Kurzschwert. Auf dem Schlachtfeld sind sie, geschützt durch einen Wall aus Schilden, langsam, aber dafür nur schwer zurückzudrängen oder zu zersprengen.

Nach der blutigen Lektion von Cannae werden die Legionen nun in kleinere Einheiten – die *manipel* – unterteilt, die von ihren Anführern besser überblickt werden und deshalb selbstständiger agieren können. So werden die Legionen beweglicher als jede andere Truppe der Antike – etwa die Armeen der Karthager und Griechen, bei denen die Fußsoldaten in dichter, geschlossener Reihe (der *phalanx*) mit gesenkter Stoßlanze kämpfen.

Erst 14 Jahre nach Cannae stellt sich Rom

mit einem reorganisierten Heer dem scheinbar übermächtigen karthagischen Feldherrn – und gewinnt. Hannibals erste Niederlage besiegt Karthagos Schicksal. Im Friedensvertrag von 201 v. Chr. verlieren die Karthager fast ihr gesamtes Reich. Die Adler der römischen Legionen stehen auf Sizilien, Sardinien, Korsika, in Oberitalien, Südfrankreich und Spanien.

ROMS KRIEG MIT Karthago ist wie ein Sog, dem auch der östliche Mittelmeerraum nicht entkommen kann: Die Kleinkönigtümer Illyriens (im heutigen Dalmatien) sind schon vom Imperium geschluckt worden, die Armeen der Makedonien und Seleukiden haben bereits Niederlagen einstecken müssen. Rom ist zwar der stärkste Akteur im Spiel um die Macht im östlichen Mittelmeer – aber nach wie vor einer von vielen (siehe auch Seite 178).

Als Polybios 169 v. Chr. zum Reiterführer aufsteigt, liegt Rom seit zwei Jahren wieder im Krieg mit dem benachbarten Makedonien. Polybios gehört im Achäischen Bund zu jener Partei, die in diesem Konflikt für strikte Neutralität eintritt.

Im Jahr darauf zerschlägt der römische Feldherr Lucius Aemilius Paulus das makedonische Königreich. Diesmal bleiben Roms Legionäre in Nordgriechenland. Im Achäischen Bund helfen sie einer romfreudlichen Partei an die Macht – und Polybios sowie rund 1000 weitere angebliche „Makedonenfreunde“ werden nach Italien deportiert.

Polybios beginnt sein Exil, wie er später gestehen wird, „in tiefster Mutlosigkeit und geistiger Lähmung“. In Rom herrscht zu dieser Zeit die Nobilität: Wenige aristokratische Familien stellen fast alle der 300 Senatoren.

Der Senat ist seit der Vertreibung der Könige im Jahre 510 v. Chr. Herz und Hirn der Stadt: Hier wird die Politik gemacht, hier wird über Krieg und Frieden, über Finanzen und Gesetze debattiert.

Zunächst nur aus den Reihen der Patrizier, seit 366 v. Chr. auch aus den Reichen unter den Plebejern kommen die alljährlich aufgestellten Kandidaten für die Magistrate: die damals acht Quästoren (die in den städtischen Archiven und der Finanzverwaltung arbeiten), die vier Ädilen (die die Aufsicht über die Straßen, Märkte, Bäder und Bordelle haben sowie die Versorgung mit Wasser und Getreide sichern müssen), die zu dieser Zeit vier Prätoren (die obersten Richter) und die beiden Konsuln, die Roms Heere führen, dem Senat vorsitzen und wichtige Bauprojekte leiten, etwa große Straßen oder Aquädukte.

Zwar verfügt das Volk von Rom (alle Männer mit dem Bürgerrecht) theoretisch über die Macht, weil es in Versammlungen über Kriegserklärungen und die Besetzung von Ämtern abstimmt. Außerdem haben die beiden direkt von der Bürgerversammlung gewählten Volkstribunen das Recht, jedes Vorhaben des Senats per Veto zu stoppen. Doch fast alle Bürger sind einer Adelsfamilie verpflichtet und zahlen für erhaltene Hilfe mit Gefolgschaft und Stimme, so dass die Senatoren in den meisten Fällen auch die Volksversammlungen sorgfältig orchestrieren.

UM DAS JAHR 168 beginnt mit dem Kriegsdienst in Makedonien der Aufstieg eines ehrgeizigen Mannes aus besserer Familie. Publius Cornelius Scipio Aemilianus ist 18 Jahre alt und der zweite Sohn jenes Heerführers, der das makedonische Reich zerschlagen und die 1000 griechischen Gefangenen nach Rom gebracht hat, darunter Polybios.

Noch in Griechenland lernt Polybios den über zehn Jahre jüngeren Scipio kennen – über das „Ausleihen von Büchern und das Gespräch über diese Bücher“, wie er später schreiben wird. Es sind Werke, die Scipios Vater vermutlich aus der persönlichen Bibliothek des letzten Makedonenkönigs geraubt hat.

Sehr schnell, so wird sich der Griechen später erinnern, entwickelt sich zwischen Scipio und ihm „eine gegenseitige Zuneigung, die wahrhaftig mit der zwischen Vater und Sohn verglichen“ werden können. Der aus seiner Heimat Entführte wird bald eher

derlage von Cannae haben viele Römer überwunden. So lässt sich mit der alten Furcht vor einem neuen Angriff Karthagos trefflich Stimmung machen: Scipio hofft, dass ihm ein Krieg gegen die Stadt in Nordafrika politische Aufstiegschancen bringen wird.

Das Exil bietet Polybios einmalige Einblicke in den inneren Zirkel der römischen Macht. Irgendwann in den Jahren mit Scipio fasst Polybios einen Entschluss: Er will eine Geschichte vom Aufstieg Roms schreiben. Er will seinem Publikum erklären, auf welche Weise das geschehen könnte.

Und, noch viel wichtiger: warum.

Weshalb gelingt Rom, was keinem der griechischen Staaten, was Karthago nicht und nicht einmal Alexander der Große erreicht hat: sich die zivilisierte Welt untertan zu machen? Wie konnte dieses gewaltige Unternehmen in nur einem Menschenalter gelingen? Was ist das Einzigartige an Rom – das, was es von allen Rivalen unterscheidet?



Legionäre in Paradeuniform, hier auf einem Relief aus der Zeit des Kaisers Claudius

Kriegsschauplätze, darunter Spanien und Nordafrika. In den unwirtlichen Alpenpässen macht er sich sogar auf die Spuren jenes legendären Heerzuges, mit dem Hannibal seine Soldaten und Kriegselefanten von Spanien her durch das Gebirge führte.

UM DAS JAHR 150 v. Chr. beginnt Polybios einzelne Teile seines Werkes zu veröffentlichen (er hat inzwischen die Erlaubnis bekommen, wieder in die alte Heimat zu reisen). Das Œuvre ist kein literarisches Meisterwerk – der Autor schildert die dramatischen Ereignisse im umständlichen Kanzleistil hellenistischer Rechtsgelehrter – doch die Nüchternheit und Unparteilichkeit seiner Darstellung sind ungewöhnlich. Polybios scheut sich nicht, die Leistung Hannibals in den höchsten Tönen zu loben und zugleich manche der Senatoren

Karthago muss fallen – um jeden Preis

als Gast, denn als Deportierter behandelt und lebt im Anwesen Scipios wie ein Hauslehrer. Polybios sieht seine Chance: Denn Scipio gehört durch Geburt und weitere verwandschaftliche Bindungen gleich zweien der mächtigsten Familien Roms an.

Der Römer ist einer der entscheidendsten Befürworter der Zerstörung Karthagos. Die Stadt ist zwar fast machtlos, doch das Trauma der Nie-

Polybios datiert den Griff nach der Weltmacht auf 218 v. Chr. mit dem Ausbruch des Zweiten Punischen Krieges und sieht diese bereits mit dem Sieg über die Makedonen 168 v. Chr. realisiert.

Der Griechen nutzt die Verbindungen von Scipios Familie, um in staatlichen und privaten Archiven über Roms Erfolge zu forschen (wo er die auf Stein- oder Bronzetafeln verewigten Texte früherer Friedensverträge studiert). Er befragt die Überlebenden der Feldzüge, er studiert die Werke anderer Historiker und bereist viele

wegen deren politischer oder militärischer Unfähigkeit zu geißeln.

Historiker, die das Eingreifen der Götter für die Geschicke der Menschen verantwortlich machen, verachtet der Mann aus Megalopolis. Die Römer, schreibt er, hätten „nicht, wie manche Griechen glauben, durch das Glück oder durch blinden Zufall, sondern mit gutem Grund und durchaus folgerichtig ihr Ziel erreicht“.

Der griechische Skeptiker hält die „abergläubische Götterfurcht“ des römischen Volkes für „erstaunlich“ und für einen cleveren Trick der Eliten, da man „die Massen nur durch Furcht vor dem Unsichtbaren und durch Mythen zusammenhalten kann“.

Es sind auch nicht die Legionen, so Polybios, die Rom „unüberwindlich“ gemacht haben. Zwar beschreibt er genauer als jeder andere Historiker vor ihm die Organisation des römischen Heeres – von der Gliederung einer Legion über die Ausstattung der schwer- und der leicht bewaffneten Fußsoldaten bis hin zum Aufbau eines rechteckigen Militärlagers. Und natürlich hält Polybios das aus rekrutierten Bürgern und Bundesgenossen gebildete Heer für eine Stütze der römischen Macht.

Aber nicht für die entscheidende.

Die Antwort, die Polybios auf die Frage nach dem Grund für Roms Tri-

umph gibt, ist eine andere: Der Griechen hält die „Eigentümlichkeit seiner Staatsform“ – seine *Verfassung* – für den entscheidenden Grund, warum die Römer über alle Konkurrenten triumphieren.

Polybios steht in der Tradition griechischer Philosophen, nach denen es drei Verfassungen geben kann:

- die Alleinherrschaft, die sie Monarchie nennen, sofern sie gut und legitim ist, sonst Tyrannis;
- die Herrschaft einer Elite (Aristokratie, sofern die kleine Gruppe dem Staate dient, sonst Oligarchie);
- und die Herrschaft des Volkes, die Demokratie (sofern der Staat dabei gedeiht) oder Ochlokratie, die „Herrschaft des Pöbels“.

den Katapulten. Und wenn die Soldaten die Sturmleitern anlegen, stehen oben hinter den Zinnen die Einwohner, viele mit selbstgeschmiedeten Waffen in der Faust und erschlagen die Angreifer. Zwei Jahre lang stürmen die Legionäre, die sich einen schnellen Sieg, reiche Beute und eine rasche Heimfahrt nach Rom erhofft haben, gegen das unüberwindliche Bollwerk an. Dann stehen sie kurz vor der Meuterei.

Auch das Volk von Rom wird von Missmut ergripen. In dieser Situation wählt es Scipio 147 v. Chr. zum Konsul, obwohl dieser zuvor weder die Prätur (das zweithöchste Amt) innegehabt, noch das 43. Lebensjahr erreicht hat – beides Voraussetzungen

Das »schönste Staatsgebilde« seiner Zeit?

Rom, dem „schönsten Staatsgebilde unserer Zeit“, sei es gelungen, alle drei Verfassungen miteinander zu kombinieren: Die Konsuln herrschten im Krieg wie Könige, der Senat repräsentierte die Aristokratie, die Volksversammlung die Demokratie.

Dieses fein austarierte System sei so flexibel, dass Rom in Kriegen und Krisen noch aus dem größten „Fehlschlag eine Lehre“ ziehen und dann „das Bessere“ entwickeln könne – wie nach der Schlacht von Cannae, als die Senatoren Hannibal so lange auswischen, bis sie ihr Heer reorganisiert hatten.

In Friedenszeiten dagegen würden sich Konsuln, Senat und Volksversammlung gegenseitig kontrollieren, so dass nicht ein Einzelner, eine kleine Clique oder eine zügellose Masse die Macht an sich reißen könne.

DOCH AUSGERECHNET SCIPIO, der Förderer des Griechen, stört das von Polybios so bewunderte Zusammenspiel von Konsuln, Senat und Volk entscheidend. Seit 149 v. Chr. führt Rom erneut Krieg gegen Karthago, um den alten Rivalen nicht nur zu besiegen, sondern – so haben es die Senatoren auch auf Scipios Drängen hin beschlossen – für immer zu zerstören. Doch Karthago fällt nicht.

Roms Legionen lagern auf der Ebene vor der Stadt. Aber Karthagos Mauern trotzen den Geschossen aus

für eine Wahl. Zudem sind viele Senatoren gegen Scipio.

Doch offensichtlich ist es der Druck der Straße, der Scipio nach oben trägt. Das Volk sieht in ihm den einzigen Mann, der Karthago vernichten könnte. Gibt es auf dem Forum oder vor den Häusern der Senatoren Demonstrationen, möglicherweise sogar bewaffnete Ausschreitungen? Die wenigen erhaltenen Quellen deuten darauf hin. Am Ende setzen die Volksversammlung und die Tribunen gegen die wohl eingeschüchterten Senatoren Unerhörtes durch: Die Verfassung wird für ein Jahr außer Kraft gesetzt und Scipio Konsul und damit Oberbefehlshaber vor Karthago.

In Nordafrika lässt der Feldherr – der sofort nach seiner Ernennung Polybios als Berater zu sich ruft – die Legionäre im Lager endlos exerzieren und drillt sie in Manövern, bis ihre Kampfkraft wieder gestärkt ist. Dann lässt er sie einen 1000 Meter langen Damm quer durch eine Lagune aufschütten: bis zu der dem Meer zugewandten Seite der Stadtmauer Karthagos.

Dort, wo keiner der Erbauer der Stadt je einen Sturmangriff erwartet hatte, ist das Bollwerk niedriger. Es ist die einzige, die entscheidende



Prunkdolch, gefertigt um die Zeitenwende

Schwachstelle im Wall. Nach mehr als einem Jahr und unzähligen Sturmangriffen fällt die Stadt.

Alle Bewohner kommen in die Sklaverei, selbst die Ruinen werden von den Legionären abgetragen, und auf die Felder wird Salz gestreut. Priester verfluchen das Stadtgebiet, auf dass niemand mehr dort wohnen solle. Karthagos geistiger Reichtum, seine Religion, Wissenschaft und Literatur, wird umfassender ausgelöscht als die jeder anderen antiken Hochkultur. Heute ist nicht ein einziges karthagisches Buch im Originaltext erhalten.

KAUM IST DER GRÖSSTE Rivale ein für alle Mal vernichtet, wenden sich die Legionen den hellenistischen Mächten zu, denn im Achäischen Bund ist es zum Aufstand gegen die Tiberstadt gekommen. Rom schlägt hart und gnadenlos zurück: Der Bund wird zerschlagen, dessen größte Stadt Korinth im September 146 v. Chr. zerstört.

Anders als im Westen muss sich Rom im Osten gleich mehreren Rivalen stellen. Einige werden besiegt und ins Imperium eingegliedert. Andere, zum Beispiel das Reich der Seleukiden in Syrien und das der Ptolemäer in Ägypten, sind zwar militärisch längst unterlegen, doch zögert Rom noch viele Jahrzehnte, ehe es auch sie annektiert.

Der Grund dafür liegt in einer immer größer werdenden innerrömischen Rivalität: Jeder Konsul, der als Feldherr einen der hellenistischen Staaten erobert, darf mit Ruhm und Ehren und mit Tausenden dankbarer Anhänger rechnen – politischen Vorteilen, die ihm seine aristokratischen Standesgenossen missgönnen.

So ist der Niedergang der hellenistischen Staaten langsamer und weniger dramatisch als der Fall Karthagos, aber ebenso unaufhaltsam. Als letztes großes Territorium wird 30 v. Chr. Ägypten geschluckt. Das Mittelmeer ist damit endgültig zum *mare nostrum* geworden, zu „unserem Meer“.

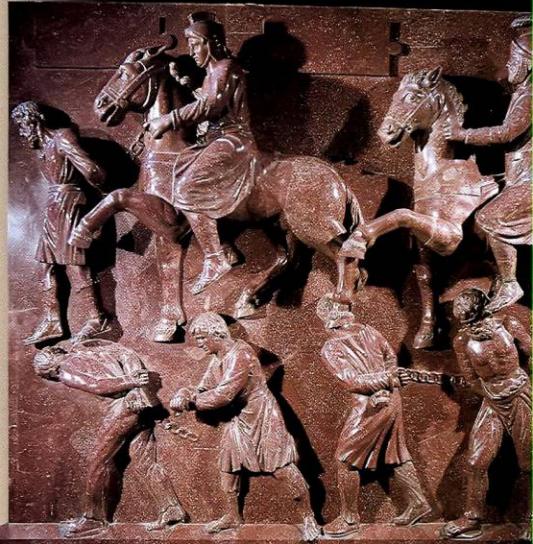
Polybios erlebt den Auftakt zum letzten Akt des Dramas, zum langsamsten Sterben der griechischen Freiheit, noch mit: Als Augenzeuge steht

er vor den brennenden Ruinen Korinths. Und doch geht Scipios Wunsch, von Polybios gefeiert zu werden, nicht in Erfüllung. Denn der Chronist hält die – militärisch unnötige – Vernichtung Korinths und Karthagos für ein Zeichen moralischen Verfalls. In späteren Ergänzungen und Überarbeitungen seiner Schriften schleichen sich skeptische Töne ein.

Werde ein Staat zu reich und mächtig, schreibt er nun, nähmen durch den zerstörerischen Ehrgeiz einzelner Politiker auch „Protz und Prunk“ überhand; am Ende stünde „Pöbelherrschaft“. Und: Roms Verfassung sei zur Zeit des Zweiten Punischen Krieges „am schönsten und vollendet“ gewesen – ein deutlicher Hinweis darauf, dass nach seiner Ansicht bereits zu Lebzeiten Scipios der moralische Verfall eingetreten ist.

IN DER ANTIKE HABEN wohl nur wenige Männer die Schriften über Roms Aufstieg (die vollständig wahrscheinlich erst nach dem Tod von Polybios herausgegeben werden) gelesen: Die Historiker Livius und Appian stützen sich darauf, Cicero ist von ihnen beeinflusst, der Caesarmörder Brutus liest in ihnen im Feldlager am Abend vor seiner letzten Schlacht.

Im Mittelalter gehen rund zwei Drittel des Werkes verloren. Aber selbst die bis heute erhaltenen Bücher und Textauszüge (in modernen Ausgaben immer noch einige hundert Druckseiten stark) haben lange nachgewirkt: Polybios' Beschreibung der gemischten Verfassung sowie seine



Auf dem Sarkophag der Kaiserin Helena treiben römische Reiter gefesselte Barbaren in die Gefangenschaft

Ideen von einem Staat, in dem sich die Institutionen in ihrer Macht gegenseitig beschneiden, beeinflussen die Verfassungstheoretiker von der Renaissance bis zum 19. Jahrhundert.

Doch ausgerechnet auf die Frage, die ihm selbst besonders wichtig gewesen ist, bleibt seine Antwort unvollständig: Warum Rom?

Die von Polybios herausgehobene Verfassung wird im Jahrhundert nach ihm durch Bürgerkriege zerstört und schließlich durch das Kaiseramt abgelöst – und trotzdem expandiert das Reich weiter. Mehr noch: Eine Mischverfassung wie die römische erklärt womöglich, weshalb ein Staat Kriege gut überstehen kann – aber nicht, warum er sie überhaupt beginnt.

Manche moderne Historiker wollen in den Römern Weltherren wider Willen erkennen, die ein Imperium



Statue eines verwundeten Galliers, um 170 v. Chr.

zusammengerafft hätten, weil ihnen gar nichts anderes übrig geblieben sei. Der deutsche Althistoriker Theodor Mommsen sah Ende des 19. Jahrhunderts den „letzten Grund“ für Roms Dominanz in der damaligen Unfähigkeit, ein „Gleichgewicht der Nationen“ zu entwickeln: Jeder Staat der Antike habe sich, sobald er im Innern konsolidiert war, auf seinen Nachbarn gestürzt. Bei diesem Ringen aller gegen alle sei letztlich Rom dank seiner Legionen und seiner überragenden Organisationsfähigkeit übrig geblieben.

Andere Wissenschaftler unterstellten Rom moderne Konzepte, sahen in der Stadt den Prototyp (und Namensgeber) des Imperialismus. So sei Karthago nur deshalb mit Krieg überzogen worden, weil Rom

von Ruhm und Weltherrschaft gewesen.

Jeder ehrgeizige Mann in der Römischen Republik strebte nach Ruhm – und der ließ sich am besten auf dem Schlachtfeld erringen. Als die Tiberstadt um 270 v. Chr. die Kriege in Italien für sich entschieden hatte, hätte sie ebenso gut für Jahrhunderte ruhig und friedlich am Rande der karthagisch-hellenistisch dominierenden Mittelmeerwelt blühen können – aber eben nur am Rande.

Stattdessen müssen die Römer in jenen Jahren beschlossen haben, dass



Diplom für 25 Jahre Militärdienst in der Reiterei

den Fernhandel der nordafrikanischen Stadt an sich reißen wollte – ein antiker Weltkrieg als kapitalistische Rivalität.

Heute tendieren viele Historiker zu noch einer anderen Erklärung: Danach war Rom weder Weltmacht wider Willen noch eine Art kühn kalkulierendes Monopolunternehmen, das

niemals der Rand, sondern nur das Zentrum der Welt Roms angemessener Platz sei.

Die wohlorganisierten Legionen waren die *Instrumente* der Eroberungen; und aus dem straff geführten, bevölkerungs- und rohstoffreichen Italien bezog Rom die notwendigen Ressourcen für seine Kriege. Doch das Motiv für alle Expansionen und der moralische und politische Rückhalt in Zeiten katastrophaler Rückschläge war nicht die von Polybios gelobte Mischverfassung, sondern der Glaube an die eigene Überlegenheit.

Der unerschütterliche Glaube an Roms Größe und seine Bestimmung zum Herrschen hat in der Republik,

Frieden war nie eine Option

systematisch alle Konkurrenten vom Markt verdrängte. Sonder das, was Rom zusammengehalten, was seine Eliten motiviert habe, sei der Traum

hat in den Bürgerkriegen, hat noch in der Kaiserzeit die Stände in Rom gezeigt. Die Weltherrschaft wurde und blieb die *Raison d'être* Roms.

SCIPIO AEMILIANUS, der wie kein zweiter Römer seiner Zeit den Traum von Ruhm und Weltherrschaft verwirklicht hat, wird, erst 56 Jahre alt, eines Morgens tot in seinem Zimmer gefunden. Niemand kennt die Umstände seines Endes, doch sofort gibt es Gerüchte, politische Gegner hätten ihn mit Gift beiseite geräumt.

Polybios überlebt ihn um mindestens zehn Jahre. Mit 82 Jahren stürzt er um das Jahr 120 v. Chr. vom Pferd und stirbt an seinen Verletzungen. Was er hinterlässt, ist ein Werk aus 40 Bänden über die Geschichte Roms und der übrige Welt.

Niemand berichtet so ausführlich und zuverlässig über das Drama vom Aufstieg Roms zur Weltmacht wie Polybios. „Seine Bücher“, röhmt Theodor Mommsen, „sind wie die Sonne auf diesem Gebiet; wo sie anfangen, da heben sich die Nebelschleier.“

Für Leo Philip, 35, ist Polybios ein alter Bekannter: In seiner Magisterprüfung im Fach Alte Geschichte wurde Philip über die Punischen Kriege und deren wichtigste Chronisten befragt.



TraumpfadFinder, Sterndeuter, Wegbereiter.

Studiosus-Reiseleiter zeigen Ihnen das
Verborgene hinter dem Offensichtlichen.*

***Qualität**
mit Brief & Siegel

Studiosus ist der einzige Studienreiseveranstalter Europas, dessen Qualitätsmanagement-System zur Auswahl, Aus- und Weiterbildung von ReiseleiterInnen und -leitern nach DIN EN ISO 9001 zertifiziert wurde.

Studiosus

Jetzt unsere aktuellen Kataloge kostenlos anfordern:

☎ 00 800/24 01 24 01

Gebührenfrei für D, A und CH

www.studiosus.com



ROM

Hauptstadt der Welt

Rom zur Kaiserzeit: Das Forum Romanum ist Mittelpunkt der Stadt, hier hat sich das Imperium mit Tempeln und Triumphbögen Denkmäler gesetzt. Doch die meisten ihrer mehr als eine Million Einwohner empfinden die Metropole nicht als erhaben, sondern als ein Moloch mit einsturzgefährdeten Hochhäusern, mit engen Gassen und stinkenden Kloaken, in denen ein makabrer Handel blüht







Das Bogenband der Aqua Claudia, die Frischwasser aus einem fast 70 Kilometer entfernten Ausläufer des Apennins bis zu den Kaiserpalästen auf dem Palatin (links unten) führt, passiert auch das Kolosseum. Neben dessen steinernem Oval wirken selbst der Triumphbogen des Konstantin und die 36 Meter hohe Statue des Gottes Sol zierlich.





Mehr als 250 000 Zuschauer können die Wagenrennen im Circus Maximus verfolgen. Für den Kaiser und dessen Gefolge ist eine tempelartige Loge reserviert. Meistens aber beobachtet der Imperator die Spektakel von seinem Palast aus, der die Kampfbahn hoch überragt





Nur wenige Fackeln erhellen das nächtliche Rom. Auf der Tiberinsel, die wie ein Schiffsrumph gestaltet ist, steht der Tempel des Heilgottes Åskulap (rechts). Das andere Ufer wird vom wuchtigen Halbrund des Marcellus-Theaters beherrscht, über dem der Tempel des kapitolinischen Jupiter aufragt

Wie fühlt sich das alte Rom an? Wie riecht es? Vielleicht lässt sich der Charakter einer Stadt nur erfassen, wenn man Augen und Ohren für einen Moment verschließt. Wie also fühlt sich Rom an? Wie kühler Marmor? Glatt wie Gold? Warm wie Holz und Ziegel unter der Sonne?

Nein: Rom fühlt sich rau und ein wenig mürbe an wie bröckelnder Beton. Und die Stadt stinkt nicht einfach oder duftet – sie überfordert die Nase mit ihrer Luft. Kot und Urin, Blumen und Honig, Wein und Bronze, der Dunst von Bratenfett und ranzigem Lampenöl, der Staub von zertrümmerten Steinen und Ziegeln, Faulgase aus den Kloaknen, die billigen Duftwässerchen der Straßendirnen und käuflichen Knaben, das sanfte Aroma erlesener Hölzer, Lavendel- und Rosenessenz, Pfeffer, Kardamom und viele weitere Gewürze des Ostens, Blut von Tieren und Menschen – *alles* schwitzt die Stadt zugleich aus, ohne Unterlass jede Stunde, jeden Tag, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert.

Das Wahrzeichen Roms ist nicht der Jupitertempel auf dem Kapitol, mit seiner Front aus sechs weißen Marmorsäulen, der den Herrn der Götter verherrlicht. Zwar opfern hier täglich Priester und Bürger, die ihre Köpfe mit den Falten ihrer Togen verhüllt haben. Doch mit den Herzen sind sie nicht dabei, ihr Ritus ist Ritual geworden.

Auch das Kolosseum, dessen vier Geschosse aus tiburtinischen Travertin 57 Meter hoch in den Himmel ragen, ist kein Wahrzeichen. Wenn in der Arena ein Gladiator fällt, dann klingen die Begeisterungsschreie der 50 000 Zuschauer wie ein Orkan, wie eine heranrollende Flutwelle oder eine andere von den Göttern gesandte Katastrophe. Doch das Kolosseum ist nur groß, nicht einzigartig: Amphitheater stehen in Dutzenden Städten des Reiches, von Nordafrika bis Britannien.

Nein, das echte Wahrzeichen Roms, von dem die Menschen des Imperiums mit einer Mischung aus Bewunderung, Abscheu und Unverständnis sprechen, ist die Insula Felicibus – der Wohnblock der Felicula.

Acht oder zehn oder vielleicht noch mehr Stockwerke ragt dieses Hochhaus im Nordwesten der Stadt in den Himmel. Die dünnen Wände aus Mörtel und Ziegeln, die Decken aus Holzbohlen, die Fensterbänder ohne Glas, die Fassade mit Putz und Ziegeln geschminkt, um die Risse im Mauerwerk zu überdecken, mit hastig eingeschlagenen Stützbalken in manchen Etagen, ohne fließendes Wasser, ohne Heizung, ohne einen einzigen Kamin; hoffnungslos überfüllt, laut, verwanzt und vom Einsturz bedroht, wann immer nachts ein

Karren mit schweren Marmorblöcken auf der Straße vorbeirumpelt. Das ist die Insula Felicibus, das ist Rom.

Denn der Wohnblock der Felicula ist zwar der größte und berüchtigste der Stadt – doch insgesamt ragen noch 46 601 weitere Hochhäuser in den Himmel, nur wenig kleiner und viele noch baufälliger als dieser Riese.

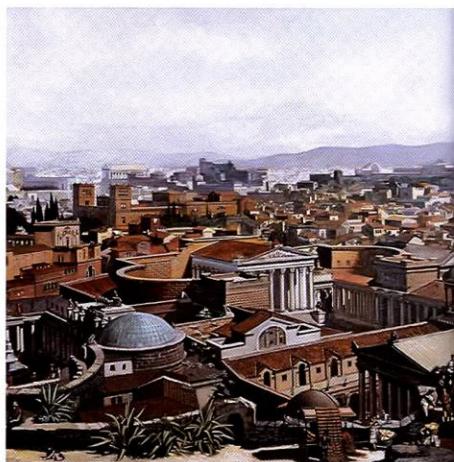
Rom zur Kaiserzeit: Ungestört fließen die Reichtümer des Imperiums in die Hauptstadt, ungebrochen ist der Menschenstrom. Manche kommen freiwillig aus den Provinzen hierher, um in der Metropole ihr Glück zu machen. Viele aber sind gegen ihren Willen in der Stadt: Rund ein Drittel der etwa eine Million Einwohner sind Sklaven.

„Echte“ Römer, deren Familien schon seit Generationen am Tiber leben, sind längst in der Minderheit. Denn aus allen Gegenden Italiens, aus Sizilien, Sardinien, Korsika, aus Gallien und Spanien, aus Britannien, Germanien und

Raetien, von den Küsten Nordafrikas und aus Ägypten, aus Griechenland und Kleinasiens hat es Menschen hierhin verschlagen. Als die Kaiser Jerusalem zerstörten, sind viele Juden nach Rom geflohen. Als Trajan die Grenzen des Imperiums weiter spannte als jeder andere Herrscher, brachte er Tausende von Sklaven von der Donau, von Euphrat und Tigris und aus Arabiens Wüsten zurück.

Niemand weiß, wie groß Rom genau ist. Kaiser Augustus hat die Stadt in 14 Bezirke

Viele Häuser sind sechs Stock- werke hoch – und haben schwäch- liche Mauern



eingeteilt, 13 auf dem linken und einen auf dem rechten Tiberufer. Schon damals sind Wohnhäuser und Sportanlagen, Theater und Tempel weit über die alte Stadtmauer hinausgewuchert – sechs Bezirke liegen inzwischen außerhalb der einstigen Grenzen.

Die Juristen haben es deshalb längst aufgegeben, die Größe durch geographische Angaben definieren zu wollen. Sie haben stattdessen eine Regel erdacht, die ebenso praktisch und flexibel wie rücksichtslos und hochmütig ist: Roms Stadtgrenzen verlaufen stets eine Meile (1478 Meter) vor der geschlossenen Bebauung, wo immer die auch gerade enden mag – eine Metropole als Organismus, der ohne Beschränkungen sein Umland verschlucken darf.

Der Moloch hat schon mehr als 2000 Hektar Fläche okkupiert und ist ständig vom Infarkt bedroht. Denn seine Straßen, obwohl sie aneinander gelegt rund 85 Kilometer lang wären, sind zu eng und verwinkelt. Auf dem Tiber, auf 14 Fernstraßen, acht Brücken und rund 30 Tore verteilt sich der aus allen Provinzen heranbrandende Menschen- und Güterstrom: zu wenig. Und obwohl 14 Aquädukte täglich eine Milliarde Liter kaltes, glasklares Nass aus dem Apennin heranschaffen, haben die meisten Römer in ihrem Leben noch nie eine Wohnung mit fließendem Wasser betreten.

1797 *domus* listet ein antikes Verzeichnis für Rom auf – frei stehende Häuser, vom kleinen Alterssitz über das Anwesen eines reichen Händlers bis hin zum Palast des Kaisers auf dem Palatin. Viele dieser Hausherren genießen Privilegien, die für die meisten Römer undenkbar sind: Ruhe – weil geschlossene Haus- oder Hofmauern und dichtes Buschwerk den ewigen Lärm dämpfen. Wasser – weil Bleirohre das Nass von Verteilerstellen bis direkt ins Haus spülen. Wärme – weil Glasfenster Sonne, aber nicht Kälte

hineinlassen. Platz – weil sich nur eine Familie mit ihren Sklaven die Wohnfläche teilt.

Wer nicht reich ist – und das ist jeder, der nicht über ein Vermögen verfügt, das dem eines heutigen Multimillionärs entspricht –, der muss sich mit einer Bleibe in einer der 46 602 *insulae*, der Miethäuser, begnügen. Ein Bauer aus Gallien oder ein aus Dakien verschleppter Sklave mag beim ersten Blick auf die Stadt ehrfürchtig denken, dass hier selbst die gewöhnlichen Bürger in himmelstürmenden Pälästen leben: Fast überall überwuchern die dicht gedrängten Hochhäuser die Tempel, Lagerhäuser und Theater, und viele dieser *insulae* stehen auf nur 300 bis 400 Quadratmeter Grundfläche, sind aber fünf bis sieben Geschosse hoch. Bei 18 Meter hat Trajan einst die Obergrenze für den Hausbau gezogen, doch das Gesetz des Kaisers gilt Bauspekulanten nicht viel, auch wenn niemand sonst diese Marke so schamlos ignoriert wie der Besitzer der *Insula Felices*.

Wer vor einem Miethaus steht, muss den Kopf in den Nacken legen, um bis zum Rand des flachen, schindelgedeckten Daches zu blicken – und oft wird er selbst so nichts sehen können. Denn Säulengänge und Balkons aus Ziegeln und Holz kleben an der Fassade, und manchmal bleibt zwischen den Balkons zweier gegenüberliegender Blocks kaum ein halber Meter Luft.

In den Erdgeschossen, hinter Rundbögen, die sich zur Straße öffnen, liegen Tavernen, wo ein Becher Wein oder ein Brot für ein *as* zu haben sind, ein warmes Gericht für zwei und eine Prostituierte für acht – so viel, wie ein ge-



Panoramablick vom Kapitol nach Südwesten: vorn das Forum Romanum, hinten rechts der Palatin

wöhnlicher Lehrer pro Schüler monatlich an Gebühren einstreicht und doppelt so viel wie der Tageslohn eines Lastenträgers im Hafen.

Hinter anderen Rundbögen arbeiten *tonsores* und stutzen mit Messern Männern den Bart oder drehen ihnen mit Ei- senstäben, die in glühender Asche erhitzt werden. Locken ins Haar. Die Messer werden von Gehilfen geschärf, die auf den Wetzstein spucken, bevor sie die Klinge anlegen. Blutungen nach einem Schnitt stillen sie mit einem öl- und essiggetränkten Knäuel aus Spinnweben.

Neben den Tonsores bieten Metzger Schweinezitzen oder Rinderlungen feil, die an Haken von der Decke baumeln. Daneben haben Blumen-, Obst-, Gemüse- und Honighändler ihre Läden, Spiegel- und Perlenhändler, Elfenbeinschnitzer, Pastetenbäcker, Stiefelmacher. Und manchmal wohnt der Besitzer einer Insula selbst im Erdgeschoss und hat es zu einer Art luxuriösem Stadthaus ausgebaut.

Wie auch immer das erste Geschoss genutzt wird – prächtig ist es allemal: Reliefs aus Stein und Holz zieren die Fassade, über die blühende Ranken meterhoch wuchern. In vielen Fenstern stehen Blumentöpfe. Manche Böden und Wände sind mit Mosaiken und Fresken geschmückt, die sonst kaum in Palästen zu finden sind.

Doch hinter der prächtigen Fassade verbirgt sich das stinkende Elend. Die Außenwände – dies regelt eine uralt Bauvorschrift – sind nur knapp einen halben Meter dick: zwei dünne, aufgemauerte Schalen aus Bruchstein oder Ziegeln, die mit *opus caementitium* verfüllt sind, dem römischen „Beton“: einer Mischung aus Mörtel (Sand und Kalk) sowie Gesteinsbruch. Der Kalk im Mörtel soll die Haftkraft verstärken – doch der ist teuer. Also lassen die Besitzer der Insulae möglichst viel billigen Sand beimischen. Folge: Das Gestein beginnt zu rutschen; hinter den Schalen entstehen verborgene Hohlräume, die irgendwann zu bedrohlichen Rissen aufplatzen – oder das Haus gleich zusammenstürzen lassen. Es brechen so viele Insulae zusammen, dass die Karren der Abbruchunternehmer ein alltäglicher Anblick sind.

Hinter den dünnen Mauern liegen die *cenacula*, die Mietwohnungen. Schmale hölzerne Stiegen führen hinauf. Die glaslosen Fenster werden mit Läden, Vorhängen oder gar nicht verschlossen, geheizt wird mit kleinen, zum Teil auf Rollen beweglichen Kohlebecken aus Kupfer oder Bronze, gekocht auf winzigen Herden. Deren Qualm vermischt sich mit dem Ruß der Fackeln und Öllampen zu einem stickigen Dunst. Besonders gefürchtet sind die Dachwohnungen direkt unter den Schindeln: Sie sind offenheiß im Sommer, bitterkalt im Winter, nur unter großen Mühen über viele Stiegen zu erklimmen – und sie sind gefährlich.

Fast täglich brennt irgendwo ein Wohnblock ab. Die unzähligen Feuerstellen, die steilen Treppen und die hölzerne Decken können jedes Hochhaus binnen Sekunden in einen riesigen Kamin verwandeln, durch den eine Feuersäule tobt. Oft entkommen die Bewohner der unteren Stockwerke den Flammen gerade noch, doch für die Mieter unter dem Dach wird das Haus beim Brand in der Regel zur Todesfalle.

Aber auch sonst ist das Leben in der Insula eine Qual. Die Wohnungen bestehen aus mehreren Räumen, in denen bis zu fünf oder sechs Menschen hausen – jedes nicht benötigte Zimmer wird unvermietet. Die Bewohner teilen sich ihr Haus mit streunenden Hunden und Katzen und jeder Menge Ungeziefer. Den eigenen Dreck und Küchenabfälle müssen sie in bronzenen oder tönernen Eimern sammeln und über die Stiegen bis zur nächsten Abfallgrube schleppen – wenn sie ihre Nachttöpfe nicht nachts heimlich aus dem Fenster schleudern. Roms Anwälte verdienen gut an den Prozessen, in denen späte Spaziergänger Mieter verklagen, weil ihre teuren Togen mit Kot besudelt oder sie durch herabfliegende Nachttöpfe sogar verletzt worden sind.

Und dieses Elend kostet so viele *sestertii*, dass man sich für eine Jahresmiete ein kleines Landhaus bei Rom kaufen könnte. Wer das alle drei Monate fällige Geld nicht zahlen kann, muss damit rechnen, dass ihm der Vermieter die hölzerne Stiege wegzieht,

In den Straßen sind fast alle Fuhrwerke auf die Nachtstunden verbannt



während der säumige Zahler nichtsahnend in seinem *cenaculum* sitzt – dann ist die Wohnung zum Gefängnis geworden, aus dem man sich nur mit den geforderten Sesterzen freikaufen kann.

Die erste Sorge der meisten Römer gilt daher stets dem Geld – doch kaum die Hälfte der Bevölkerung arbeitet wirklich dafür.

Die meisten Männer sind mächtigen Gönner verpflichtet: Sie sind Klienten eines Patrons. Sie begleiten ihn – einen Senator, einen reich gewordenen Händler, einen bekannten Anwalt – bei öffentlichen Auftritten, zum Beispiel als Ankläger vor Gericht. Denn je größer das Gefolge eines Patrons, desto größer dessen Prestige – was etwa vor Gericht nützlich sein kann, um den eigenen Interessen Nachdruck zu verleihen. Für diese traditionelle Gefolgschaft bezahlt der Patron seine Klienten. Dafür müssen sie allerdings früh an jedem Morgen in sein Haus kommen, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Also marschieren im ersten grauen Licht Tausende von schlaftrunkenen, ungewaschenen Männern (niemand hält sich morgens mit einem Bad auf) durch die Stadt, um bei ihrem Patron vorzusprechen.

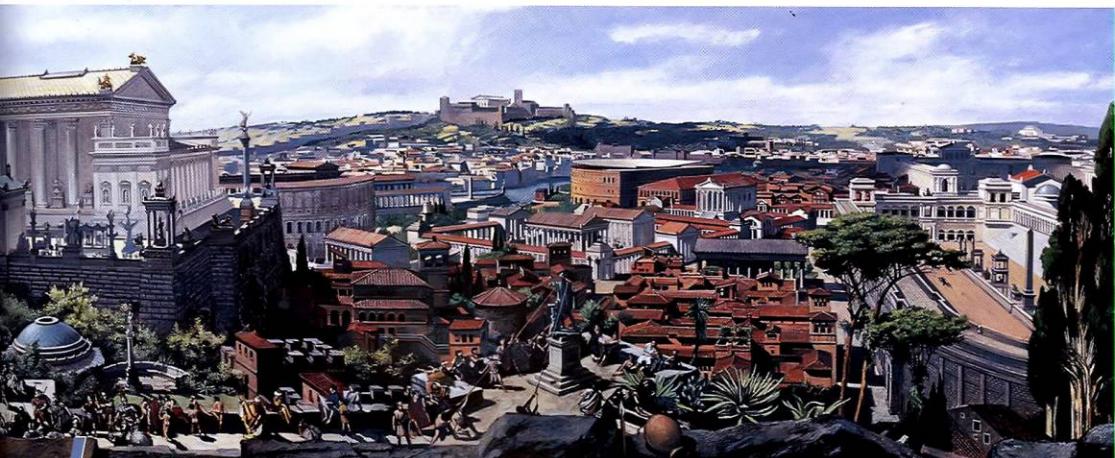
Spätestens beim ersten Schritt vor die Tür der *Insula* beginnt der alltägliche Kampf der Römer. Noch vor Sonnenaufgang dröhnt das Hämtern der Schmiede und der Blattgoldschläger durch die Luft sowie das dumpfe Stampfen der Sklaven, die in Mörsern Getreide zu Mehl zerstoßen. 80 000 Tonnen Weizen werden jährlich auf rund 240 Schiffen allein aus Ägypten importiert – und die Körner größtenteils nicht in Mühlen gemahlen, sondern von Sklaven zerstampft.

Draußen auf den Straßen zählen nur Frechheit und Vorsicht, Ortskenntnis und Ellenbogen. Männer in weißen, halblangen Tuniken oder wallenden Togen drängen sich auf

den Gassen; neben ihnen Frauen, deren Gewänder in kräftigen Farben leuchten. Wer es sich leisten kann, kühlst sich mit Fächern aus Pfeifenfedern oder schwenkt Sonnenschirme. Rom ist am Tage eine Stadt der Fußgänger, seit Julius Caesar fast alle Fuhrwerke auf die Nachtstunden verbannt hat, um dem Verkehrsinfarkt vorzubeugen.

Doch das hat das Chaos nur gemildert, nicht gebannt. Nur 20 *viae* – eine *via* ist eine Straße, auf der zwei Fuhrwerke nebeneinander Platz haben – durchkreuzen die Stadt, die größte ist 6,50 Meter breit. Der Rest verdient den Namen „Straße“ nicht: Im wirren Zickzack schlängeln sich Gassen und Gäßchen zwischen den Hochhäusern durch. Manche sind ungeplastert, viele nur die gesetzlich vorgeschriebenen zehn Fuß (2,90 Meter) schmal. Da oben aber Balkon an Balkon grenzt, mäandern sie wie Stollen durch ein Bergwerk aus Beton und Ziegeln. Die Straßen haben zwar Namen, doch nirgendwo hängt ein Namensschild. Die Pfade an den Flanken der Hügel, etwa der *Clivus Capitolinus*, sind steil wie Treppen.

In dieser Enge kämpft jeder gegen jeden, um ein paar Meter voranzukommen – oder um ein Geschäft abzuschließen. Die Händler bringen ihre Auslagen hinaus. Und so verstopfen gesalzene Schinken, Körbe voller Obst und Gemüse, unzählige Glasflaschen und rußende Garküchen die Säulengänge. Tatsächlich oder angeblich verkrüppelte Bettler flehen mit dramatischen Leidensgeschichten um ein As, ein Schlangenbeschwörer hat eine Ecke okkupiert, an einer Kreuzung unterrichten Lehrer ihre Schüler im



Im Nordwesten fällt der Blick auf den mächtigen Tempel des kapitolinischen Jupiter; rechts in der Ferne der Campus Vaticanus

Freien und müssen schreien, damit ihre Lektionen verstanden werden.

Dazwischen hocken Tonsores, die kein eigenes Geschäft haben und mitten auf der Straße den Bart rasieren – jeder rempelnde Passant kann für den Kunden lebensgefährlich sein. Fliegende Händler, darunter alte Glasbläser, denen die heiße Luft der Werkstätten die Augen ruiniert hat, tauschen Schweißelholzer, mit denen Feuer entzündet werden, gegen alte Gläser. Geldwechsler schieben Bauchläden vor sich her, auf die sie, um Kunden zu werben, laut scheppernd Münzen werfen.

Nur die Latrinen an den Straßenkreuzungen sind Oasen der Ruhe; manche sind mit Skulpturen geschmückt und im Winter sogar beheizt. Einträchtig hocken die Besucher nebeneinander, plaudern und verabreden sich zum Abendessen. Das ruhige Geschäft ist nicht umsonst: Ein As Eintritt kostet der Besuch (ein Lehrer, der sich jeden Tag einmal hier erleichtern möchte, muss also schon vier Schüler haben, um mit deren Gebühren die Latrinenbesuche zu bezahlen).

Umsonst kann sich der Passant nur bei den Gerbern und Wollmühlern erleichtern: Die haben vor ihren Werkstätten Kannen aufgestellt, in die jedermann urinieren kann. So sichern sich diese Handwerker den Rohstoff für ihr Gewerbe, doch müssen sie für dieses Privileg seit Kaiser Vespasian eine Gebühr an den Staat entrichten.

Besonders gefährlich in den Straßen sind die Ochsenkarren der Abbruchunternehmer – sie haben eine Ausnahmegenehmigung und rumpeln auch tagsüber durch Rom, hoch beladen mit Steinen, Ziegeln und anderem Schutt. Doch wehe den Fußgängern, wenn bei einem Karren die Achse bricht und die tonnenschwere Ladung auf die enge Gasse kippt.

Wer allein unterwegs ist, kommt oft verschwitzt, manchmal gar mit zerrissenem Gewand bei seinem Patron an. Im Sommer ist er staubbedeckt, im Winter vom aufspritzenden Schlamm besudelt. Besser ergreht es denen, die nicht allein gehen müssen. Wie den Männern des Leichenzuges, die einen aufgebrachten Toten zu dessen Grab jenseits der Stadtgrenze tragen. Den Gästen der Hochzeitsgesellschaft, die, wie es uralter Brauch ist, Nüsse werfen und Lieder singen. Den weißgewandeten Anhängern der ägyptischen Göttin Isis, die einem kahl geschorenen, magische Sprüche rezitierenden Priester folgen. Den Reichen in ihren Säften oder Tragestühlen, die mit Lederriemen gefedert und mit leinenen Vorhängen und Glasfenstern vor dem Lärm abgeschirmt sind. Den Prätorianern, deren genagelte Stiefel auf den gepflasterten Straßen hallen.

Könnte man sich in dieser Morgenstunde wie ein Adler in die Luft erheben, würde Rom auch von oben zunächst ver-

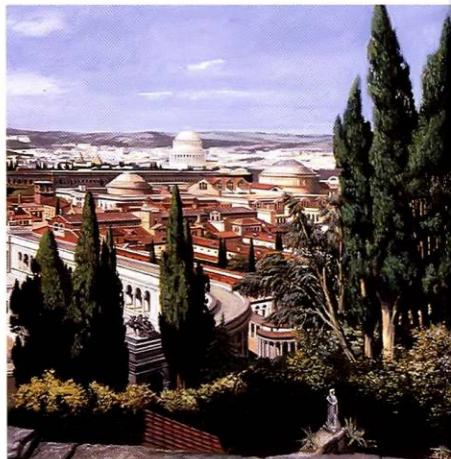
wirren: Überall drängen sich Insulae, dazwischen befinden sich mindestens 30 große und Hunderte kleiner Tempel sowie Dutzende von Portiken, drei Theater, zwei Stadien, rund 1000 Thermen aller Größen und etwa 40 öffentliche Parks – alles durchdrungen von gewundenen Gassen und durchkreuzt von den großen Bogenbändern der Aquädukte.

Doch nach und nach ließe sich selbst in diesem Durcheinander eine Struktur erkennen. Da ist der Palatin, der Hügel, den die Kaiser mit ihrer Residenz überbaut haben. Zu seinen Füßen liegen das Forum Romanum und die Kaiserforen, das Kolosseum und der Circus Maximus. Dies ist das Zentrum der Stadt, ihr Herz, das einzige nicht von Insulae überwucherte Viertel Roms.

Unmittelbar im Nordosten der Foren, von Augustus sicherheits- und schamhalber hinter einer 30 Meter hohen Brandschutzmauer verborgen, liegt die Subura. Hier sind die Wohnblocks besonders schäbig, die Gassen besonders eng, die Ausdünstungen besonders heiß und stickig. Aus diesem Viertel kommen viele jener Menschen, die sich nun in der Morgenstunde ihrem Patron andienen wollen.

Manche Klienten haben es nicht weit. Sie folgen der Straße Alta Semita (an der ein Altar an den verheerenden Brand unter Nero erinnert) auf den Quirinal, wo einst der Dichter und Spötter Martial in der Gasse Ad Pirum – „beim Birnbaum“ – unter dem

Auf dem Forum Traiani steht das größte Kaufhaus der Antike – mit 150 Läden



Dach einer Insula hauste, wo aber auch manch wohlhabender Römer sein Domizil hat. Auf dem Quirinal liegt auch der Campus Scleratus: ein Acker, den kein Kaiser je freigeben, den wohl auch der gierigste Spekulant nicht mit einer Insula überbauen würde. Denn hier wurden bis zum Jahr 90 n. Chr. jene Frauen bei lebendigem Leibe begraben, die der Priesterschaft der Vestalinnen angehört, aber deren Keuschheitsgebot missachtet hatten.

Andere der morgendlichen Prämienjäger steigen den steilen, oft verschlammteten Clivus Suburanus hoch zum Esquiline, auf dem es zur Zeit der Republik noch abscheulich gestunken hat. Denn hier lagen die offenen Gruben, in die tote Sklaven geworfen wurden, weil sie für ihre Herren keine Menschen, sondern bloß wertlos gewordene Gegenstände waren. Stets lag Verwesungshauch über dem Berg, und Vögel und Wölfe fledderten die Leichen. Doch seit im Jahr 35 v. Chr. der Kunstmäzen Maecenas dort einen prachtvollen Garten anlegen ließ, wohnen auf dem Esquiline vor allem die feinen Leute – etwa der Anwalt und Karrierepolitiker Plinius der Jüngere. Und es duftet nicht nur nach den Blumen des Maecenas, sondern auch nach Papyrus und Pergament: Die Horrea Chartaria liegen zwischen den Häusern, die Lagerhallen, in denen das Schreibmaterial aufbewahrt wird.

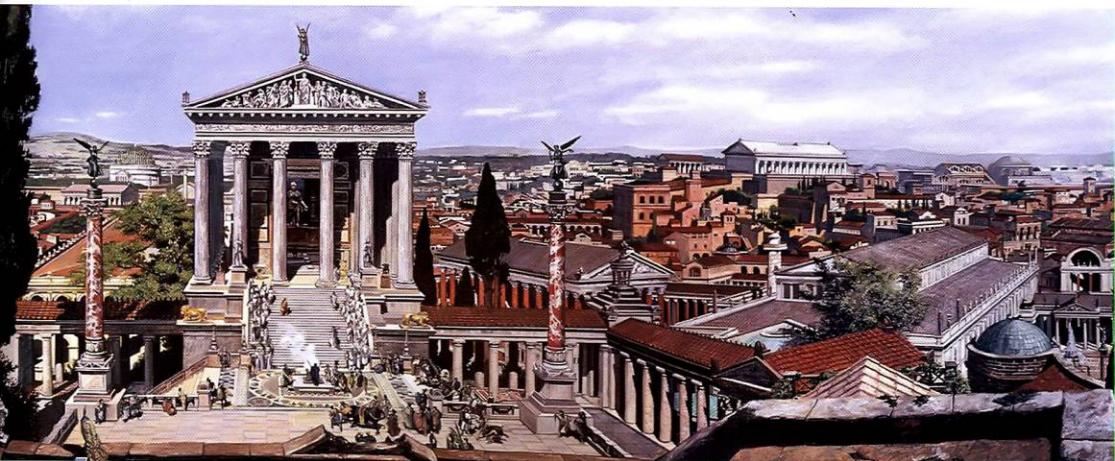
Die größten Lagerhallen stehen allerdings am Tiberufer, wo die Treidler die Schiffe aus Ostia hochziehen, um die Schätze des Imperiums nach Rom zu schaffen. Allein die Horrea Galbae bedecken über drei Hektar Fläche. Hier duftet es nach spanischem Öl und sizilischem Wein, nach Weihrauch aus Arabien, indischen Gewürzen und chinesischer Seide. Manchmal scheint es, als würden die Schätze hier nur deshalb abgelegt, damit sie eine Duftmauer bilden, die Rom vor den Ausdünstungen der anderen Tiberseite

schützt. Denn dort, in der Regio XIV Transtiberim, arbeiten die Gerber und Tuchwalker, die tonnenweise Stoffe und Leder in scharfe Urinlaugen legen.

Überall, nicht nur im stinkenden Transtiberim, sondern auch auf den nach Pinien duftenden Anhöhen von Pincio und Ianiculus, wo die großen, ländlich anmutenden Villen der wirklich Reichen liegen, finden sich an Straßenecken oder Hauswänden kleine Sonnen- oder Wasseruhren. Zwar ist kaum eine geeicht, doch ungefähr kann man sich allemal an ihnen orientieren.

Für die rund 400 000 Müßiggänger, die außer der Prämie ihres Patrons und den Getreidespenden des Kaisers kein Einkommen haben, ist es nicht besonders wichtig, die ganze Stunde zu kennen. Anders die Arbeiter und Handwerker (über 150 Berufsvereinigungen, *collegia*, sind in der Stadt registriert): Sie sehnen das Ende der siebten Stunde herbei (ungefähr 13.15 Uhr im Sommer und 12.45 Uhr im Winter), denn dann beginnt der Feierabend. Vom frühen Nachmittag an gibt es nur noch zwei Gruppen von Römern: jene, die ihre Freizeit genießen – und den Rest, dessen Beruf es ist, eben dieses Riesenheer zu unterhalten oder ihm das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Zum Beispiel in den Märkten des Trajan. Das große, auf einen Hang gebaute halbkreisförmige Gebäude gehört zum Forum Traiani, das der Architekt Apollodor von Damaskus um das Jahr 111 n. Chr. im Auftrag des Kaisers geschaffen hat – das wohl größte Kaufhaus der Antike. Auf fünf Stockwerken verteilen sich rund 150 Läden. Im Erdgeschoss kann



Im Nordosten erhebt sich der Quirinal mit dem Tempel der Iuno Moneta. Trajan legte sein Forum in der Senke davor an

der Kunde Obst und Blumen erstehen, im Stockwerk darüber Öl und Wein aus den besten Lagen des Imperiums. Die nächsten beiden Etagen sind den Pfeffer- und Gewürzhändlern vorbehalten, den vierten Stock nimmt jener Saal ein, in dem die Beauftragten des Kaisers einmal wöchentlich Getreide an die Bürger Roms verteilen. Im obersten Geschoss sind die Becken der Fischhändler eingelassen. Bleirohre versorgen hier die Bassins der Süßwasserfische mit frischem Nass aus den Aquädukten; das Salzwasser für die Meeresfische wird aus Ostia herangeschafft.

Wer das Gedränge im Trajansmarkt nicht schätzt oder den Lärm der Händler, die ihre Waren anpreisen, oder das olfaktorische Chaos aus Fischdunst, Weinaroma, Blütendüften und dem betäubenden Geruch der Gewürze, der schlendert vielleicht den Vicus Tuscanus hinunter. Hier, direkt hinter dem Castortempel auf dem Forum Romanum, haben die Gebrüder Sosius ihr Geschäft – Buchhändler, die Rollen mit den Texten von Horaz und vielen anderen Autoren feilbieten.

Die Türpfosten der Sosii sind mit Papyrusblättern beklebt, auf denen Auszüge aus den angebotenen Werken stehen, um den Flaneur zum Lesen zu animieren. Für fünf denarii sind Bücher mit Epigrammen oder Oden zu haben; ein kleines Vermögen, gewiss, dafür müßte ein Lastenträger schon mehrere Tage schuften – aber ist der Genuss der Literatur nicht seit jeher ein Privileg der Reichen?

Wer den Laden der Gebrüder Sosius verlässt, kann von dort seinen Blick über das Forum Romanum schweifen lassen – jenen mehrere hundert Meter breiten Platz, auf dem zu Zeiten der Republik die Konsuln und Volkstribunen zu den Bürgern Roms gesprochen haben, der aber seit Beginn der Kaiserzeit nach und nach in ein steinernes Museum verwandelt worden ist: Tempel, Ehrensäulen, Kaiserstatuen und Triumphbögen umstehen wie marmorne Kulissen die Senke zwischen Palatin und Kapitol.

Genau gegenüber dem Laden der Sosii liegt die von Caesar gebaute Basilica Iulia, in der rhetorisch gewandte Anwälte in Erbschaftstreitigkeiten und anderen Zivilverfahren flammende Plädoyers halten, die sich manchmal über Stunden hinziehen. Schaulustige drängen sich auf den Balkustraden. Recht und Gesetz, Schuld und Sühne sind ihnen gleichgültig – Hauptsache, die Anwälte bieten eine Vorstellung, die ebenso gut ist wie die der Schauspieler im Theater.

Da oft mehrere Prozesse zugleich in der hohen Halle abgehalten werden – voneinander nur durch Stoffbahnen getrennt – und sich zudem viele Anwälte nicht scheuen, bezahlte Claqueure ins Publikum zu schmuggeln, kann der Applaus der Schaulustigen aus dem einen Verfahren hintüber

zum benachbarten Prozess branden, wo den Anwälten dann nichts anderes übrig bleibt, als den Lärm niederzuschreien.

Die Ruhe, die das Gericht nicht bietet, findet der Spaziergänger nach einem kurzen Fußweg auf dem Marsfeld, wo sich in der Nachbarschaft des Pantheons große Portiken erheben – rechteckige, überdachte Säulengänge mit großen Innenhöfen, in deren Schatten man wunderbar flanieren kann. An der Außenseite mancher dieser Arkaden liegen Läden sowie Räume, die für Senatssitzungen und andere Ereignisse reserviert sind. (Der Saal in der Portikus des Pompeius, in dem Caesar ermordet worden ist und der jahr lang zugemauert war, ist nun wieder geöffnet – wenn auch als Latrine.)

Die Läden bieten Luxuswaren aller Art. Eine marmorne Aphrodite von Phidias? Oder lieber eine von Praxiteles? Alles Originale, selbstverständlich. Eine Götterstatue aus korinthischer Bronze, die schimmert, weil ihr Gold und Silber beigemischt sind, und die der Kenner am Geruch erkennt? Ein Pokal aus Bergkristall – oder doch aus Silber? Juwelenbesetzte Ohrgehänge, Tischplatten aus Tujaholz, geöltes Elfenbein, schildpattbelegte Liegen? Oder soll es einer der jungen Lustsklaven sein, die der Händler nicht, wie die weniger teure menschliche Ware, auf Podesten vor dem Geschäft ausstellt, sondern im Innern, damit sie vor dem Wetter und zudringlichen Gaffern geschützt sind?

Wer sich Lust, aber keinen Sklaven kaufen will, findet Prostituierte beiderlei Geschlechts nicht nur in den Tavernen und Bordellen in den Erdgeschossen der Insulae, er kann sie auch auf den Gassen der Subura ansprechen, in den Untergeschossen des Circus Maximus oder auf den großen Straßen außerhalb der Stadt, wo die Gräber ehrwürdiger Familien liegen, in deren Schatten Frauen, die das Volk „Eselinnen“ oder „Wölfinnen“ schimpft, auf Freier warten.

Kein Geld für Lust und Luxus? Aber vielleicht Glück im Spiel? Würfelspiele sind durch ein kaiserliches Edikt nur an wenigen Feiertagen im Jahr erlaubt. Doch wer kontrolliert schon die Hinterzimmer der unzähligen Tavernen? Andere Spieler sind so dreist, dass sie das Muster des Spielfeldes in die Marmorstufen der Basilica Iulia einritzen.

Kostenlos (oder zumindest so billig, dass es sich jeder leisten kann) sind die größten und populärsten Spektakel: die kaiserlichen Thermen, der Circus Maximus und das Kolosseum. Ob er im *caldarium* der Trajanthermen schwitzt oder im Chor mit 250000 anderen Zuschauern die Lenker der Vierspänner zu halsbrecherischen Rennen anfeuert, oder ob er begeistert „*Habet, hoc habet!*“ („Er hat's! Jetzt hat er's!“) brüllt, wenn im Amphitheater ein Gladiator zu Bo-

Anwälte vor Gericht – ein Vergnügen für das Publikum

den sinkt: Stets kann sich auch der ärmste Römer gewiss sein, dass er den hier gebotenen Luxus, Nervenkitzel und Blutrauschen in vollen Zügen genießen kann.

Doch mit der elften Stunde (gegen 18.30 Uhr im Hochsommer, schon um 15.45 Uhr im Winter) endet, sofern kein besonderer Feiertag zu zelebrieren ist, der Luxus Roms. Dann verwandelt sich die Metropole, das Haupt der Welt, in eine Stadt der Angst.

Angst wie vor einem Barbarensturm. Die letzten Müßigänger eilen nach Hause, die Händler verstauen ihre Auslagen, Fensterläden werden verrammelt, und allerorten hört man das leise Klicken der Ketten, mit denen die Fenster zusätzlich gesichert werden. Nach Einbruch der Dämmerung werden die düsteren Gassen zu nachtdunklen Canyons. Keine Öllampe, keine Fackel wirft einen flackernden Lichtschein durch die Finsternis.

Und dann, tatsächlich, öffnen sich die Stadttore, und der Sturm braust los. Doch es sind nicht Barbaren, die allnächtlich die Stadt erstürmen, sondern Bauern und Maurer, Händler und Lastenträger. Nur nachts dürfen sie mit ihren Esel- und Ochsenkarren durch die Straßen rumpeln und der Metropole Marmor, Wein und tausend andere Waren liefern.

Die Kutscher sind mit Fackeln und Peitschen bewehrt. Ihre Flüche und Warnrufe übertönen noch das Gebrüll der Zugtiere und das Gepolter der eisenummantelten Holzräder. Die Mieter der Insulae, deren düstere Wohnungen von wenigen Funzeln matt beschenkt werden, können dem nächtlichen Lärm nicht entkommen, der womöglich noch heftiger ist als während des Tages. Und sie spüren bei jedem Karren, der mit Marmor- oder Travertinblöcken beladen ist, wie die dünnen Wände ihres Wohnblocks unter den Vibrationen der schwer beladenen Gefährt zittern. Besonders schlimm trifft es jene, die an den Hügelflanken leben. Nacht für Nacht staunen sich hier die Fuhren, weil die schwersten Karren nur mühsam die steilen Straßen hochkommen. Und je später die Stunde, desto wütender die Kutscher – denn am Morgen müssen sie wieder aus der Stadt verschwunden sein.

Doch nur die wenigen breiten Straßen sind die Bühnen für dieses allnächtliche Schauspiel. Die unzähligen düsteren, verwickelten Gassen, in denen jedes Fuhrwerk stecken bliebe, sind leer – so zumindest scheint es auf den ersten Blick. Tatsächlich aber sind viele Gestalten unterwegs. Der Reiche muss sie zwar wenig fürchten, wenn er spät von einem Fest zurückkehrt, denn ein Trupp fackeltragender Sklaven geht ihm voraus und sichert den Weg. Der normale Römer aber muss nachts auf alles gefasst sein.

Noch die geringste Gefahr droht ihm von hinausgeschleuderten Nachttöpfen. Gefährlicher sind schon die jungen reichen Nichtsnutze, die sich einige kräftige Sklaven schnappen, um Nachtschwärmer in Schlägereien zu verwickeln. Und wahrhaft lebensbedrohlich sind die Diebe.

Manche schleichen auf den Wegen entlang wie Jäger auf der Suche nach einem Opfer, aber es kommt auch vor, dass Passanten nachts hinterlücks aus dem Fenster einer Insula überfallen und getötet werden.

Aber Rom wäre nicht Rom, wenn nicht sogar in den düsteren Stunden, unbekümmert vom lauten Chaos der Fuhrleute und der leisen Gefahr in den Gassen, ein reger, heimlicher Handel getrieben würde – in den Kloaken.

Die Stadt steht auf Kanälen. Die Cloaca Maxima und andere Hauptleitungen führen Schmutz und Regenwasser in den Tiber. Sie sind technische Wunderwerke: stabil, effizient und so groß, dass Inspektoren sie regelmäßig in ihrer ganzen Länge mit dem Boot befahren können. Doch nicht unter jeder Gasse führt ein Kanal entlang. In manchen verläuft in der Mitte eine offene Kloake – eine stinkende Rinne, die so groß ist, dass sich ein Mensch darin verbergen kann.

Dies ist der Marktplatz der verzweifelten Frauen.

Manche Römerin, die ihr Kind nicht will, treibt es hier ab. Andere, die ähnlich denken, bringen es in den Kloaken zur Welt – und geben das Neugeborene dann weiter an Frauen, die sich ein Kind wünschen, aber nicht schwanger werden. So mag mancher Römer, der sich für den Herrn der Welt hält, einst im Straßenkot geboren worden sein.

Erst gegen vier Uhr morgens, wenn sich die nun entladenen Karren der Fuhrleute auf dem Rückweg an den Toren stauen und selbst die Verbrecher und Verzweifelten von den Gassen verschwunden sind, ist das Zentrum der Welt für eine kurze Zeitspanne menschenleer. Wer sich jetzt auf das Kapitol schliche, der würde im ersten grauen Licht gerade noch die Säulenreihen des Tempels der Venus und der Roma am gegenüberliegenden Ende des Forum erblicken – der Göttin der Liebe und der Patronin der Stadt ist ein gemeinsames Heiligtum geweiht, eines der größten und schönsten Roms.

Zu seiner Linken steht der marmorne Triumphbogen des Titus, der die Siege dieses längst verbliebenen Imperators für alle Zeiten verherrlicht. Und daneben, nur schemenhaft erkennbar und entzückt wie ein fantastischer Garten aus einer anderen Welt, erheben sich die kaiserlichen Paläste und Parks auf dem Palatin. Und nur zu dieser magischen Stunde zwischen Nacht und Tag gewährt Rom, diese lärmende, stinkende, gefährliche Metropole, was man sonst vergeblich in ihr sucht: Würde, Harmonie und, endlich, Ruhe.

Für seine detailgenauen Panoramen hat der Berliner Architekt und Maler **Yadegar Asisi**, 46, ein Dutzend Pläne des alten Rom benutzt sowie das 120 Quadratmeter große Modell der Stadt im Museo della Civiltà Romana. Wer mehr über Asisis Arbeit erfahren will, kann sich im Internet unter www.yadegar.asisi.com informieren.

Roms verzweifelte Frauen treibt es in die offenen Kloaken



Phallus-Öllampe

LIEBE WAR NUR EIN WORT

Inzest, Gruppensex, Bordelle mit Mädchen und Knaben: Wenn's um die Lust ging, ließen sich Roms Bürger schon einiges einfallen. Die Liebe dagegen war ihnen nicht ganz geheuer: Denn sie machte einen schwach

VON HARALD MARTENSTEIN

Prüde waren sie nicht, die alten Römer. Das konnte man sogar ihren Äckern und Feldern ansehen. Manchmal nämlich verwendeten die Bauern einen Gott mit dem merkwürdigen Namen Mutunus Tutunus als Vogelscheuche. Mutunus Tutunus war unter anderem für Fruchtbarkeit zuständig und hatte die Gestalt eines erigierten Phallus, was auf die Vögel durchaus schockierend gewirkt zu haben scheint.

Und die vielen erotischen Fresken! Oder die obszönen Graffiti, die man an den antiken Bordellen gefunden hat! Auch das, was römische Dichter wie Catull, Martial, Juvenal über Liebe und Sex schrieben, war ausgesprochen unbefangen. Den schlimmsten Catull lasen die Engländer noch 1961 nur in einer gereinigten Ausgabe aus Oxford.

Die praktischen Tipps, die Ovid in seiner „Liebeskunst“ gibt, sind selbst heute noch brauchbar. Männer, die eine Partnerin suchen, rät Ovid zum Beispiel: „Die Zähne seien frei von Belag, und der Schuh schwimme nicht schlottend in zu weitem Leder.“

Frauen dagegen sollten es mit der Körperpflege folgendermaßen halten: „Lasst den Geruch des trotzigen Bockes nicht unter die Achselhöhlen kommen und die Beine nicht von borstigen Härcchen rau sein.“ Den munteren Mutunus Tutunus gab es übrigens auch als Gebäck oder aus Brotteig, als Vase oder als Trinkgefäß. Wenn Besuch kam, wurden diese Accessoires nicht etwa schamhaft weggeräumt.

So toll haben es die Römer aber nur in bestimmten Situationen getrieben. Die Hochzeitsnacht fand traditionell im Dunkeln statt, Ehebruch wurde streng bestraft, bei den Frauen jedenfalls.

Wie geht das zusammen? Sex galt einerseits im römischen Reich als eine natürliche Sache und nicht als Sünde. Prostitution, Masturbation, Homosexualität, Partys mit Gruppensex und Partnertausch – all diese Erscheinungsformen des Eros wurden im Großen und Ganzen toleriert, ohne dass man es

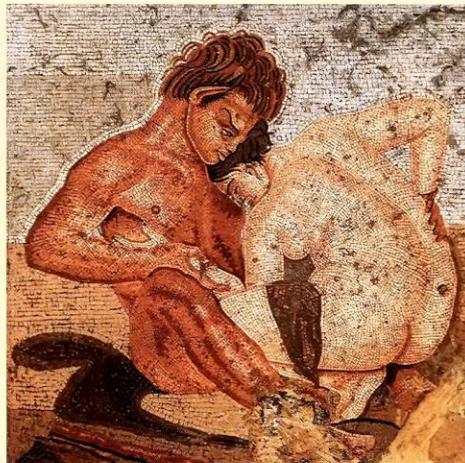
immer gleich an die große Glocke hängte.

Andererseits war Rom durch und durch patriarchalisch, eine Klassengesellschaft, militaristisch geprägt. Sex war grundsätzlich gut, aber die Dinge mussten unter Kontrolle bleiben.

In der Armee war Homosexualität deshalb verboten. Kurtisanen beider Geschlechter standen als Sexobjekte den Männern jederzeit zur Verfügung. In den Bordellen hofften Tausende darauf, dass einer ihrer Freier sich in sie verliebt und sie von den Unternehmern freikaufte, denen sie gehörten.

Andererseits galt die Ehe als unverzichtbare Stütze der Gesellschaft. Neben der Ehefrau aus guter Familie, der *matrona*, hielt mancher wohlhabende Römer sich meist eine oder mehrere Konkubinen, die mitunter sogar im selben Haus wohnten. Rekordhalter war in dieser Hinsicht vermutlich Kaiser Commodus, der einen Harem von je 300 Frauen und Männern unterhielt.

Scheidungen waren möglich. Aber weil eine Ehe immer



Satyr und Bacchantin beim Tête-à-tête: Mosaik aus Pompeji



Trotz aller Exzesse galt die Ehe als Stütze der Gesellschaft: fast keusche Liebes- szene aus einer römischen Villa, um 350 n. Chr.

auch eine wichtige gesellschaftliche oder politische Verbindung zweier Sippen bildete, ließen sich karrierebewusste Römer nur scheiden, wenn es opportun war. Allerdings musste der Mann dann meist die Mitgift wieder herausrücken. Die zänkische Matrone, die ihrem Mann das Leben versauter, war eine beliebte Zielscheibe der Satiriker.

Mädchen konnten verheiratet werden, wenn sie zwölf Jahre alt waren, das heißt: noch vor der Pubertät. Über den Ehemann entschied der Vater – wer sonst? Immerhin galt es als unschicklich, eine junge Römerin an einen Mann zu verheiraten, den sie ganz und gar widerwärtig fand. Aber wehe, die Frauen nahmen sich die gleichen Freiheiten wie die Männer. Ehebrecherinnen wurden in

der römischen Frühzeit auch schon mal hingerichtet, später zu einer hohen Geldstrafe verurteilt und in die Verbannung geschickt. Wenn aber ihre Konkubinen mehrere Geliebte hatten, nahmen die römischen Männer das meist hin.

Rom bestand mehr als 1000 Jahre. In dieser langen Zeit änderten sich die Vorstellungen von Sitte und Moral. In der frühen Zeit ging es strenger zu, in der späten tendenziell immer lockerer. Das Dirnenwesen nahm allmählich so sehr überhand, dass Kaiser Augustus unter ande-

rem Vergünstigungen bei Erbschaften für Verheiratete einführte, um die Institution Ehe zu retten. Die Freiräume für die Frauen wurden im Lauf der Jahrhunderte größer, zumindest im Detail: Irgendwann durften auch sie Wein trinken, irgendwann bekamen auch sie das Recht, wie die Männer bei Tisch zu liegen statt zu sitzen.

Rom war jetzt der Schmelztiegel eines Weltreiches. Wie die Sklaven es untereinander mit dem Sex hielten, kümmerte die Römer wenig – Hauptsache, sie vermehrten sich fleißig. Vom anderen Ende der Hierarchie, den Kaisern, gingen allerdings immer wieder unerhörte Skandale aus: Gattenmorde, Inzest zwischen Geschwistern, Orgien.

Am tollsten soll es Messalina getrieben haben, die jun-

ge Gemahlin des Kaisers Claudius, die sich zum Spaß in einem Bordell anbot, unter falschem Namen und mit Perücke, die den berühmten Schauspieler Mnester mit Peitschenhieben zwang, ihr Geliebter zu werden, und die in Abwesenheit des Kaisers mit einem attraktiven Nachwuchspolitiker Hochzeit feierte – ganz so, als wäre sie nicht des Imperators Frau.

Diese Verhaltensweise wurde selbst im Rom des 1. Jahrhunderts n. Chr. als starker Tobak empfunden. Claudius war sehr verärgert und dann auch nicht traurig, als er erfuhr, dass Messalina auf Anweisung seines Sekretärs getötet worden war.

Was Sex betrifft, hat das Römische Reich wahrlich alles Mögliche gesehen. Die Liebe dagegen war vielen Römern ein wenig unheimlich. Sie dachten streng hierarchisch. Wie sollte ein Mann herrschen, wenn er liebt? War ein Liebender nicht Sklave der geliebten Person? Cato, Staatsmann und Anhänger der alten Sitten, schrieb verächtlich, ein Verliebter erlaube „seiner Seele, im Körper eines anderen Menschen zu leben“.

Trotzdem gab es sogar in Rom diese Sehnsucht, die Sehnsucht nach Liebe. Zwei, die sich finden und bis ans Ende ihrer Tage beieinander bleiben – das war ein romantisches Ideal, gepriesen und besungen von den Dichtern. Als aber Venus, der Göttin der Liebe, in der Stadt ein Tempel gebaut werden sollte, gab es im Senat eine Menge Unbehagen. Deshalb wohl wurde der Nachbartempel auch demonstrativ der Mens geweiht.

Der Göttin der Vernunft.

Harald Martenstein, 47, ist Reporter beim Berliner „Tagesspiegel“.

HAIE und kleine FISCHE

Archäologen haben im
alten Hafen von Pisa 16
antike Wracks gefunden. Ihre
Ladung lässt erkennen, wie
Roms Handelsherren, die Global
Players der Antike, einst ihren
Warenverkehr von Spanien bis
Britannien organisiert haben





Die Wracks von Pisa
müssen regelmäßig gewäs-
sert werden, damit das Holz
nicht austrocknet. Hüllen
aus Glasfasermatte verhin-
dern, dass die Schiffe aus-
einanderfallen

Ob es wohl heftig stürmte? Ein furchtbarer Westwind vielleicht, der seit Stunden vom Meer her auf Pisa zufegte, haushohe Wellen auftürmte, die gegen die Hafenmauer krachten, während die Fischerboote, die Handels- und Flussschiffe von der Wucht der Brecher hin und her geworfen wurden, für schier unendliche Augenblicke verschwanden unter den Wassermassen, wieder auftauchten, voll gelaufen, leckgeschlagen, um im nächsten Moment

ihren Augen, und ohne dass sie noch viel hätten tun können, eines der Schiffe, ein großes mit kostbarer Fracht aus Kampanien und Karthago, gegen die Pier geschleudert und innerhalb von Sekunden von den Wellen verschluckt wurde, unterging im sicheren Hafen, in den es doch noch rechtzeitig eingefahren war?

Sicher ist, dass es irgendwann in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. im Hafen von Pisa zu einem dramatischen Ereignis gekommen sein muss, bei dem ein Teil der Pier zerstört wurde, ein großes Handelsschiff versank – wahrscheinlich aus

pen und Keramik aus Volterra, Salbenkrüge und Vasen aus iberischer Produktion, Schmuck im keltischen Stil, Duftlampen zum kultischen Gebrauch aus Nordafrika. Im Wasser begraben die Zeugnisse der Katastrophe, die Habe der Matrosen, die Luxusgüter für die Stadt Pisa – und später, viel später, wurde auch der Hafen verschluckt. Vom Sand, vom Erdboden, von den Jahrtausenden.

Pisa, Bahnhof San Rossore in unseren Tagen: Auf dem Bahnsteig warten Reisende auf die Regionalzüge nach Lucca, Viareggio, Florenz.



In Pisa arbeiten die Wissenschaftler selbst nachts, um die Wracks so schnell wie möglich zu konservieren. Vom Handel in Rom zeugen auch Münzen, wie dieser 28 v. Chr. geprägte denarius



erneut erfasst zu werden von den wahnsinnig gewordenen Elementen?

Ob Menschen an der Mole zusahen, schreiend, entsetzt, triefnass, ob Händler sich die Haare rauften, Reeder ihrem Ruin zusahen, Hafenarbeiter sich in die Fluten warfen, um zu retten, was doch nicht mehr zu retten war, als vor

Karthago –, Menschen ertranken und die Fracht verloren gingen.

Versunken die Handelswaren, die Amphoren mit Wein aus Kampanien, die Amphoren mit Schweinefleisch, Pferde und sogar eine erwachsene afrikanische Löwin. Verschwunden die Reise-Utensilien, schwarzglasierte Öllam-

Nur ein paar Meter entfernt ist ein Trupp von Archäologen auf der Suche nach den Verkehrsverbindungen der Vergangenheit. Denn seit Anfang Dezember 1998 hat der Bahnhof San Rossore direkten, wenn auch nur historischen, Anschluss nach Karthago und in den gesamten Mittelmeerraum.

Schließlich fand sich hier auf dem Bahnhofsgelände, das doch zehn Kilometer von der Küste entfernt auf dem Festland liegt, am 1. Dezember 1998 bei Bauarbeiten der Bahn völlig unerwartet vier Meter unter der Erdoberfläche ein hölzernes Schiff aus dem vierten oder fünften Jahrhundert nach Christus. Und das war erst der Anfang.

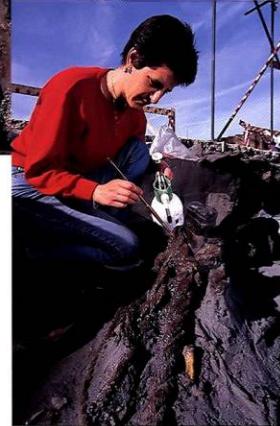
Nach und nach entdeckten die Forscher 15 weitere, teilweise fast vollständig erhaltene antike Schiffe und Boote aus der Zeit zwischen dem 2. Jahrhundert vor und dem 6. Jahrhundert nach Christus, einige noch samt Ladung. Ferner Teile von Hafenstrukturen aus etruskischer und römischer Zeit – darunter auch Relikte einer hölzernen Kai-Anlage, die offensichtlich von einem Schiff gerammt und teilweise zerstört worden war.

Womöglich von jenem Handelsschiff aus Karthago, das vor über 2100 Jahren im Hafen von Pisa gesunken war und dessen Reste nun ebenfalls plötzlich wieder auftauchten: die Planken des Schiffs, die Amphoren mit den Spuren von Wein, die gefleischerten Schulterblätter der Schweine, die Knochen der Löwin, die Lampen, Vasen und Kultobjekte, ja selbst die Gebeine der Menschen, die hier den Tod gefunden hatten.

Eine Zufallsentdeckung, eine archäologische Sensation. Denn so vollständige Funde von unterschiedlichen Schiffstypen aus römischen Zeiten hatte es bisher kaum gegeben. Und es war auch das Ende von geplanten Baumaßnahmen der italienischen Eisenbahn auf diesem Teil des Geländes – bei größeren Erdbewegungen muss man in Italien, zum Glück der Archäo-



Das etwa 14 Meter lange »Boot D«, gekentert um 130 n. Chr., war wahrscheinlich ein Tender, der die Fracht von den Schiffen auf Reede anlandete. Mit Sprühwasser und Pinsel legt eine Archäologin Reste einer Ruderrolle frei



logen und zum Unglück der Bauherren, eigentlich immer damit rechnen, auf antike Hinterlassenschaften zu treffen, die auch die ehrgeizigsten Bauvorhaben zum Stillstand bringen können.

Zum Ausgleich lockt der historische Erkenntnisgewinn: neue Einsichten über den Schiffsbau in der Antike, über Wirtschaft und Handel im Römischen Imperium, über die Routen, die die Schiffe genommen haben, über das Le-

ben an Bord und schließlich auch über den Alltag in einem so wichtigen Mittelmeerhafen wie Pisa. Musste das nicht eine stolze Stadt gewesen sein, in die man sich eine luxuriöse Löwin hatte liefern lassen?

Zwar ist längst bekannt, dass die einstige Lagune Pisa in der Antike eine bedeutende Rolle in der Seefahrt des Mittelmeeres gespielt und ein ganzes System von Fluss- und Seehäfen unterhalten hat. Auch dass Pisa schon in etruskischer Zeit eine große Ansiedlung gewesen ist, ein Handelszentrum mit Schiffsverbindungen bis nach Gallien.

In 3. Jahrhundert v. Chr., während des Ersten Punischen Kriegs, hatte sich Pisa überdies mit Rom alliiert, wurde römische Militärmarienbasis, von der Kriegsschiffe nach Gallien und Spanien ausliefen, und schließlich, unter Kaiser Augustus, römi-

sche Kolonie. Unter anderem belieferte Pisa die Stadt Rom mit Bauholz, wahrscheinlich auch mit Marmor und hochwertigem Weizen – und diese Güter mussten ja irgendwie abtransportiert worden sein.

Wohl bekannt war den Wissenschaftlern auch, dass sich die pisane Landschaft und der Verlauf der Küstenlinie seit Römerzeiten fundamental verändert hatten, die Lagune im Lauf der Jahrhunderte verlandet, der Fluss Auser, der nördlich des damals noch vielarmigen Arno ins Meer mündete, gänzlich verschwunden war.

Aber dass hier, am heutigen Bahnhof von San Rossore, ein Stadthafen gelegen hatte, ahnte niemand.

Seit dem ersten überraschenden Fund am *Porto delle meraviglie*, am Hafen der Wunder, wie Pisas Bürgermeister schwärmt, sorgen die Archäologen nun mit schwe-

rem und leichtem Gerät dafür, dass sich die Erde immer weiter auftut und ihre geheimen Schätze nach und nach frei gibt.

Dabei ist der Wunderhafen auf den ersten Blick nichts anderes als eine höchst unpoetische, gewöhnliche, ungefähr sieben Meter tiefe und etwa 2200 Quadratmeter große Baugrube. In der Tiefe ein paar Regendächer auf Pfeilern, die Grubewände gesichert mit gewaltigen, tief in die Erde gerammten Spundbohlen aus Eisen, der Boden



Rekonstruktion eines Seglers im – heute verlandeten – Hafen von Pisa

vorläufig fast vollständig mit Beton ausgegossen, die wiederum die Eisenarmierungen stabilisieren; daneben Pumppen, die das Grundwasser absaugen; in einer Ecke ein überdachter Unterstand.

Dort stehen Kisten voller ausgegrabener Tönscherben, große Plastikkannen mit Deckeln und zahllose, für das ungeübte Auge nicht identifizierbare Objekte, die in durchsichtigen Tüten in Flüssigkeiten schwimmen – in chemischen Substanzen, die beispielsweise geborgene Holzstücke oder Pflanzenfasern stabilisieren oder vor Pilzbefall schützen sollen.

Erltische tausend Fundstücke werden hier zwischengelagert, bevor sie näher untersucht, restauriert und vielleicht in die vorläufige Ausstellung über die *Navi antiche di Pisa* – die antiken Schiffe von Pisa – in das Gewölbe der Arsenali Medicei

am Ufer des Arno gebracht werden.

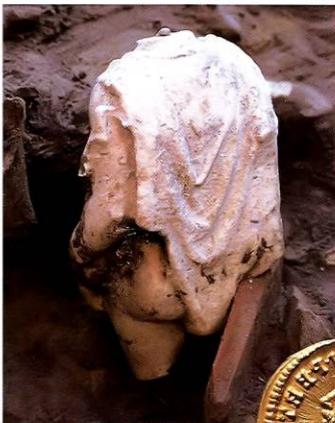
Indessen tasten einige Archäologen mit Hilfe eines speziellen Suchgeräts den Betonboden Meter für Meter nach weiteren unterirdischen Schätzen ab. Auf einem Monitor erscheinen rote, blaue und gelbe Linien und Felder – wer die Bilder richtig zu interpretieren weiß, kann abschätzen, wo es sich lohnt, den Beton wieder zu entfernen und weiter zu graben.

Im Moment ist der Boden nur an ein paar Stellen unter den Regendächern aufgerissen. In einer der Gruben sitzen, ausgestattet mit kleinen Schäufelchen und minimalistischen Spaten, zwei junge Archäologinnen in der Erde, aus der Bug und Innenseite eines knapp zwölf Meter langen und fast völlig intakten Raderschiffs aus vermutlich augusteischer Zeit freigelegt worden sind.

Allerdings ist beides, wie die Relikte aller anderen Schiffe, die hier bisher ausgegraben worden sind, schon fast wieder verschwunden – diesmal unter gelblichen Glasfasermatte, die sich wie eine Haut um das Holz schmiegen, damit der wunderbare Fund aus der Tiefe nicht sofort zer-

fällt, kaum dass er nach 2000 Jahren ans Tageslicht gekommen ist.

Schließlich hatten die Schiffe und ihre Ladungen bisher optimale Konservierungsbedingungen: Im sandigen Boden waren sie gegen den aggressiven Sauerstoff geschützt und vom Grund-



Naha einem Pisaner Wrack liegt das Skelett eines Menschen, der mit einem Hund ertrunken ist. In einem anderen Schiff wurde eine 73 Zentimeter hohe Statue gefunden. Den aureus (ein Goldstück von etwa 200 n. Chr.) zierte das Bild des Kaisers Septimius Severus, eine der Bronzemünzen das Antlitz des Kaisers Nero (um 60 n. Chr.)

wasser immer gut befeuchtet. Damit dieser Zustand bis zur endgültigen Bergung und anschließenden Restaurierung wenigstens annähernd erhalten wird, ragen aus der Glasfaserhaut dünne grüne Röhren – jeden Tag kommt ein Archäologe mit der Gießkanne, um die Schiffe zu bewässern.

Etwa 15 Leute sind hier beschäftigt. Archäologen natürlich, aber auch Geologen, die Art und Alter der angelagerten Sedimentschichten bestimmen, Fotografen und Zeichner zur akribischen Dokumentation der Funde, Chemiker, die die Inhalte der Amphoren analysieren, Anthropologen und Paläontologen, die Knochen von Menschen und Tieren untersuchen.

Denn nach der Bergung beginnt die Detektivarbeit, die Rekonstruktion der Geschichte der Fundstücke – und mit ihnen die der Schiffsroute. Ein Indizienpuzzle.

Waren da nicht auf einem Schiff Keilsteine zur Sicherung der Amphoren, die, wie die Untersuchungen zeigten, aus vesuvianischer Lava bestanden? Dann hatte es im Golf von Neapel zumindest Halt gemacht. Und das Schiff mit den Knochen der Löwin musste aus Karthago gekommen sein und, wie die Keramik aus iberischer Produktion und eine Goldfibel nahe legen, vielleicht über Spanien und den Languedoc den Hafen von Pisa erreicht haben.

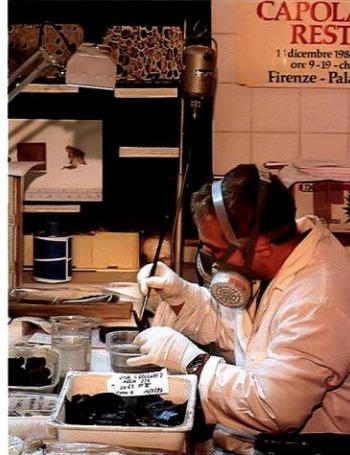
Andere Schiffe dagegen hatten überhaupt keine Fracht mehr an Bord – wahrscheinlich waren Taucher zur Bergung untergegangener Ladungen im Hafen beschäftigt. Und offensichtlich auch Arbeiter aus fernen Weltregionen. Denn es wurde eine große Zahl Knochen von ungewöhnlich großen, also wahr-

scheinlich nordischen Männern mit robusten Gliedmaßen gefunden, die Zeichen einer starken Muskulatur aufweisen. Warum diese fremdländischen Hafenarbeiter ertrunken sind, kann allerdings niemand sagen.

Nur von einem der Unglücklichen weiß man sicher, wie er gestorben ist. Sein Skelett lag, vollständig erhalten und mit der linken Hand noch immer ausgestreckt nach einem skelettierten Hund, begraben unter der Fracht eines Schiffes. Mann und Hund müssen über Bord gegangen sein, die Ladung rutschte hinterher, Mensch und Tier wurden eingeklemmt – ein Balken lag noch nach 2000 Jahren quer über dem Hals des Mannes. Unter der Ladung eingeklemmt, konnten die Knochen nicht einzeln fortgeschwemmt werden, das Skelett blieb intakt.

Der Rest ist Gerichtsmedizin. Ein kriminologisches Institut hat den Kopf in weißem Kunststoff rekonstruiert. Jetzt ist er in den Arsenalen Medicei ausgestellt – ein schöner Mann mit gleichmäßigen Zügen, Phantombild einer Wasserleiche, die indirekt das Opfer antiker Konsumbedürfnisse wurde.

Denn Pisa war, wie alle antiken Städte, hungrig nach



Laboranten tränken Wrackteile mit einem Fungizid, um sie vor Pilzbefall zu schützen

Waren. Nach Getreide, nach Fleisch, Wein, Öl, Früchten und nach Salz. Nach Schmuck und kostbaren Gebrauchsgegenständen. Nach Glas, Seide, Edelsteinen, Weihrauch. Nach Gewürzen und lebenden Tieren.

Sich selbst versorgen, mit den Gütern der Umgebung sich bescheiden? Unmöglich. Zu hoch entwickelt war die Zivilisation, zu verfeinert der Bedarf, zu raffiniert waren die Sitten. Selbst Bäuerinnen trugen Bernstein schmuck, Dienstmädchen benutzten Silberspiegel. Konsumgesellschaft nennt man das. Und die brauchte ständig Nachschub – egal von wie weit her.

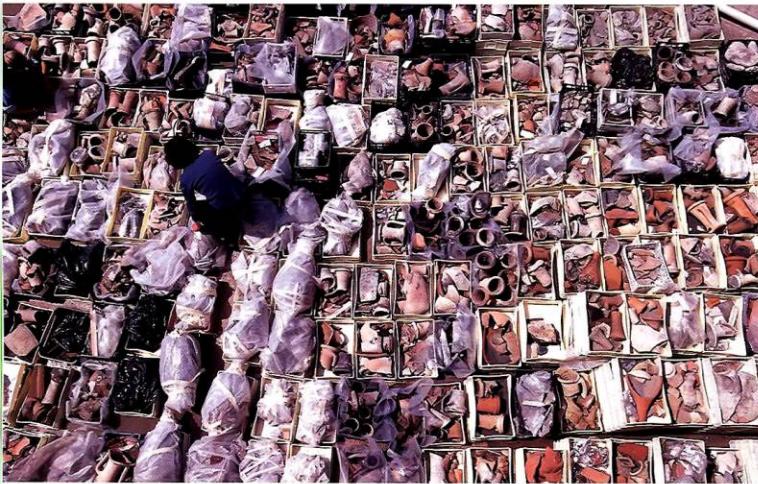


In der Computersimulation nimmt ein Segler Kurs auf Pisas Hafeneinfahrt

CAPOLA RESTA
1 dicembre 1986
ore 9-19 - chi
Firenze - Pala

Die Strecke Pisa–Karthago war da nur ein kurzer Sprung auf der ökonomischen Karte einer Welt, in der Wein aus Kampanien gegen Glas aus Köln oder Weizen aus Ägypten gehandelt wurde. Britannien Olivenöl und Wein brauchte und dafür Wolle, Eisen und Tierhäute lieferte, während Mesopotamien Metalle exportierte und Essig, Bier und Papyrus nachfragte.

Ein Netz von Handelsrouten – vom Mittelmeer bis weit hinein nach Südostasien, vom Baltikum bis nach Afrika – überzog die antike Welt: eine leistungsfähige wirtschaftliche Infrastruktur mit spezialisierten Produktionsstandorten, weit verstreuten Handelsplätzen und gut erschlossenen Verkehrswegen. Zur Befriedigung einer wachsenden Nachfrage wurden Lastkarren durch Wüsten getrieben, Ochsen- und Eselskarren über Gebirge gelenkt und transkontinentale Fernstraßen gebaut, für die Reiseführer und Karten mit Entfernungangaben vorlagen, wie sie etwa die in Wien aufbewahrte, auf antiken Angaben be-



Die Archäologen bargen aus den Wracks von Pisa Hunderte von Gefäßen, vor allem Amphoren

ruhende Peutingersche Tafel überliefert.

Aber vor allem wurden Schiffe übers Meer geschickt. Die Frachter waren vermutlich nicht einmal 30 Meter lang und trugen 100 bis 450 Tonnen Ladung. Doch sie hatten, anders als die älteren griechischen Schiffe, schon zwei, manchmal gar drei Masten und konnten kreuzen, also schräg gegen den Wind ansegeln. Mit Glück benötigte der Kapitän von Ägypten nach Süditalien nur neun Tage; die Strecke von Ostia nach Gades (Cádiz) durch die Straße von Gibraltar war in einer Woche zu schaffen.

Jedes Jahr segelte eine Flotte von Handelsschiffen sogar vom Roten Meer aus nach Indien und brachte Seide und Pfeffer mit. Für die antiken Hauptverkehrsmittel wurden Häfen angelegt, damit die Waren entladen werden konnten – und um diese entwickelten sich bedeutende Städte. Puteoli am Golf von Neapel et-

wa und Brundisium am Sporn des italienischen Stiefels.

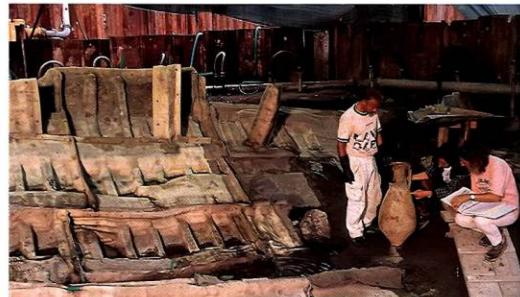
Und Ostia.

Die Handelsstadt an der Tibermündung südwestlich von Rom versorgte den metropolitanen Millionenmoloch und war Drehscheibe des Mittelmeerhandels. Denn Rom selbst war für seetüchtige Schiffe über den Tiber nicht erreichbar – man brauchte den Flusshafen von Ostia als Umschlagplatz. Hier wurden die Waren auf kleinere Schiffe umgeladen, die dann rund 30 Kilometer den Fluss hinauf bis in die Innenstadt gerudert oder von Ochsen über Treidelwege am Ufer gezogen wurden.

Im 2. vorchristlichen Jahrhundert hatten Siedler in dem winzigen, zunächst nur strategisch wichtigen Ort zwischen Tiber und Meer erste Gebäude für Verkauf und Aufbewahrung von Handelswaren errichtet. Um die Zeitenwende explodierte Ostia dann förmlich. Mitte des 2. Jahrhunderts hatte die Hafenstadt schließlich et-

wa 100 000 Einwohner – vor allem Händler, Reeder, Schiffbauer, Transportarbeiter und Handwerker, die importierte Konsumgüter weiterverarbeiteten oder konservierten.

Inzwischen hatte Kaiser Trajan gleich nebenan den *portus* gebaut, eine neue große Hafenanlage mit riesigem sechseckigem (und bis heute erhaltenem) Becken, das einen optimalen Platz zum Ankern bot und mit dem Tiber durch einen Kanal verbunden war. Nummerierte



In etlichen Amphoren haben die Forscher die Ladung, etwa Wein und Olivenöl, noch immer versiegelt vorgefunden

Säulen kennzeichneten die einzelnen Anlegerstellen. Eine technische Leistung der Extraklasse, ein Projekt von höchster politischer Brisanz.

Denn hier trafen auf großen Schiffen mit einem Fassungsvermögen von 6000 bis 8000 Amphoren die Getreidelieferungen aus Afrika und Ägypten ein und wurden in einer kolossalen (heute wieder zugänglichen) Speicherstadt zwischengelagert, ehe sie an die Millionenbevölkerung Roms teils billig verkauft, teils kostenlos verteilt wurden – 250 000 Tonnen pro Jahr, Ladung für 4500 Schiffe.

Ein Teil des Getreides lief auch nach dem Bau des *portus* über Ostia. Zusätzlichwickelten die Kaufleute hier den Handel mit Baumaterial und erleseneren Gütern ab. In Ostia landete alles an, was die Welt an Kostbarkeiten zu bieten hatte: Seide aus China (siehe Seite 164), Purpur und Pfeffer aus Indien, Silber aus Spanien.

Das Holz zum Bau von Häusern und Schiffen sowie zum Beheizen der Thermen lieferten Ligurien oder Korsika, denn die Wälder in der näheren Umgebung waren längst abgeholt, und die wirtschaftliche Ausbeutung der Provinzen war selbstverständlich. Aus Griechenland und Kleinasien kamen Kunst-

werke und fertige Marmorsäulen – so lebte der Mittelmeerhafen nicht zuletzt von der Lust an der pompösen Selbstdarstellung der hoffärtigen Hauptstadt.

Heute ist Ostia Antica ein weitläufiger archäologischer Park, eine stille Oase mit Büschen und Pinien zwischen den Marmorsäulen. Bodenmosaiiken und ein- oder zweistöckigen Resten von Gebäuden, die einst bis zu fünf Stockwerke hoch gewesen sein mögen. Und eines der wichtigsten dreidimensionalen Dokumente des Handels im Römischen Imperium: Generationen von Archäologen haben das Wissen aus den Funden verglichen und ergänzt mit den Erkenntnissen der Epigraphiker, Papyrologen und klassischen Philologen.

Inzwischen haben sich die materiellen Hinterlassenschaften zusammen mit den Inschriften, den Schriftquellen über Wirtschaftsgesetze und den Berichten antiker Autoren zu einem komplexen Bild des Handels in Ostia gefügt. So konnten die Archäologen, lange nachdem die Schaufeln weggelegt waren, vom Schreibtisch in der Studiostube aus die steinerne Stadt wieder mit Leben füllen.

Und dieses Leben war alles andere als idyllisch – die beschauliche Atmosphäre unserer Gegenwart täuscht. Ostia, das war die Boomtown der Antike, Ostia war Wildwuchs, der reine Kommerz, Kapitalismus in extremer Form. Eine Stadt der Neureichen und der Glückssucher, der Spekulanten und der Geschäftsmacher, der Freigelassenen und der Fremden.

Inschriften auf Grabsteinen oder auch Widmungen auf Gebäuden nennen Namen von Zugereisten aus Lusitanien

Pisas halbrunde Kai anlage war, wie Bodenuntersuchungen ergeben haben, von Landzungen und Inseln geschützt.

Am Computer können Wissenschaftler auch rekonstruierten, wie die Amphoren einst kippischer gelagert worden sind – mit einer Manschette am Hals



und Ephesus, aus Gaza und Phrygien, aus Karthago und Malaga, aus Lugdunum (Lyon) und Alexandria. Von Importeuren, die ihre Geschäfte vor Ort kontrollieren wollten, von Zwischenhändlern, die etwa Seide aus China weiter nach Spanien verkauften, von kleinen Angestellten der Handelsfлотen, die hier ihr Auskommen gefunden hatten.

Es wurde gebaut und wieder abgerissen, je nach Lage der Geschäftsinteressen: Lagerhäuser und Handelskontakte, Mietskasernen und Vergnügungsetablissements. Die Bauobjekte sollten Gewinne einbringen; um die Verschönerung der Stadt kümmerte man sich in Ostia, im Gegensatz zu Rom, nur wenig.

So gab es in der Hafenstadt kein Stadion, kaum Ehren-

bauten und viel weniger prächtige Tempel als in anderen Metropolen des Römerreichs von vergleichbarer Größe. Denn nichts und niemand blieb lange hier. Weder die Waren noch die Menschen. Die Waren wanderten weiter, sobald sie profitabel verkauft waren, die Menschen zogen weg, sobald sie genug Geld hatten, um sich an nobleren Orten niederzulassen oder um nach Hause zurückzukehren.

Was Geldrausch und Bau spekulation zuletzt hinterlassen haben, sieht man noch heute: die dichte Bebauung und die engen Straßenschluchten, die mehrstöckigen Wohnanlagen mit integrierten Ladenzeilen. Die unzähligen Thermen und die Kneipen mit steinernen Tresen. Die Versammlungsräume der Berufs-

vereinigungen der Treidelschiffer oder der Schiffbauer mit ihren gemauerten Lieg stätten. Die ebenerdigen Wohnungen von Händlern oder Reedern – jenen Kaufleuten, die auch Immobilienbesitzer sein konnten und für kleinere Apartments im zweiten, dritten oder gar fünften Stock zusätzlich Mieten einstrichen oder vielleicht einen der vielen Magazinkomplexe be saßen, in denen Waren gelagert und verkauft wurden.

Viele Grundbesitzer waren zugleich wahrscheinlich auch Händler und verkauften Waren auf eigene Rechnung, die sie zuvor importiert hatten, möglicherweise sogar mit dem eigenen Schiff. Andere handelten nur auf Kommission oder machten Geschäfte im staatlichen Auftrag. Wie der andere verpachteten die Speicher auch an den Staat oder an andere Händler, die dann ihrerseits ... kurz: Jede nur denkbare Unternehmensform war möglich zu dieser Zeit, in dieser Stadt, die das Gewinnstreben in den Mittelpunkt des Lebens stellte.

Auch urbanistisch. Im Zentrum Ostias lag eine einmalige Anlage, wie es sie so in keiner anderen römischen Stadt gab: eine Art World Trade Center der Antike. All-



Waage mit einem Kopf des Handelsgottes Merkur als Gewicht



Modell eines Magazins im Hafen von Ostia, in dem die Schiffsfrachten eingelagert wurden

zu viel ist davon heute nicht mehr übrig – außer den Firmenschildern, mit denen die Unternehmen Werbung für sich machen: Flächen aus kleinteiligen, schwärz-weißen Bodenmosaiiken, die ein riesiges, 107 mal 78 Meter großes Rechteck säumen.

Dieser heute „Forum der Korporationen“ genannte Platz bildete eine bauliche Einheit mit dem dahinter liegenden Amphitheater. Aber das aufregendste Schauspiel wurde wahrscheinlich auf dem Forum aufgeführt: die Verwandlung von internationalem Handel in Geld.

Denn in dem einstmals an drei Seiten mit Kontoren und Säulengängen umbauten Rechteck hatten die Global Players der Antike ihre Firmensitze. Welthandel auf 300

laufenden Metern, Büros von Händlern, Agenten, Maklern, Reedern, Spediteuren, Fährdiensten, Umladeunternehmen.

Hier warb die *stat(i)o Sabratensium*, das „Büro der Sabratenser“ aus der Stadt Sabrata im heutigen Libyen, mit einem Elefanten-Mosaik um Kundschaft für Elfenbein und lebende Kolosse zur Ausstattung von Zirkusspielen und Paraden.

Dort präsentierten sich die *navic(ularii) et negotiantes Karalitani*, die Reeder und Händler von Karales, dem heutigen Cagliari, mit einem Segelschiff und zwei Schefeln. Dass diese Firma im Getreidehandel tätig war, liegt nahe.

Warum dagegen die *navic(ularii) Mu(s)lu(vit)a(ni)*, die Reeder aus Muslumiv im heutigen Marokko, mit der Darstellung eines Eroten auf einem Delfin und zwei Frauengesichtern Werbung machen, ist ein Rätsel.

Abnehmer der Waren und Transportdienstleistungen waren nicht nur Privatunternehmer, sondern auch der Staat und dessen Beauftragte. Sie veranstalteten Versteigerungen und vergaben Aufträge – vor allem für den Transport von Getreide, Wein und Öl,

denn eine staatliche Handelsschifffahrt gab es nicht.

Die besten Aufträge waren jene, bei denen der Staat gleich das ganze Paket kaufte: Getreide und Transport in einem. Wer irgendwo eigene Felder besaß und die Schiffe noch dazu, hatte erst einmal ausgesorgt. Zumal der Staat oft langjährige Verträge schloss – mit allen damit verbundenen wirtschaftlichen und politischen Vorteilen.

Dass bei solchen sehr lukrativen Staatsaufträgen Schmiergelder geflossen sein mögen, ist denkbar, wenn auch nicht überliefert. Sicher ist aber, dass Privatunternehmer bisweilen Getreide zurückgehalten haben, um die Preise hochzutreiben. Der Staat musste dann Vorratsbestände in großen Mengen auf den Markt werfen und unter Wert verkaufen.

In den Büros am Forum der Korporationen müssen also gewaltige Geldsummen geflossen sein, Erfolg und Misserfolg nahe beieinander liegenden, Karrieren ihren Anfang und womöglich auch ihr Ende genommen haben.

Die Händler kamen entweder aus unteren Schichten, waren freigelassene Sklaven oder gehörten zur Plebs. Oder sie waren Angehörige des Ritterstandes, die nebenbei auch in großem Stil Geld verliehen.

In kürzester Zeit konnten sie beträchtliche Reichtum anhäufen – oder eben auch wieder verlieren. Es brauchte nur ein Schiff auf stürmischer See unterzugehen oder eine Feuersbrunst im Hafen auszubrechen, schon waren Millionen *sestertii* versunken.



Ostia war ein internationales Handelszentrum mit geräumigen Lagerhäusern (oben). Bodenmosaiiken kündeten vom Tun der Reeder, Außenhändler oder Lagerhausfirmen

Aber selbst wenn die Händler Glück hatten und erfolgreich waren, blieb doch der Geruch des falschen Geldes für immer an ihnen haften, und die feine römische Gesellschaft rümpfte die Nase über diese Emporkömmlinge.

Nicht dass die Aristokratie etwas gegen Reichtum gehabt hätte. Im Gegenteil. Sie wollte ihn nur nicht mit dem – irgendwie unehrenhaften – Handel in Verbindung gebracht wissen. Zumindest nicht öffentlich. Und so schickten Senatoren, denen der Besitz größerer Seeschiffsschiffe per Gesetz verboten war, mitunter Strohmänner vor, strichen die beträchtlichen Gewinne aus dem Fernhandel heimlich ein und legten sie dann in Grundstücke an. Denn je mehr Ländereien einer besaß, desto größer war sein gesellschaftliches Ansehen.

Auf den schicken Landsitzen ließ sich dann ja auch angenehm genießen, was die lieberlichen Händler aus Ostia angeliefert hatten. An den lauen Abenden schmückten Sklavinnen Tische und Liegestützen mit orientalischen Decken, und dann wurde aufgetragen: Garnelen von eigens nach Libyen geschickten Schiffen, Fische aus der Dnjepr-Mündung am Schwarzen Meer, Datteln aus Karthago, Trockenbeerenwein aus

Knossos. Und als Kulisse am Horizont der Sonnenuntergang über dem Imperium Romanum.

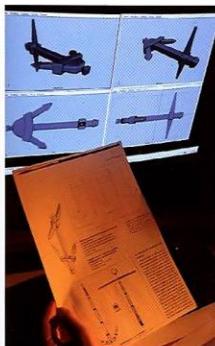
Irgendwann war Schluss. Mit der Völlerei, dem Römischen Reich, dem Seehandel – und mit Ostia. Die Christen fingen an, die Gier nach exquisiten Genüssen zu geißeln, ein Teil der Reichsverwaltung wurde nach Konstantinopel verlegt, Wirtschaft und Reichtum verfielen in den politisch unruhigen Zeiten. Die Handels Schiffahrt kam zum Erliegen, Ostia wurde als Seehandelszentrum überflüssig. Was es jetzt noch an gewerblichen Aktivitäten gab, wurde im Portus abgewickelt.

Schon im 5. Jahrhundert war die Stadt so gut wie tot, das Forum der Korporationen verwahrlost; die Ehrenstatuen für die Händler waren entfernt, die Mietshäuser und Getreidelager aufgegeben, Läden und Kneipen abgerissen, und selbst die Feuerwehr war längst abgerückt. Einige reiche Römer und alteingesessene Ostienser machten noch einen Versuch, die Stadt zur Sommerfrische mit eleganten Häusern, Gärten und Springbrunnen umzubauen.

Aber dann fielen die Westgoten ein, wenig später die Wandalen und plünderten, was noch übrig war. Dann rückte die Küstenlinie immer weiter weg, und eines Nachts im 16. Jahrhundert verschwand nach einer großen Überschwemmung sogar der Tiber und nahm weiter westlich einen anderen Lauf.

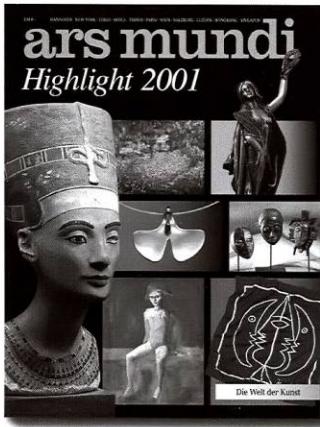
Eigentlich eine traurige Geschichte. Aber Archäologen verheißen Untergänge aller Art ja das allerhöchste Glück.

Die GEO-Autorin Gabriele Riedle, 42, ist Schriftstellerin in Berlin. Der Franzose Philippe Plailly, 48, begleitet seit über zwei Jahren die Ausgrabungen in Pisa fotografisch.



Rekonstruktion
eines Ankers aus Pisa

Kostenlos für Sie: Europas großer Kunstkatalog



Entdecken Sie Europas größtes Kunstangebot im neuen
ars mundi-Katalog Highlight 2001

- Originalgrafiken und Skulpturen bedeutender Künstler unserer Zeit
- Authentische Museums-Replikate weltberühmter Objekte
- Exklusive Accessoires und Museums-Shop-Artikel zum Tragen, Sammeln und Genießen
- Meisterhaftes Kunsthandwerk aus aller Welt
- Wertbeständige Geschenke und außergewöhnliche Kunstinvestitionen
- Viele Editionen sind exklusiv nur bei ars mundi erhältlich

Jetzt kostenlos anfordern!

Per Telefon zum Ortstarif

01801 27 76 86

Schnell und einfach per Fax

(0511) 348 43 58

Im Internet unter

www.arsmundi.de

Oder Postkarte an: ars mundi · Bödekerstraße 13 · 30161 Hannover

Katalog-Gutschein

Ja, bitte schicken Sie mir kostenlos und unverbindlich den aktuellen ars mundi-Katalog Highlight 2001 zu.
Ich erhalte diese Titel **gratis** und **portofrei**!

Meine Anschrift:

Katalog-Nr. GH-236 926.1116

Vorname

Nachname

Straße/Hausnummer

PLZ/Wohnort

ars mundi · Bödekerstraße 13 · 30161 Hannover · Fax (05 11) 3 48 43 58



DUELL VOR 50 000

Thraker-Helm

Mut, Kampfbereitschaft, Todesverachtung: Die Gladiatoren verkörperten Tugenden, die im römischen Militärstaat hoch geachtet wurden, und manche der Kämpfer wurden gar zu Idolen der Massen.

Bis sie in irgendeiner Arena meist doch noch das Schicksal ereilte

VON HARALD MARTENSTEIN

Die Shows im deutschen Privatfernsehen hätten den Römern wahrscheinlich gefallen. „Big Brother“: zwölf Kandidaten, jeder kämpft gegen jeden, alle Tricks sind erlaubt, und wer uns nicht gefällt, fliegt raus. Oder „Wer wird Millionär?“: Ein Mensch sitzt schwitzend vor Aufregung in einer Art Arena, und wenn er eine Frage falsch beantwortet, ist alles vorbei. Die Römer waren eben wie wir scharf auf Unterhaltung, Freunde des Showbusiness, nur waren sie einen Zacken brutaler. Wenn bei ihnen der Daumen runterging, dann war das für den Kandidaten ein wirklich ganz, ganz schlechtes Zeichen.

Aber woher kommt das? Steckt das Unterhaltungsbedürfnis mit seinem Hang zu

Exzessen in uns Menschen wie der Hunger oder der Geschlechtstrieb? Brauchen wir den Zirkus wie die Luft zum Atmen? Oder gibt es andere Erklärungen für den Spielspaß der alten Römer?

Der Tag in der Arena begann schon früh am Morgen. Wegen der drohenden Mittagshitze spannten Marinesoldaten ein Sonnensegel über das Amphitheater. Händler bauten Stände auf, es wurde gewettet und gewürfelt. Kleine Jungen verteilten kostenlos Essen und Wein; über die Menge wurde parfümiertes Wasser gespritzt. Manchmal wurden Gutscheine ins Publikum geworfen, für Mehl, für Gold, für Bordellbesuche. Der Eintritt war billig oder sogar gratis, und die Spiele dauerten bis tief in die Nacht.

Von dem Satiriker Juvenal

abkauften lassen. Tatsächlich betrachteten die Menschen die Wagenrennen im Circus Maximus und die Gladiatorenkämpfe in Roms Amphitheater als eine Art Grundrecht. Die Spiele hielten die Massen bei Laune, und das war nötig in einer Millionenstadt voller Nichtsnutz, Arbeitsloser und politischer Unruhestifter – also potenzieller Rebellen.

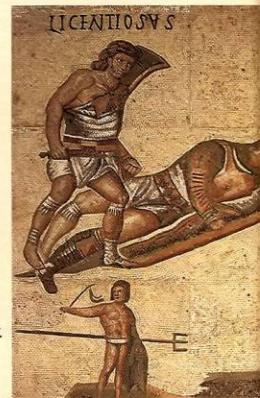
Die Spiele waren den Römern sogar noch wichtiger, als es uns der Fußball oder die Formel 1 ist. Denn nur dann konnte das Volk für längere Zeit ungestört den Kaiser sehen, während der das Treiben verfolgte. Und es beobachtete ihn genau. Welche Ticks hatte er, welche Schwächen? War er geizig, war er schreckhaft? Kaiser Nero konnte sich unter anderem deshalb verhältnismäßig lange an der Macht halten, weil er bei den Spielen

großzügig war und eine gute Figur machte – trotz seiner Marotte: Gegen die gleißende Helligkeit hielt er sich immer einen geschliffenen Smaragd vors Auge, sozusagen als Sonnenbrille.

Bei den Etruskern war es Sitte, dass sich am Grab eines Kriegers zu dessen Ehre zwei Männer auf Leben und Tod maßen – vermutlich der Ursprung der Gladiatorenkämpfe, die von 264 v. Chr. an regelmäßig stattfanden. Im Römerreich gab es in der Kaiserzeit über 100 Amphitheater. Aus Rom selbst ist bekannt, dass während der Spiele die Stadt fast entvölkert war und dass Bewaffnete durch die Straßen patrouillierten, um Einbrecher abzuschrecken. In den Circus Maximus passten über 250 000 Zuschauer, ins 80 n. Chr. fertig gestellte Kolosseum 50 000. Zu manchen Zeiten gab es Spiele an jedem zweiten Tag.

Am Abend vor ihrem Auftritt feierten die Gladiatoren ein öffentliches Festmahl. Tags darauf begann die Show mit einer Parade und harmlosen Tierdramen – Panther zogen einen Wagen, ein Elefant schrieb mit dem Rüssel Wörter in den Sand. Es folgten Tierkämpfe. Bär gegen Büffel, Panter gegen Bär.

In der Arena wurden auch Gerichtsurteile vollstreckt –



Mit Netz und Dreizack gegen Schild und Schwert: Mosaik um 300 n. Chr.

härtere Strafen wie Brandmarken und Auspeitschen. Oder Hinrichtungen, vorzugsweise *ad bestias*, den Tieren zum Fraß vorgeworfen. Beliebt war es, die Exekution wie eine Show zu gestalten, zum Beispiel, indem eine Szene aus einer Sage nachgestellt wurde. Einem Verbrecher wurde die Begnadigung versprochen, falls er seine rechte Hand in ein Feuer hält und sie bis zum Stumpf abbrennen lässt.

Dann die Gladiatoren, der Höhepunkt. Sie verkörperten oft einen bestimmten Typus – der Thraker trat stets mit Krummschwert und rundem Schutzschild an, der *retarius* mit Netz und Dreizack. Auch Frauen kämpften. Hin und wieder gab es Massenkeilereien oder Seeschlachten – dafür wurde das Kolosseum unter Wasser gesetzt, später legte Rom eigens einen künstlichen See auf dem Marsfeld an. Neben den Gladiatoren standen deren Trainer, die sie anfeuerten oder mit Lederpeitschen munter machten, wenn sie nachzulassen drohten.

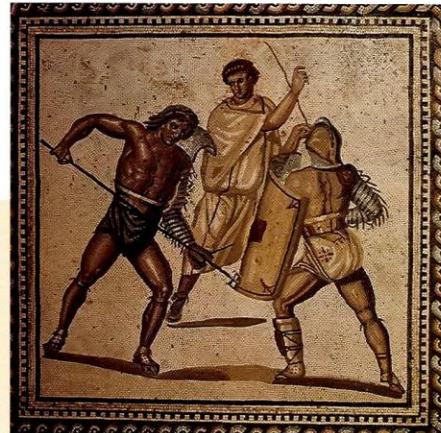
Wer aufgeben wollte, hob die linke Hand. Dann entschied das Publikum darüber, ob er oder sie es wegen besonderer Tapferkeit wert waren, trotz der Niederlage weiter zu leben. Wenn nicht, dann erschien nach dem Todesstoß

Männer in der Maske des Hermes Psychopompos, des Seelenbegleiters, und schafften den Körper hinaus.

Bei dem zweiten großen Volksvergnügen, den Wagenrennen, standen die Überlebenschancen etwas besser. In Rom gab es vier Rennengesellschaften: die Grünen, die Roten, die Weißen und die Blauen. Gelegentlich wechselten erfolgreiche Wagenlenker für viel Geld die Farbe. Sie waren Stars, sie hatten Fans, und die Staatsgewalt drückte beide Augen zu, wenn sie sich in der Öffentlichkeit mal daneben benahmen.

Kaiser Caracalla hielt es so ähnlich wie später Erich Mielke, der Stasi-Chef, der mit Tricks dafür sorgte, dass sein Lieblingsfußballklub Dynamo Berlin gewann: Caracalla ließ einfach die Wagenlenker der Grünen hinrichten; damit war für seine Lieblingsfarbe der Weg frei.

Woher diese Grausamkeit? Waren die Römer Sadisten? Historiker weisen gern darauf hin, dass Rom eine durch und durch militarisierte Gesellschaft war. Zu den wichtigsten Tugenden gehörten Mut, Kampfbereitschaft und Todessverachtung. Die Gladiatoren verkörperten diese Tugenden. Sie wurden gleichzeitig bewundert, gefürchtet und verachtet. Seit dem Sparta-



Die meisten Kämpfer waren Sklaven, Kriegsgefangene, Verbrecher. Aber manche traten auch freiwillig in eine Gladiatorenenschule ein: Wandtschmuck aus einer Villa im Saarland

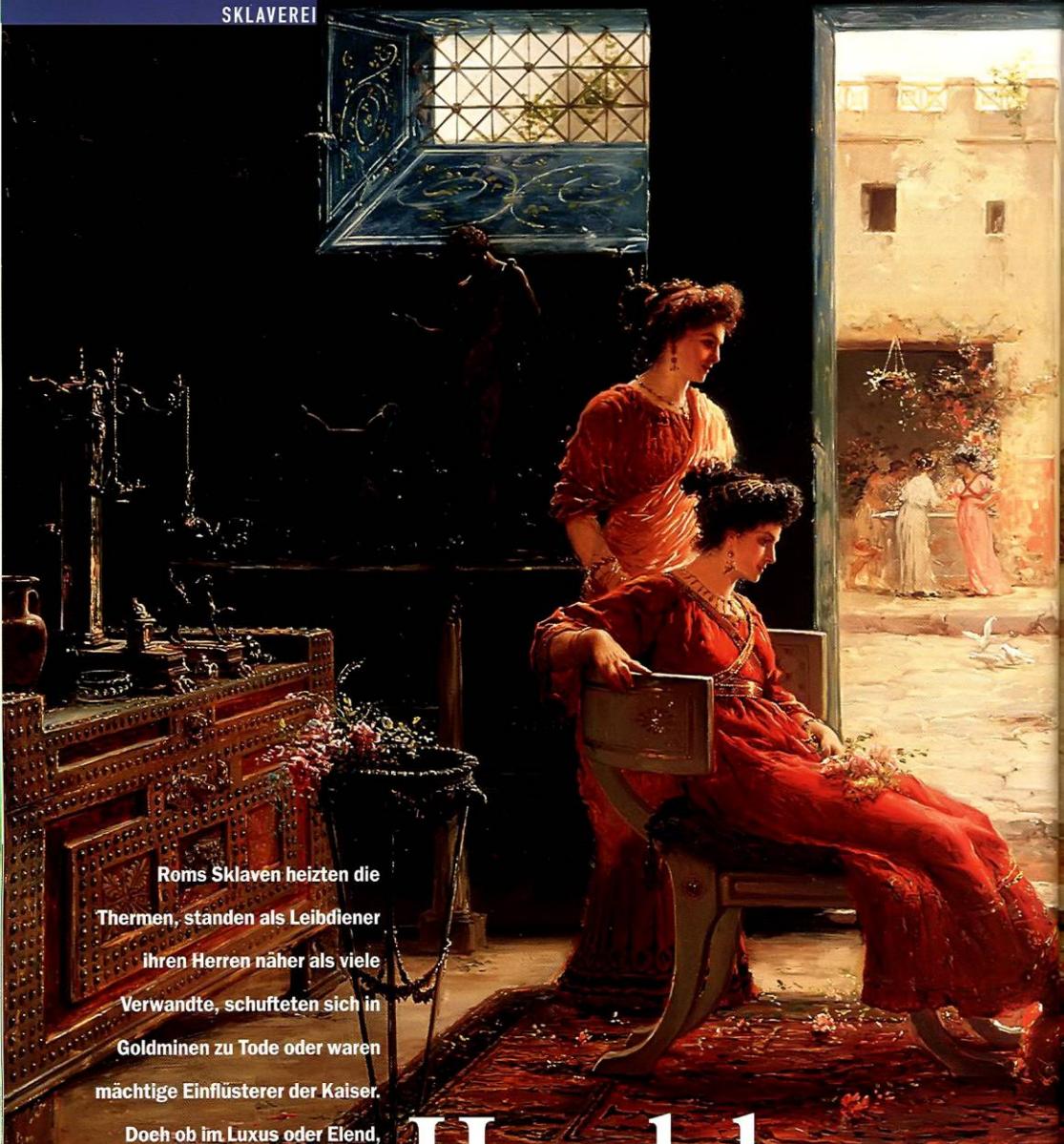
le sind harmloser. Was kann einem Kandidaten bei „Wetten dass?“ schon groß passieren?

Die meisten Gladiatoren waren verurteilte Verbrecher, Kriegsgefangene, Sklaven. Manche Römer aber traten freiwillig in eine Gladiatorenenschule ein. Warum tat ein Mensch so etwas? Vielleicht, weil er pleite war. Oder aus Abenteuerlust.

In der Gladiatorenenschule ging es einem erst einmal prima. Hervorragende Ernährung, regelmäßige Massagen, die besten Ärzte. Erfolgreiche Gladiatoren waren Idole. Ihre Fans kauften Öllämpchen und Trinkbecher mit ihrem Porträt. Für Siege wurden sie mit Gold reich belohnt, und die Frauen flogen auf sie. Wer Glück hatte, musste im Jahr nur dreimal kämpfen.

In irgendeiner Arena erwischte es sie dann meist doch. Manche Gladiatoren wurden begnadigt. Andere schafften es, 30 zu werden. Das war ein ganz hübsches Alter. Und bis dahin war der Job gar nicht so übel.





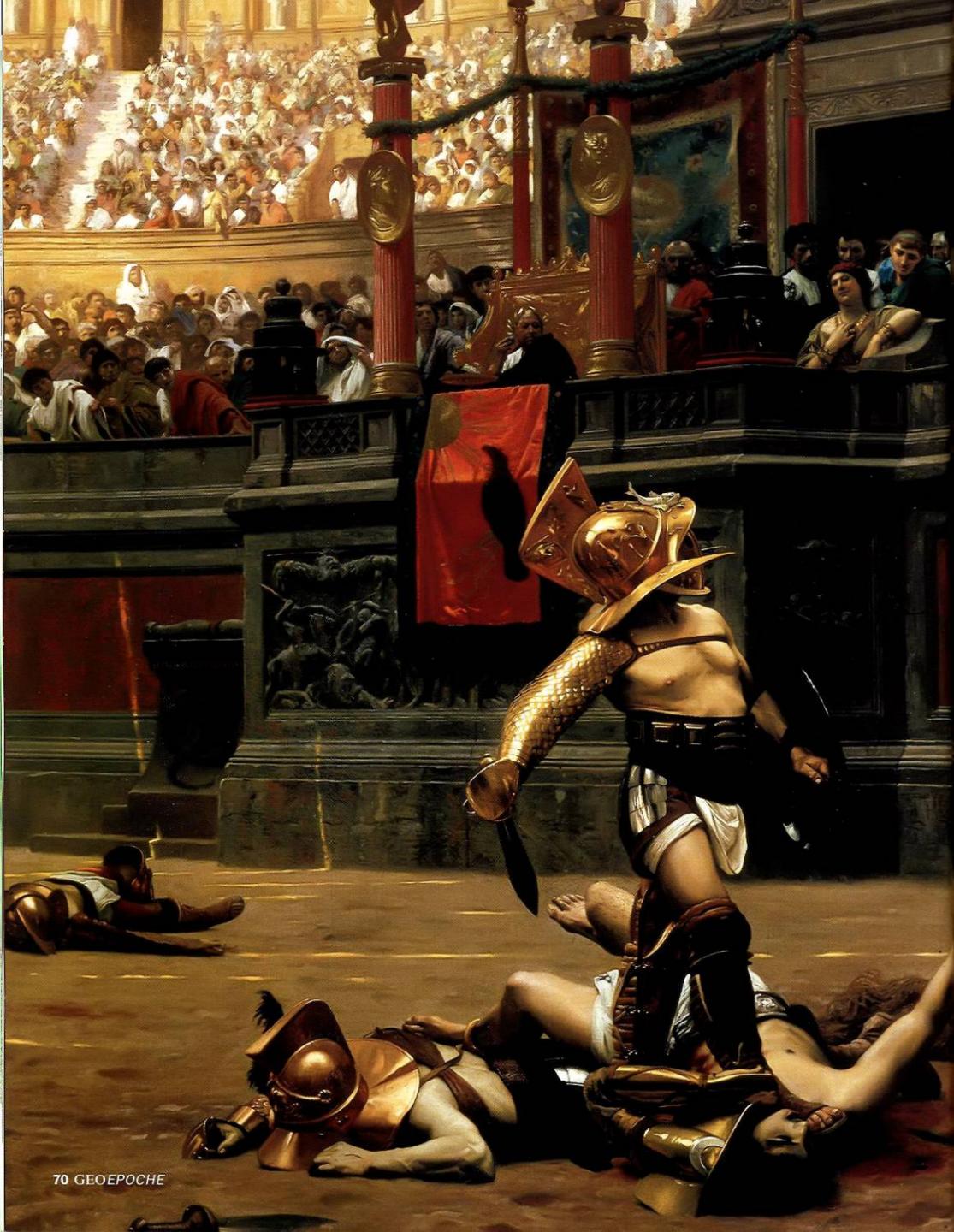
Roms Sklaven heizten die
Thermen, standen als Leibdiener
ihren Herren näher als viele
Verwandte, schufteten sich in
Goldminen zu Tode oder waren
mächtige Einflüsterer der Kaiser.
Doch ob im Luxus oder Elend,
eines war allen gemein: Vor dem
Gesetz waren sie keine Personen,
sondern rechtlose Gegenstände

Handelsware

Die Historienmaler des 19. Jahrhunderts idealisierten die Antike. Sklaven, wie die Dienerin hinter ihrer Herrin in Ettore Fortis »Beim Antiquitätenhändler«, galten den Künstlern oft nur als schmückendes Beiwerk



MENSCH





Tod dem Besiegten und vielleicht die Freilassung für den Sieger: »Daumen runter« von Jean-Léon Gérôme, 1872

Der Menschenhandel war alltäglich, die Unfreien machten zu Zeiten des Augustus im römischen Italien etwa ein Drittel der Bevölkerung aus. Ernst Artur Albaum und Dr. Michael Alpers sprachen mit dem Mainzer Althistoriker Prof. Dr. Leonhard Schumacher über das Sklavenwesen im Imperium

GEO: Was, Herr Professor Schumacher, machte im alten Rom einen Menschen zum Sklaven?

SCHUMACHER: Na, seine Geburt oder der Verlust seiner Freiheit. Entweder er wurde schon als Sklave geboren, oder er geriet in die Gewalt von Räubern, besonders Piraten, oder aber – und das war weit überwiegend der Grund – in Kriegsgefangenschaft.

Und wurde dann als Sklave verkauft?

In aller Regel.

Wann drohte einem sonst noch Gefahr, versklavt zu werden?

Wenn man dazu verurteilt wurde – wegen Hochverrats, Kriegsdienstverweigerung, organisierte Kriminalität.

Hatten die Römer klare Kriterien für den Begriff „Sklave“?

Leider keine im engeren Sinne. Doch steht eines völlig außer Frage: Sklaventum war charakterisiert durch totale Entpersonalisierung – durch absolute Rechtslosigkeit und direkte Gewaltunterwerfung unter den Willen eines anderen, der auch eine juristische Person sein konnte: eine Gesellschaft, eine Firma, eine staatliche Instanz oder eine Gemeinde.

Die meisten Sklaven wurden also in Kriegen „erbeutet“.

Wanderten denn alle Gefangenen in die Sklaverei?

Nicht immer. Denn man muss sich einmal die Dimensionen vorstellen: Da gerieten 167 v. Chr. auf dem Balkan 150 000 Molosser auf einmal in Gefangenschaft oder Ende des 2. Jahrhunderts fast ebenso viele Kimbern und Teutonen. Caesar soll nach seinem Sieg bei Alesia mehr als 60 000 Gallier gefangen genommen haben, und Titus erbeutete fast 100 000 jüdische Rebellen.

Und solch reichliche Beute drückte dann die Sklavenpreise?

Sicher. Deshalb konnte es lukrativer sein, die Kriegsgefangenen von ihren Angehörigen auslösen zu lassen. Andererseits hat Caesar später im Gallischen Krieg ganze ethnische Gruppen ohne Lösegeld frei gegeben – wohl weil sonst die Preise in den Keller gegangen wären.

Verfügte nur der Befehlshaber über die Gefangenen?

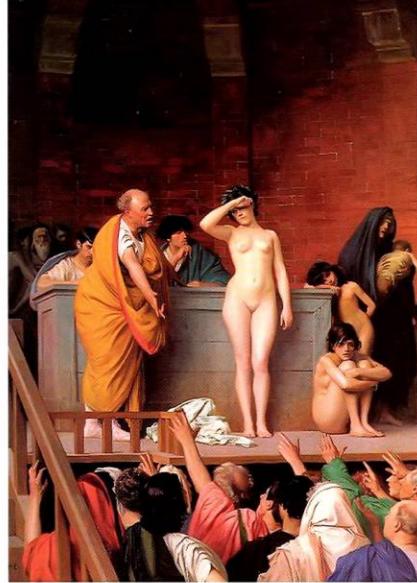
Normalerweise ja. Eine römische Armee führte meist einen Riesentross mit sich – darunter auch viele Sklavenhändler. Von denen ließ der Feldherr die Gefangenen meist ersteigern und beteiligen – seine Soldaten am Erlös.

Spielten denn Piraten beim Menschenhandel eine nennenswerte Rolle?

Zeitweise ja. Allerdings hatten die Seeräuber ein großes Problem: Römer konnten sie auf römischem Gebiet nicht verkaufen, sondern mussten sie anderswohin verschachern – oder versuchen, Lösegeld herauszuschlagen.

Wie groß war der Umsatz auf einem großen Sklavenmarkt?

Nehmen wir den auf der Ägäis-Insel Delos. In dessen Blütezeit von 148 bis 68 v.



Besitzerwechsel, meistbietend: Jean-Léon Gérômes „Sklavenmarkt im alten Rom“ von 1884

Chr. sollen dort täglich Zehntausende Sklaven verkauft worden sein. Das ist sicher stark übertrieben, aber ein paar tausend werden es in Stoßzeiten schon gewesen sein. Im Jahre 68 ist auf Delos dann alles platt gemacht worden – von Piraten.

Wie das?

Die Konkurrenz hatte zugeschlagen...

...so war es wohl. Allerdings dauerte der Sklavenboom im Römischen Reich ohnehin nicht mehr lange. Denn in der Kaiserzeit kam es seltener zu großen Kriegen mit vielen

Gefangenen als in den beiden Jahrhunderten der fast explosiven Ausdehnung des Imperiums zuvor. Das hat dann die römische Sklavenwirtschaft stark verändert – was wiederum auf den Sklavenhandel zurückwirkte.

Wie das?

Wenn später, etwa in den Daker-Kriegen zu Beginn des 2. nachchristlichen Jahrhunderts, erneut massenweise Gefangene gemacht wurden, konnte der inzwischen verkümmerte „normale“ Sklavenhandel dieses Überangebot gar nicht mehr aufnehmen.

Auf den Marktplätzen des Imperiums wurden täglich Tausende von Menschen versteigert

Die Folge war, dass sehr viele Gefangene nicht verkauft, sondern in die Metropolen, insbesondere die des Ostens, verschifft wurden – um dort in den Arenen vor Publikum niedergemetzelt zu werden.

War der Menschenhandel während der Blüte der Sklavenwirtschaft durchorganisiert? Gab es sozusagen den Sklavenmarkt um die Ecke?

Ja, so ungefähr. Man weiß nicht nur von Sklavenmärkten in den großen Städten, sondern auch von solchen in den Landstädten Italiens und Kleinasiens.

Gab es Spezialmärkte für Sklaven mit bestimmten Eigenschaften?

Durchaus – zum Beispiel solche, auf denen Kinder und junge Leute angeboten wurden. Andere, so der auf Roms Marsfeld, hatten spezielle Angebote für Homosexuelle.

Was kostete ein Sklave?

Darüber weiß man nur wenig. Selbstverständlich aber richtete sich der Preis eines Sklaven nach dessen Fähigkeiten. Ein Sklave, der schreiben, oder eine Sklavin, die Flöte spielen konnte, war mit Sicherheit erheblich teurer als ein Landarbeiter ohne besondere Kenntnisse. Natürlich war eine gute Physis wichtig. Alle körperlichen und gesundheitlichen Mängel mussten deklariert werden – aber auch, ob der Sklave als aufsässig galt oder schon Fluchtversuche unternommen hatte.

Und solche „Defizite“ wurden von den Sklavenhändlern immer angegeben?

Ach was. Nicht ohne Grund wird ein Sklavenhändler auch als *mango* bezeichnet – als einer, der seine Kunden über den Tisch zieht. Und diese *mangones* haben geschum-

melt auf Teufel komm raus: Wenn ein Sklave etwa lahmt oder einen Buckel hatte, so war das ja zu sehen. War er aber asthmatisch oder hustete er, dann wurde das eben kaschiert.

Und es ist gar kein Schluss möglich, was ein Römer etwa für einen gesunden Sklaven ohne außergewöhnliche Kenntnisse bezahlen musste?

Also, ich will mal ganz mutig sein und sagen: So ein Sklave war vielleicht für 150 bis 200 *denarii* zu haben – eingedenk der Tatsache, dass die wenigen relevanten Überlieferungen für eine exakte Aussage wenig hergeben. Denn diese betreffen hauptsächlich die exorbitant Preise. So soll Mark Anton für ein Zwillingsspärrchen 50 000 Denare bezahlt haben – etwa das 140-Fache dessen, was ein Landarbeiter im Jahr verdiente.

Für welche Arbeiten wurden Sklaven überhaupt eingesetzt?

Praktisch für jede – je nach Kenntnissen und Leistungsvomögen

Insbesondere über das Los der Sklaven auf dem Lande weiß man doch sicher viel?

Nein, gar nicht – erst recht wenig darüber, wie die Sklaven auf dem Lande lebten und was sie speziell zu tun hatten. Immerhin ist bekannt, dass sehr, sehr viele dort gearbeitet haben. Aus der hohen Zeit der Sklavenwirtschaft vor Christi Geburt stammen auch die wenigen detaillierteren Berichte. So meint Cato, für Pflege und Ernte der Olivenbäume genügten acht Sklaven pro 240 *iugera*, also 60 Hektar. Beim Weinbau seien hingegen zehn Sklaven pro hundert *Iugera* erforderlich. Dabei gelten beide Rechnungen wohl unter der Voraussetzung, dass während der Ernte

oder sonst bei Bedarf zusätzliches Personal beschafft werden konnte.

Ebenfalls Sklaven oder auch Lohnabhängige?

Freie Lohnarbeiter, aber auch wandernde Sklaventrupps, die von Unternehmern vermietet wurden – vorzugsweise beim Getreideanbau.

Sozusagen von Zeitarbeitsfirmen?

Ja, die mit Unfreien während der Erntezeit von Ort zu Ort zogen.

Kamen eigene Sklaven für den Landwirt nicht billiger?

Keineswegs. Die mussten doch das ganze Jahr über untergebracht und bekostigt werden und banden ja auch Kapital – den Kaufpreis. Selbst die „Aufzucht“ eigener Sklaven war wegen der Kosten bis zur „Einsatzreife“ für den Landwirt kaum rentabel.

Obwohl man die Sklaven in der Landwirtschaft nicht gerade verwöhnt hat?

Weiß Gott nicht. Allerdings: Catos Rat, man solle die Skla-

ven in Ketten legen, war eher prophylaktisch gemeint. Es ging da um Sklaven im Weinbau, die auf eine günstige Gelegenheit zur Flucht warteten oder dessen verdächtig waren. Waren es nicht gerade die Sklaven auf dem Lande, die trotz scharfer Kontrolle im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. die großen Aufstände auslösten?

Richtig, aber das waren Hirteneskaven, die auf Sizilien mit den Herden mehr oder weniger frei übers Land zogen.

Und die Waffen gegen die Raubtiere trugen?

Ja, mindestens Lanzen und Messer. Eunus konnte sich bei seinem Aufstand (136–132 v. Chr.) auf einen Kader von 4000 bis 6000 Hirten stützen.

Und sonst rebellierten die Sklaven nirgendwo? Auch nicht im Bergbau, wo sie sich ebenfalls quälen mussten?

Nein, auch von dort sind größere Aufstände nicht bekannt – wohl weil man Sklaven da gut kontrollieren und disziplinieren konnte. Dabei



Dienst an der Herrin: Sir Lawrence Alma-Tadema,
„Das Frigidarium“ (1890, Ausschnitt)



Tanzende Sklavinnen für trunksame Gäste: »Römische Orgie« von G. I. Semiradskij, 1872



ist nach beiläufigen Hinweisen auf Silberminen in Spanien oder Erzgruben in Dakien schon davon auszugehen, dass Sklaven dort massenhaft eingesetzt worden sind. Und wir wissen, dass es ihnen beispielsweise in den ägyptischen Goldbergwerken besonders dreckig ging.

Schlechter als in den vielen Manufakturen im Römerreich?

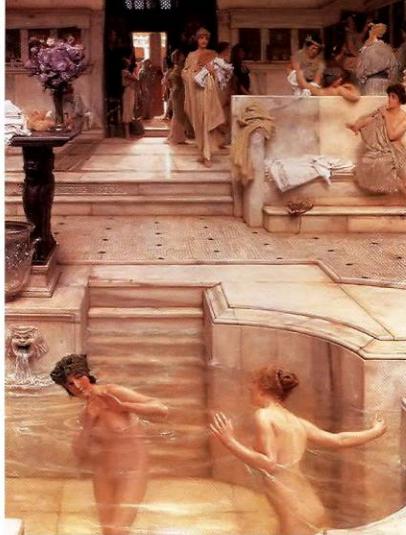
Viel schlechter. Denn in solchen Betrieben musste man nicht nur über eine entsprechende Qualifikation verfügen, sondern auch über einen gewissen Freiraum. Tongeschirr aus Arretium, dem heutigen Arezzo, und auch aus Werkstätten nördlich der Alpen ist oft sogar anhand gestempelter Namenformulare als Produkt eines Sklaven zu identifizieren.

Wurde damit ein bestimmter Sklave aus der übrigen Sklavenschaft herausgehoben?

Sicher. Ein Spitzenhandwerker war ebenso wie ein *cubicularius* – ein Butler oder Kammerdiener, der ein besonderes Vertrauensverhältnis zu seinem Herrn hatte – erheblich besser gestellt als das Hilfs- oder das Reinigungspersonal. In den Privathäusern der Adeligen kontrollierte üblicherweise ein *a cubiculo* – ebenfalls ein Sklave – die übrige Dienerschaft. Genauso hatten gute Köche besonderen Rang – schon weil sie nicht so leicht zu ersetzen waren. Und natürlich auch die Spezialisten, die von Staatsbeamten als Gehilfen eingesetzt und nicht selten dafür eigens ausgebildet wurden.

Wirklich? Rechtlose konnten in Staatsämter aufrücken?

Nein – so nicht: Wenn Sklaven Amtsakte exekutierten, dann stets im Auftrag ihres



Stets stand Hilfe bereit: Sir Lawrence Alma-Tademas „In den Thermen des Caracalla“ von 1909

Herrn, des Amtsinhabers. Freilich konnte oder wollte der nun nicht jeden einzelnen Vorgang kontrollieren. Und so hatten diese Sklaven mittlerweile tatsächlich viel Macht – auch gegenüber freien Bürgern. Später, in der kaiserlichen Verwaltung, gab es ganz unglaubliche Sklavenkarrieren. So machte sich *Musicius*, ein Sklave des Kaisers Tiberius, als Rechnungsführer der gallischen Provinzialkasse nützlich. Und der frühere Sklave *Pallas* avancierte unter Kaiser *Claudius* sogar zum Leiter der zentralen Finanzverwaltung, praktisch also zum Reichsfinanzminister.

Hat das die Rechtsstellung dieser Menschen irgendwie verbessert?

Überhaupt nicht – auch die hochgestellten *servi* unterlagen der totalen Gewalt ihres Herrn, des *dominus*.

Der durfte sie verkaufen, vererben, verschenken wie ein

Möbelstück und bestrafen, wie er wollte?

Ja sogar töten, auch wenn sich normalerweise niemand persönlich damit die Finger schmutzig machte.

Gab es da keinerlei Regeln? Kein ordentliches Verfahren, in dem erst einmal die etwaige Schuld eines Sklaven festgestellt wurde?

Es gab keine positive rechtliche Norm, welche die Verfügungsgewalt des *dominus* über den Sklaven eingeschränkt hätte. Immerhin war es üblich, vor einer beabsichtigten tödlichen Bestrafung ein „Hausgericht“ einzuberufen, dem Verwandte und enge

Freunde des Hausherrn angehörten. Und grundsätzlich hatte der *dominus* sich an den *mos maiorum* zu halten, an Sitte und Herkommen. Und wer durch exzessive Gewaltakte an Sklaven dagegen verstieß, hatte mit einer *nota censoria* zu rechnen, einer offiziellen Rüge des Zensors, des staatlichen Sittenwächters.

Bekamen Römer, die mit ihren Sklaven besonders schlimm umgingen, auch Probleme in der Gesellschaft?

Das schon. Als beispielsweise ein gewisser *Lucius Minucius Basilus* seine Sklaven kastriren ließ, wurde das durchaus übel vermerkt...

...so was tut man eigentlich nicht...

...eben, aber den größten Ärger hatte *Minucius* dann mit seinen Sklaven selbst – die haben ihn nämlich umgebracht. Oder *Vedius Pollio*, der mit *Augustus* verkehrte: *Pollio* wollte seinen Muränen wieder einmal einen Sklaven zum Fraß vorwerfen, bloß weil der ein Gefäß zerbrochen hatte. Daraufhin entzog ihm der Imperator seine *amicitia*, seine Freundschaft – und *Pollio* war gesellschaftlich erledigt.

Und wenn ein Dritter einen Sklaven verletzte oder erschlug – was geschah dann mit dem Täter?

Der Herr des Sklaven konnte ihn wegen Sachbeschädigung oder Eigentumsvernichtung belangen.

Viele wurden freigelassen und machten später Karriere – manche sogar im Senat

Und Schadensersatz fordern?

Ja, gemäß der Lex Aquilia, einem Gesetz, das bis in christliche Zeiten galt.

Hatte der Herr aber nicht doch irgendeine Verpflichtung gegenüber dem Sklaven – etwa ihn zu ernähren, so wie wir heute unseren Hund nicht verhungern lassen dürfen?

Nein, der Sklave konnte allenfalls hoffen, dass sein Herr ihn als sein Kapital nicht verkommen ließ. Kranke, also wertgeminderte Sklaven mussten fürchten, im Sklavenasyl auf der Tiberinsel ausgesetzt zu werden. Kaiser Claudius verfügte immerhin, dass sie im Falle ihrer Genesung frei sein sollten.

Also hatte man in Rom, diesel'm Hort von Law and Order, so gar keine Vorstellung von den Menschenrechten?

Nun, die Menschenrechte... Mit deren Durchsetzung ist es doch auch heute nicht so einfach – je nachdem, ob man sie aus europäischem oder nicht-europäischem Blickwinkel beurteilt.

Aber gebildete Römer kamen doch die griechische Philosophie, in der manches, das wir heute zu den Menschenrechten zählen, schon definiert und auch eingefordert wurde. Hat das überhaupt nicht auf ihr Rechtsbewusstsein abgefärbt?

Wissen Sie, die Sklaverei war prägend für das gesamte griechisch-römische Altertum. Und die Schichtung der Gesellschaft in Freie und Unfreie war in der Antike völlig selbstverständlich. Sie war ungefähr so normal wie heutzutage bei uns die Unterscheidung in Arbeiter und Angestellte. Nein: Den Sklaven standen keine Rechte zu. Sie waren Eigentum – bloße Rechtsobjekte. Das änderte

sich allerdings entscheidend, sobald sie freigelassen wurden.

Durch einen simplen Rechtsakt wurde dann aus einer Ware plötzlich ein Mensch?

Mehr noch: ein römischer Bürger, und das schon seit 312 v. Chr. Auch stand einem Freigelassenen sofort das aktive Wahlrecht zu – das passive allerdings erst seinen Nachkommen. Und von denen haben manche auch ordentlich Karriere gemacht; immerhin ist der Sohn eines Freigelassenen sogar Kaiser geworden, nämlich Pertinax im Jahre 193 n. Chr. Der hatte zuvor eine ritterliche und senatorische Laufbahn absolviert und schließlich als Imperator selbst in senatorischen Kreisen eine gute Presse.

Wurden die Sklaven beim Tod des Herrn freigelassen?

Nur wenn der Dominus, der Herr, dies testamentarisch bestimmt hatte. Das kam allerdings so häufig vor, dass diese Praxis unter Augustus per Gesetz beschränkt wurde.

Hatte man Angst vor zu vielen Freigelassenen?

In gewisser Weise schon. Das Gesetz war so etwas wie eine sozialpolitische Maßnahme im Interesse der Unter- und Mittelschichten. Denn in deren bevorzugten Gewerben wurden die oft gut ausgebildeten Freigelassenen vielfach zu Konkurrenten. Laut Gesetz sollte keine Freilassung mehr vor dem 30. Lebensjahr erfolgen. Aber wer wußte schon, wie alt ein Sklave war? Und so wurde diese Bestimmung häufig unterlaufen – nicht zuletzt, wenn Sklaven sich selber freikaufen.

Woher hatten die das dazu nötige Geld?

Sie durften sich ein Sondervermögen ansparen und mit

diesem *peculium* oft auch selbstständig wirtschaften. Allerdings war das ein jederzeit widerrufliches Privileg.

Konnte der Sklave sein Erspartes auch vererben, etwa an Frau oder Kind?

Nein. Beim Tode des Sklaven fiel das *Peculium* an den Herrn zurück. Und Frau und Kind konnte ein *Servus* rechtlich gesehen ohnehin nicht haben. Seine Beziehung zu einer Frau war nie eine Ehe, sondern nur ein Konkubinat.

Gab es denn wenigstens ein Rechtsverhältnis des Sklaven gegenüber den Kindern, die aus diesem Konkubinat stammten. Ein Sorgerecht vielleicht?

Nein, auch die Sklavenkinder unterstanden der absoluten Gewalt des Dominus. Übrigens hing der Stand eines Kindes immer ab vom Stand der Mutter. Eine Sklavin gebaß Sklaven – egal wer der Vater war.

Kam es vor, dass ein Herr eine Sklavin freiließ und sie dann ehelichte?

Doch, und anschließend geborene gemeinsame Kinder waren von vornherein frei – im Unterschied zu den Spröß-

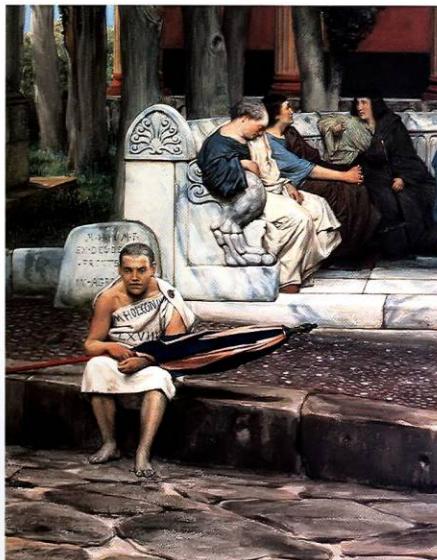
lingen, die beide vor der Freilassung der Mutter miteinander hatten: die mussten eigens freigelassen werden.

Und wenn eine freie Frau sich mit einem Sklaven einließ und ein Kind bekam?

Da gibt es das schöne Beispiel einer römischen Matrone, über die sich Martial amüsierte. Die sei mit diversen Sklaven ihres Haushalts ins Bett gegangen. Und nun sei sie mit Kindern von höchst unterschiedlichem Äußeren gesegnet – das eine etwa mit krausen schwarzen, das andere mit rotblondem Haar. Rechtlich waren alle diese Kinder *ingenui*. Freigeborene.

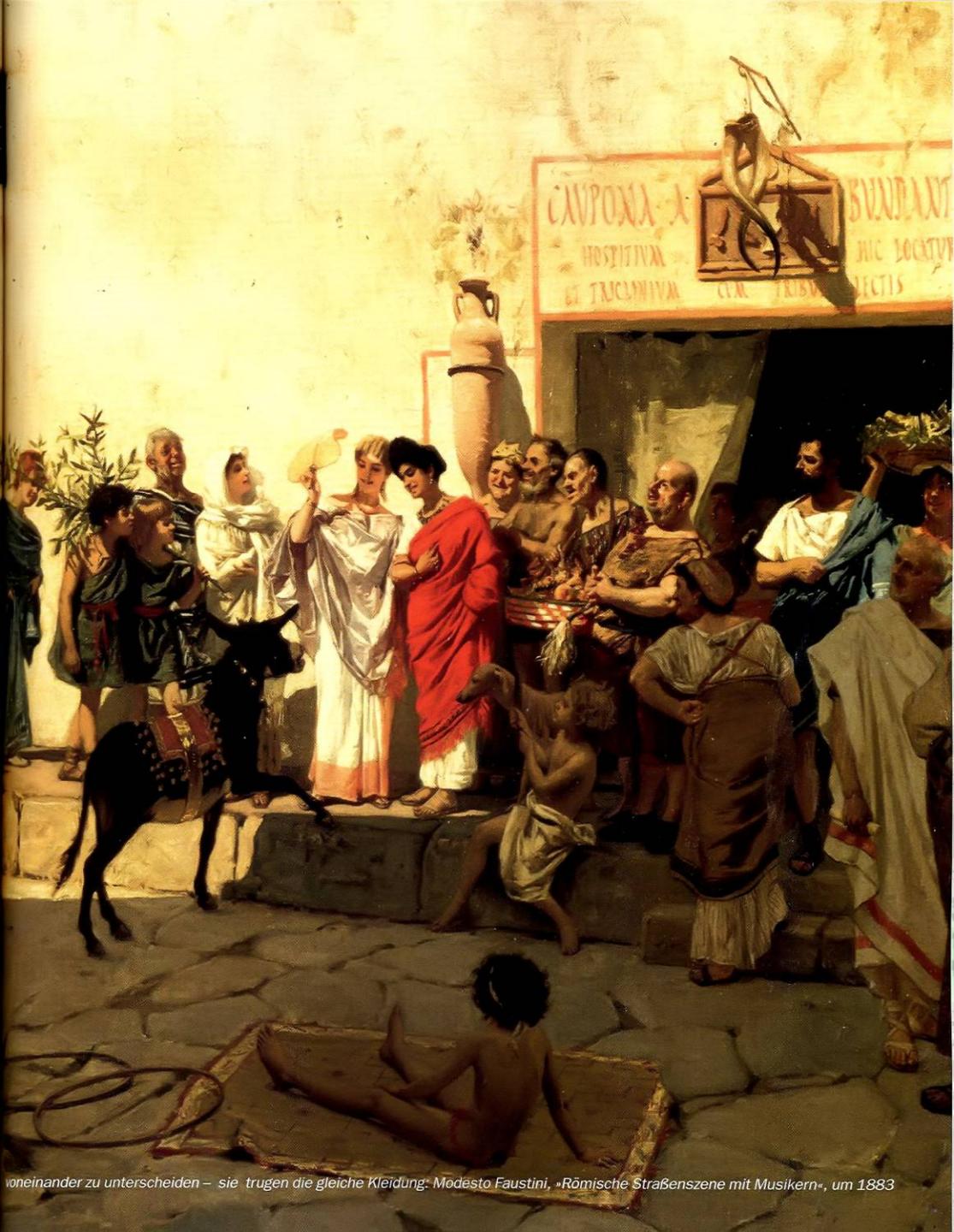
Noch eine Frage zu den Folgen der Freilassung: Erlöschten durch diesen Rechtsakt alle Beziehungen zu dem früheren Herrn?

O nein, der Freigelassene war vielmehr seinem Patron zum *obsequium* verpflichtet, zur Ehrerbietung, eventuell auch zu Leistungen, die in der Freilassungsurkunde genau definiert wurden. Darüber hinaus konnte der Freigelassene auch zum Konkurrenzquesschluss verpflichtet wer-



Erschöpfter Sonnenschirmträger: Sir Lawrence Alma-Tadema, »Rundbank an einem römischen Haus«, 1871 (Ausschnitt)





voneinander zu unterscheiden – sie trugen die gleiche Kleidung. Modesto Faustini, „Römische Straßenszene mit Musikern“, um 1883

den – dass er sich in derselben Stadt nicht etwa als Arzt oder Weinhandler niederlassen durfte.

Womit indirekt klargestellt ist, dass in Rom nicht nur die Sklaven arbeiten...

... ja, in vielen Berufen arbeiteten sowohl Sklaven als auch Freie, in manchem Gewerbe sogar gemeinsam. Schließlich waren unter den Kriegsgefangenen Menschen mit exzellenten Kenntnissen, oft weit ausgebildeter als ein durchschnittlicher Römer.

Und manche von denen wurden dann Professor?

Ja, unter anderem. Nur galten die Lehrer und Professoren damals noch weniger als heutzutage. Ein bekanntes Beispiel ist Remmius Palaemon, den seine Herrin zum Pädagogen ihres Sohnes beförderte.

Manche Sklaven sparten so lange, bis sie sich selbst einen Sklaven leisten konnten

Der musste zum Beispiel aufpassen, dass sein Schützling auf der Straße nicht unter ein Pferdefuhrwerk kam. So brachte denn dieser Remmius den Jungen in die Elementarschule, wo der lesen und schreiben lernen sollte – und lernte es dabei selber.

Und die Lehrer an einer solchen Schule waren auch Sklaven?

Teils Sklaven, teils Freigelassene, teils Freigeborene – wo-

bei letztere sich um den Job nicht gerade gerissen haben. Remmius Palaemon aber schaffte es, freigelassen zu werden. Er machte anschließend seine eigene Schule auf und wurde damit reich.

Wurden Sklaven manchmal auch gezielt ausgebildet?

Ja sicher, in den Berufen, die der Herr so brauchte.

Gab es Unternehmer, die Sklaven für bestimmte Zwecke herrichteten oder aus-

bildeten, um sie dann bei Bedarf auszuleihen oder entsprechend teuer zu verkaufen?

Die gab es in großer Zahl, auch wenn die Ausbildung ein risikoreiches Geschäft sein konnte. Manche *lenones* handelten nicht nur mit Sklaven, die sie zu Gladiatoren ausgebildet hatten, sondern vermieteten sie auch für die Arenen. Dafür wurden bestimmte Leasing-Sätze vereinbart – besonders für den Fall einer dauerhaften Schädigung. Denn dann konnten diese Menschen-Makler ihre Kampfsklaven nur noch als Trainer oder zu Reinigungsarbeiten einsetzen – praktisch ein totaler Kapitalverlust. Am besten ließ man den Verletzten frei, um ihn nicht länger durchfüttern zu müssen.

Der *NEUE PAULY*: Drei Jahrtausende abendländischer Geschichte

BAND 10 ERSCHIET
IM JUNI 2001



Fordern
Sie die
ausführliche
Leseprobe
an!

... Die »klassische Altertumswissenschaft« gibt es nicht mehr! In zahlreiche Spezialdisziplinen aufgefächert, kann sie auch vom einzelnen Wissenschaftler nicht umfassend überblickt werden. Im *Neuen Pauly* wird das gesamte heute erreichbare Spezialwissen zusammengetragen.

Der *Neue Pauly* will die Basis für ein erneuertes Antikeverständnis am Anfang des 21. Jahrhunderts schaffen.

DER NEUE PAULY
Enzyklopädie der Antike
Das klassische Altertum und
sein Rezeptionsgeschichte
Herausgegeben von Hubert
Cancik, Helmuth Schneider,
Manfred Landfester.
In Zusammenarbeit mit
1.000 Wissenschaftlern aus
25 Ländern
12 Bände *Altertum A bis Z*
(1996 - 2002)
3 Bände *Rezeptions- und
Wissenschaftsgeschichte*
A bis Z (1999 - 2002).

Registerband (2002)
9.000 Seiten mit 24.000
Stichwörtern in alphabetic-
scher Ordnung. Jeder Band im
Format 18,5 x 26,5 cm, rund
600 Seiten, Ganzeinband
mit zweifarbigem
Prägung, laminerter
Schutzhumschlag.
Erscheinungsweise:
Bände 1 - 9 und 13, 14
liegen vor. Im Jahr 2001
erscheinen die Bände
10, 11 und 15. Die restlichen
Bände folgen bis 2002/2003.

Eine mögliche Erweiterung
des Werks bleibt vorbehalten.
Preis pro Band:
DM 348,-
(85 2.541,-SF 306,-)
Gesamtwert:
ISBN 3-476-02470-3

Die Bände 1 - 15 des *NEUEN
PAULY* werden nicht einzeln
angeboten. Das Werk ist nur
komplett zu beziehen.



»Diese Lektüre
ist nicht nur dem
zu empfehlen,
der an kompe-
tenten Ausküf-
ten zur Antike
interessiert ist...«



»Ein vorzü-
liches Werk, in
dem das klassi-
sche Altertum,
seine Voraus-
setzungen und
seine Wirkungs-
geschichte wie
nirgendwo erschlossen
werden.«
KÖLNER STADT-
ANZEIGER



»Ein vorzü-
liches Werk, in
dem das klassi-
sche Altertum,
seine Voraus-
setzungen und
seine Wirkungs-
geschichte wie
nirgendwo erschlossen
werden.«
BAYERISCHES
FERNSEHEN

Mehr Informationen
unter:
Fax (0711) 21 94-249
Fon (0711) 21 94-0
www.metzlerverlag.de

VERLAG
J. B. METZLER

Gladiator konnte ein Sklave also werden – nicht aber Soldat. Weshalb nicht?

Auch das berührte auf dem Mos maiorum: Soldat werden konnten ursprünglich nur *assidui* – Bürger, die über Eigentum von einer bestimmten Höhe verfügten. Nur denen traute man offenbar zu, sich in gebotener Weise für die *res publica* zu schlagen. Aber auch nachdem um 100 v. Chr. – seit Marius – die Vermögenskriterien entfallen waren, kamen weiter nur Bürger als Legionäre in Frage. Zwar wurden Sklaven in Notzeiten schon mal zwangsrekrutiert – doch nicht ohne vorher freigelassen worden zu sein. In der Flotte dienten sogar überwiegend Freigelassene.

Konnte man einen Sklaven leicht von einem freien Römer unterscheiden? Durch Kleidung, Haartracht oder ein Emblem?

Nein, selbst auf Grabsteinen gab es kaum Unterschiede: So kennt man solche, auf denen Sklaven sogar in der Toga – dem Gewand eines freien Bürgers! – dargestellt sind. Als aber im Senat ein Antrag gestellt wurde, Sklaven künftig durch eine besondere Kleidung herauszuheben, wurde der abgelehnt. Begründung: Dann könnten sich die Sklaven allzu leicht ihrer großen Zahl bewusst werden.

Und die war ja erheblich. Einer Schätzung zufolge lebten zur Zeit des Augustus in Italien acht Millionen Menschen, davon drei Millionen Sklaven. Klingt das glaubhaft?

Im Grunde schon.

Immerhin stammten nahezu alle Sklaven aus fremden Völkern – Afrikaner, Griechen, Germanen oder Gallier –, und waren somit in den Augen der Römer Barbaren. Kam es nie

zu ethnischen, kulturellen oder gar rassistischen Konflikten?

Zwar galt barbarische Herkunft durchaus als Makel – wie jeder Mangel an Verinnerlichung römischer Lebensart. Aber rassistische Vorurteile kannten die Römer nicht. Dabei lebten unter ihnen ja auch noch zahlreiche Freigelassene und nicht zuletzt viele frei geborene, in Italien beheimatete Griechen, Syrer, Spanier.

Besonders in der Metropole Rom müssen einem ja immerzu Sklaven aus fremden Ländern begegnet sein. Haben die sich assimiliert, zum Beispiel die Sprache gelernt?

Ja, und dafür gab es sehr praktische Gründe – aus der Sicht der Herren wie auch der Sklaven. Denn abgesehen davon, dass diese Prügel riskierten, wenn sie die Befehle ihrer Herren nicht verstanden, mussten sie, sofern sie in Rom überhaupt jemals aus ihrer Lage herauskommen wollten, zunächst einmal Latein sprechen können. Und auch sonst haben sie sich arrangiert. Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass es in der Hauptstadt lebende Ausländer darauf angelebt hätten, ihre ethnische Identität zu erhalten. Allerdings religiöse Überzeugungen spielten eine Rolle.

In Roms Spätzeit soll dann die Zahl der Sklaven viel niedriger gewesen sein als zu Zeiten des Augustus. Richtig?

Ja, das ist eine Entwicklung, die sich verhältnismäßig frühzeitig anbahnte – schon infolge des geringeren Aufkommens an versklavten Kriegsgefangenen in der Kaiserzeit.

Die Sklaverei ging aber nicht nur deshalb zurück?

Auch aus wirtschaftlichen Gründen – zum Beispiel auf dem Lande, wo ja einst Mas-

sen von Sklaven arbeiteten. Es war für den Landwirt ohnehin fast immer rentabler, wenn er seine Felder von *coloni* bearbeiten ließ, von nominell freien Kleinpächtern. Anders als die Sklaven wirtschafteten diese weitgehend auf eigenes Risiko und waren doch an die Scholle gebunden – der Eigentümer konnte sie in der Regel zusammen mit dem Land verkaufen.

Hat die Ausbreitung des Christentums eigentlich zu einer anderen Einstellung gegenüber den Sklaven geführt?

Nein, die Sklaverei erhielt sich bis in die christliche Spätantike, ja bis in Mittelalter und Neuzeit. Und die Christen haben diese Institution übernommen, wie sie war.

Folglich war das Christentum gar keine ausgesprochene Sklavenreligion?

Sicher nicht. Vielleicht war es anfangs in den Unterschichten stärker verbreitet, hat aber an der gesellschaftlichen Struktur nicht viel geändert. Nur eines kehrte sich im Laufe des 4. Jahrhunderts um: Während es in der Zeit der Christenverfolgungen Fälle gab, in denen Sklaven ihre christliche Herrschaft denunziert haben, zeigten später christliche Sklaven ihre Herren als Heiden an – aus religiösem Eifer oder Rachsucht.

Aber hat das massive Aufgehen von Sklaven im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. – die berühmten Aufstände unter Eunus und Spartakus – die Römer nicht aufgerüttelt?

Eine schlimme Erfahrung war das schon. Weil die Römer so dinkelhaft waren in ihrer Haltung gegenüber den Sklaven. Ein Sklave galt als prinzipiell minderwertig, auch in Bezug auf ein militärisches Konzept, auf Strategie, Taktik usw.

Deshalb hat der Senat zunächst geglaubt, lokale Ordnungseinheiten könnten mit dem Problem fertig werden. Aber dann erlebten sie, dass diese Sklaven durchaus militärische Qualitäten besaßen. Und als dann etwa Spartakus immer mehr Zulauf vom Lande bekam, mussten die Römer ihre Legionen mobilisieren. Gegen eine disziplinierte Armee aber hatte Spartakus keinerlei Chance.

Und diese Aufstände haben die römischen Meinungsmacher nicht dazu gebracht, über die Institution Sklaverei gründlicher nachzudenken?

Durchaus nicht. Nicht einmal die Sklaven selbst haben die Sklaverei an sich in Frage gestellt.

Die Rebellion richtete sich gar nicht gegen die Sklaverei?

Nicht gegen die Institution. Manche dieser Sklaven besaßen im Rahmen ihres Peculium ja ihrerseits Sklaven, die sogenannten *vicarii*, die Untersklaven. Es gab sogar Untersklaven von Untersklaven. Nein, die aufständischen Sklaven hatten nichts gegen die Sklaverei an sich – sie kämpften nur für ihre persönliche Freiheit ...

... und dafür, bei Gelegenheit selber Sklaven nehmen zu können?

Ja, zum Beispiel ihre besiegten ehemaligen Herren.

Und das wollte letztlich auch der legendäre „Freiheitskämpfer“ Spartakus?

Vermutlich. Aber dazu ist er ja nicht mehr gekommen.

Prof. Dr. Leonhard Schumacher, 56, lehrt Alte Geschichte an der Universität Mainz. Soeben ist im Verlag C. H. Beck sein Werk über die „Sklaverei in der Antike – Alltag und Schicksal der Unfreiheit“ erschienen. **Ernst Artur Albaum** ist der Chef vom Dienst, **Dr. Michael Alpers** der wissenschaftliche Berater dieser Ausgabe von GEO EPOCHÉ.

CAES



Caesar (Rex Harrison) hält Hof. Alle Fotos zu diesem Text stammen aus dem Hollywood-Epos »Kleopatra« von 1963

A R

Rom, 44 v. Chr.: Seit vier Jahren steht Gaius

Iulius Caesar an der Spitze des Imperiums, das er durch spektakuläre Feldzüge bis an die Nordseeküste ausgedehnt hat. Hunderttausende feiern ihn. Doch Caesar will mehr: Er hat sich zum Diktator auf Lebenszeit ernennen lassen und schickt sich an, die jahrhundertealte Republik abzuschaffen. Die entmachteten Senatoren aus altem Adel beschließen zu handeln

VON RALF-PETER MÄRTIN

Am späten Nachmittag des 14. März im Jahre 44 v. Chr. verlässt der Diktator Gaius Iulius Caesar sein Haus an der Via Sacra im Zentrum Roms, um einer Einladung zum Abendessen nachzukommen. Es ist ein feuchter, kühler Tag, vom Meer her treiben schwere Regenwolken heran, und obwohl Caesar sich nicht besonders wohl fühlt und eine beginnende Erkältung ihn frösteln lässt, befehlt er nach seiner Sänfte.

Haussklaven bekleiden ihn mit der purpurfarbenen Toga aus schwerem Wollstoff, die nur er, der siegreiche Feldherr in so vielen Schlachten, tragen darf, und reichen ihm den Lorbeerkrantz, das Zeichen seiner Imperatorenwürde. Der 55-Jährige legt viel Wert auf diesen Schmuck, denn er bedeckt dekorativ sein schütteres Haupthaar. Caesar ist eitel, und das Volk von Rom spottet gern über des Diktators Glatze.

Der Besuch gilt seinem offiziellen Stellvertreter Marcus Aemilius Lepidus, einem bewährten Anhänger und Freund. Es gibt viel zu besprechen und mehr noch anzutordnen, und während der Hausherr und Caesar bei Tische liegen, wie es Sitte ist, unterschreibt der hohe Gast Briefe, liest einige Memoranden und fertigt Boten ab. Caesar ist berühmt dafür, verschiedene Dinge gleichzeitig erledigen zu können, so dass er nicht einen, sondern mehrere Sekretäre beschäftigt.

Hauptthema des Abends ist der Krieg gegen die Parther, zu dem Caesar in drei Tagen aufbrechen will. Es wird der größte Feldzug sein, den Rom je gewagt hat; Caesar will die

Legionen bis nach Persien führen und auf dem Rückweg entlang der Donau alle Barbarenreiche für immer zerschlagen und unter Roms Herrschaft zwingen.

Der zündenden Rede des Diktators lauschen auch die Frauen. Iunia, die Gattin des Lepidus, ist Caesar besonders verbunden – Servilia, ihre Mutter, war einst Caesars Geliebte und steht noch immer hoch in dessen Gunst. Eigentlich hätte Iunia an diesem Abend auch ihren Bruder, dessen Rat und Urteil Caesar schätzt, unter den Gästen vermutet. Aber Marcus Iunius Brutus fehlt.

Mehr zufällig – später wird jeder eine Vorbedeutung darin sehen – reden die Gäste an der Tafel über die Frage, welcher Tod der beste sei. „Der plötzliche und unerwartete“, antwortet Caesar, ohne zu zögern.

Nach dem Essen verabschiedet er sich, auf das anschließende Gelage verzichtet er. Caesar trinkt wenig. Aus Prinzip, aber auch weil seine Krankheit, er ist Epileptiker, ihm Mäßigung vorschreibt. Überdies ist für den nächsten Tag die letzte Sitzung des Senats unter Caesars Vorsitz vor dem Feldzug anberaumt. Wie üblich soll sie schon früh am Morgen beginnen.

Es wird eine scheußliche Nacht. Ein Gewitter entlädt sich. Blitze zucken, Donner grollt, und am nächsten Morgen beteuern die Sklaven voller Angst, sie hätten am Himmel feurige Krieger kämpfen gesehen. Caesar selbst schrekt mitten in der Nacht hoch, als die Türen und Fenster seines Schlafgemachs krachend auffliegen. Calpurnia, seine Frau, erzählt morgens aufgewühlt, dass sie ihn im Traum erdolcht gesehen habe, und sie erinnert ihn an die Prophezeiung des Priesters Spurinna, er möge

sich hüten vor den Iden des März, dem 15. dieses Monats.

Caesar ist alles andere als abergläubisch, aber auch er hat schlecht geträumt. Zudem fühlt er sich fiebrig. Aus seiner Villa jenseits des Tiber, wo Kleopatra, seine gegenwärtige Geliebte, wohnt, erreicht ihn vermutlich eine weitere Warnung. Er beschließt, daheim zu bleiben und die Senatsitzung abzusagen.

AUCH MARCUS Junius Brutus verbringt eine schlechte Nacht. Unruhig wälzt sich der

re, ist Caesar unangreifbar. Also ist heute der entscheidende Tag.

Noch vor Sonnenaufgang treffen sich die Verschworenen im Haus des Gaius Cassius Longinus, des zweiten Anführers. Die Zusammenkunft ist unverdächtig, denn für Cassius und dessen Familie ist es ein Feiertag: Einer seiner Söhne wird volljährig. Die Männer besprechen die letzten Einzelheiten und bewaffnen sich mit Dolchen. Sie legen fest, dass ein jeder von ihnen Caesar verwunden soll.

damit zu den obersten Richtern der Stadt. An diesem Morgen schlüchten sie Streitfälle, sprechen Urteile. Brutus lässt sich selbst dann nicht aus der Fassung bringen, als ihm ein Bote meldet, seine Frau sei vor Aufregung zusammengebrochen und ringe mit dem Tode.

Cassius wird von einem gar nicht eingeweihten Senator angesprochen, der ihm augenzwinkernd alles Gute zum Gelingen des Planes wünscht. Hat einer der Verschwörer geplant? Rücken bereits Soldaten aus, sie in den Kerker zu werfen? Mit jeder Stunde, die verstreicht, wächst die Spannung. Warum kommt Caesar nicht?

Da hält es Decimus Junius Brutus, einer der besten Generäle Caesars und aus demselben alt-römischen Geschlecht wie Marcus Junius Brutus, nicht mehr aus. Persönlich sucht er Caesar auf und überzeugt ihn mit guten Argumenten: Neue Eh-

ungen halten der Senat für den Diktator bereit, sogar den Königstitel wollte man ihm für alle Gebiete außerhalb Italiens verleihen. Käme er nicht, müsste das Hohe Haus das als Brüskierung empfinden. Caesar lässt sich umstimmen.

Er kann nicht wissen, dass der vermeintliche Freund, den er sogar in seinem Testament bedacht hat, einer der Drahtzieher der Verschwörung ist.

So nimmt das Verhängnis seinen Lauf.

GAIUS IULIUS CAESAR, am 13. Juli 100 v. Chr. geboren, ist schon lange der berühmteste aller Römer. Seine glänzenden Fähigkeiten heben ihn über die Zeitgenossen weit hinaus. Er ist einfallsreich, schlagfertig, ja witzig als Politiker, charmant und elegant im Auftreten, kaltblütig und verwegt auf dem Schlachtfeld. Er ist gebildet, spricht auch Griechisch, schreibt Bücher und ist einer der besten Redner Roms. Für das antike Ideal der Harmonie zwischen Körper und Geist gibt er ein bewundertes Vorbild ab.

Scharfer Intellekt und rasche Auffassungsgabe verbinden sich mit Sportlichkeit. Er ist schlank, durchtrainiert und ein exzellenter Reiter, Fechter und Schwimmer. Er liebt die Frauen, vorzugsweise die Gattinnen seiner Feinde – und sie lieben ihn. Er ist großzügig bis zur Verschwendug, und wer ihn unterstützt, kann auf seine Loyalität zählen.

Er ist mutig und tapfer, kämpft, wenn es sein muss, in der ersten Reihe, erträgt Strapazen wie jeder gemeine Legionär und diktiert sechs Briefe zugleich. Er hat Charisma und ist der Abgott seiner Soldaten. Sogar seine politischen Gegner fasziniert er. Caesar ist allen überlegen – und er weiß es.

Dabei hätte seine Karriere leicht schon mit 18 Jahren enden können. Im Jahre 81 v. Chr. ist Caesar ein politischer Flüchtling. Sein Erbe und die Mitgift seiner Frau sind konfisziert, er selbst ist zum Tode verurteilt. Krank und erschöpft schleppert er sich durch die Bergwildnis des Apennin, aber die Häscher sind schneller. Da gelingt ihm die Ret-



Der Feldherr, so heißt es, ist kaltblütig und verwegt

Anführer einer Verschwörung gegen Caesar von einer Seite auf die andere. Seit Wochen haben die rund 60 Eingeweihten – Senatoren, Militärs, hohe Beamte, darunter viele Freunde und Weggefährten Caesars – Ort und Zeit des geplanten Attentats sorgfältig erwogen. Es muss geschehen, bevor der Diktator ins Feldlager aufbricht, denn dort, inmitten seiner Legionä-

re werden Schuld und Ruhm für alle gleich sein.

In der Portikus am Theater des Pompeius, wo sich der Senat versammelt, erwartet sie kurz darauf Brutus. Der Sitzungssaal füllt sich, doch Caesar erscheint nicht.

Brutus und Cassius gehen scheinbar gelassen ihren Amtspflichten nach. Sie sind nicht nur Senatoren, sondern auch Prätores und gehören

zum Senat für den Diktator bereit, sogar den Königstitel für alle Gebiete außerhalb Italiens verleihen. Käme er nicht, müsste das Hohe Haus das als Brüskierung empfinden. Caesar lässt sich umstimmen.

Er kann nicht wissen, dass der vermeintliche Freund, den er sogar in seinem Testament bedacht hat, einer der Drahtzieher der Verschwörung ist.

tung, indem er den Verfolgern einen Tausch anbietet: sein letztes Geld gegen Leben.

Es herrscht Bürgerkrieg in Rom, und Caesars Familie, die Iulier, hochangesehen und von uraltem Adel, hat auf die falschen Männer gesetzt.

Nicht Gaius Marius und Lucius Cornelius Cinna siegen – die Führer einer politischen Fraktion, die man *populares* nennt, weil sie sich auf die Volksversammlung stützen –, sondern Lucius Cornelius Sulla und eine Gruppierung von Konservativen, die sich die *optimates* nennen – „die Besten“.

Fatalerweise ist Caesar mit Marius und Cinna verwandt. Der eine, vor zwei Jahrzehnten Retter Roms vor den Kimbern und Teutonen und Reorganisator des römischen Heerwesens, war sein – angeheirateter – Onkel, der andere sein Schwiegervater. Caesar konnte eigentlich froh sein, dass Sulla ihn aufgrund seiner Jugend nur dazu verurteilt, sich von seiner Frau scheiden

Um an die Macht zu kommen, zettelt Caesar einen Bürgerkrieg an

zu lassen, also sich von deren Familie loszusagen. Doch Caesar bleibt stur und lehnt ab. Sein Stolz kostet ihn beinahe das Leben, aber das entspricht seinem Charakter.

Politisch hat sich in den achtziger Jahren Unerhötes, nie Dagewesenes ereignet. Zum ersten Mal in der Geschichte der Römischen Republik besetzt ein siegreicher General, eben Sulla, die eigene Hauptstadt.

Damit verstößt er gegen das Gesetz, das die politische Willensfreiheit der beiden höchsten Verfassungsorgane, Senat und Volksversammlung, sicherstellen soll: Die eigenen Soldaten dürfen Rom nicht betreten. Kehrt ein Feldherr in die Hauptstadt zurück, hat er seine Truppen vorher zu entlassen. Als Privatmann, nicht als General, soll er Re-

chenschaft über seinen Einsatz ablegen.

Das Prinzip hat gut funktioniert, solange Roms Heere vorwiegend aus Bauern bestanden haben, die sowieso nichts anderes wollten als zurückzukehren zu Pflug und Scholle. Und die von Feldherren geführt wurden, denen es genügte, sich ruhmbedeckt und geehrt wieder unter ihre senatorischen Standesgenossen einzureihen.

Mit der römischen Expansion aber ist der Krieg fass zum Dauerzustand geworden und kann er nicht mehr mit Bauernsoldaten geführt werden, die nur in den Sommermonaten, zwischen Aussaat und Ernte, kämpfen mögen.

Marius hat daraus in seiner Amtszeit als Konsul von 104 bis 101 v. Chr. die Konsequenzen gezogen und eine

Heeresreform begonnen mit dem Ziel, eine schlagkräftige Berufsarmee vor allem aus besitzlosen römischen Bürgern zu schaffen. Wer jetzt in den Legionen dient, tut es für Sold, mit der Aussicht auf Beute und nicht zuletzt auf eine angemessene Altersversorgung nach 16-, später 20-jähriger Dienstzeit.

Damit hängt Wohl und Wehe der Soldaten ausschließlich vom Feldherrn ab. Ist dieser fähig und führt er seine Truppen erfolgreich, machen die Kämpfer Kasse, denn nach dem Brauch jener Zeit fällt aller Besitz der Unterworfenen dem Sieger zu.

Gleichfalls in der Pflicht ist der Kriegsherr bei der Versorgung der Veteranen. In der Regel erhalten sie Ackerland und einige Sklaven. Aufgabe des Feldherrn ist es, die nötigen Ländereien zu beschaffen, also Staatsland zu verteilen, wozu es eines Gesetzes bedarf. Erreicht er dessen Erlass, so kann er sich der Dankbarkeit und Unterstützung seiner

Bei Pharsalos besiegt Caesar die Truppen des Pompeius – und entscheidet so den Bruderkrieg



Soldaten bei seinen politischen Plänen gewiss sein.

Die großen Feldherren in den letzten Jahrzehnten der Republik, Marius und Sulla, Pompeius und Crassus, später Caesar, begreifen sofort, welche Chancen sich ihnen bieten. Denn so stehen ihnen in der Volksversammlung, in der die römischen Bürger über die Besetzung der Ämter entscheiden – auch über die Prätur und das Konsulat –, mit ihren in Rom lebenden ehemaligen Soldaten Zehntausende loyaler Wähler zu Gebote.

Dass römische Bürger für die jeweiligen Kandidaten jener Adelsfamilien abstimmen, denen sie verbunden sind, gilt nicht als anstößig. Aber die Masse der stimmberechtigten Veteranen, die jederzeit wieder zu den Waffen gerufen werden können, droht die traditionellen Machtverhältnisse vollständig zu verschieben.

Die Römische Republik ist in einem Dilemma. Will sie ihren Expansionskurs forsetzen, braucht sie große Armeen und fähige Generäle. Aber eben diese, ehrgeizig, ruhmstüchtig, erfolgreich, neigen dazu, nicht nur im Feld, sondern auch in Rom selbst Macht auszuüben und stellen eine Gefahr für die Herrschaft des Senats dar.

In diesem Spiel mitzuspiele ist für Caesar selbstverständlich. Doch solange Sulla, der Sieger im Bürgerkrieg, noch lebt, bleibt Caesar Rom fern. In der Provinz Asia, der heutigen Westtürkei, zeichnet er sich im Militärdienst und als Diplomat aus.

Im Jahre 78, nach Sullas Tod, kehrt er zurück nach Rom und macht sich als Anwalt und Richter einen Namen. Er sammelt Kunst und schöne Sklavinnen und trägt zum Klatsch der Hauptstadt bei, als

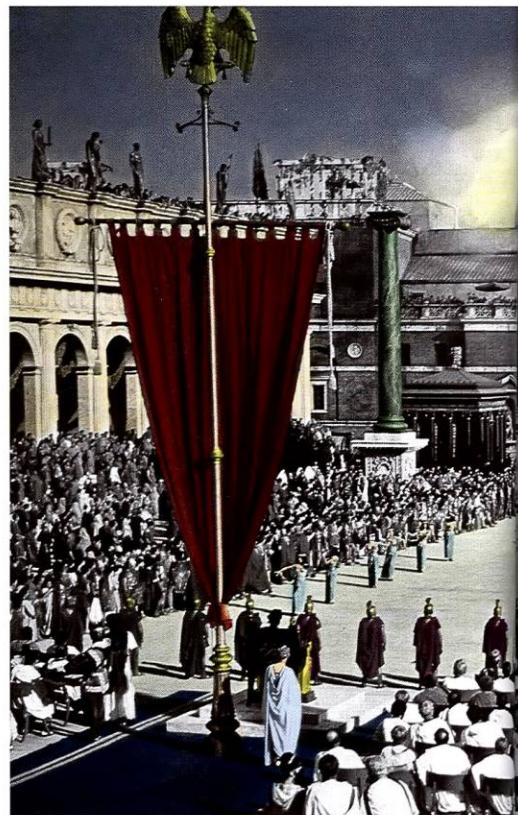
er Servilia, seiner Geliebten, eine Perle im Wert von sechs Millionen Sesterzen schenkt – dem gut 6600fachen des Jahreszolls eines Legionärs.

Im Alter von 30 Jahren und damit zum frühestmöglichen Zeitpunkt, bewirbt er sich um die Quästur, die erste Stufe der Ämterlaufbahn. In dieser Funktion verwaltet er die Provinzfinanzen im südlichen Spanien so gut, dass er sowohl von den Provinzbewohnern als auch vom Senat gelobt wird. Aber das Misstrauen der Optimaten, der Sulla-Faktion, bleibt, und Caesar gibt dazu reichlich Anlass. Er provoziert den Senat, wo er nur kann.

Als Ädil. in seinem nächsten Amt, ist er auch für die Spiele in Rom zuständig. Die gestaltet er aus eigenen Mitteln so aufwendig und prachtvoll, dass der Senat eingreift und die zum Einsatz kommenden Gladiatoren auf 320 beschränkt. Dafür sind deren Rüstungen aus Silber, und die Bevölkerung der Hauptstadt jubelt dem gut aussehenden, wortgewaltigen Redner zu, der keine Kosten scheut, des Volks zu amüsieren.

Bald ist Caesar erneut Stadtgespräch. Er bewirbt sich um den einflussreichen Posten des Pontifex Maximus, des höchsten römischen Priesters – ein Amt, das seit Generationen nur von würdigen Konsuln, ehemaligen Konsuln, bekleidet wird. Die Senatoren sind empört, Caesar und der Senatskandidat geben Unsummen für Wahlbestechung aus. Caesar gewinnt.

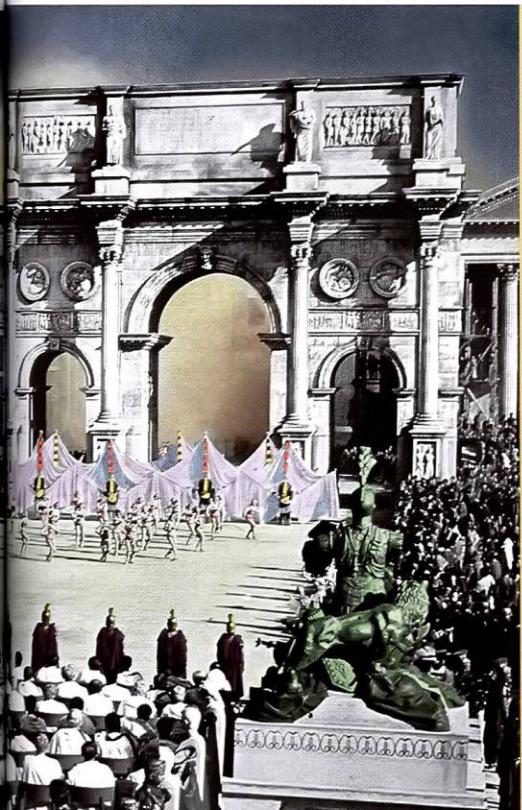
Politik ist ein teures Geschäft, die Ämter sind unbefriedigt und nur mit Kosten ver-



bunden. Caesars Strategie ist einfach und riskant zugleich. Er häuft einen derart gigantischen Schuldenberg an – am Ende beträgt er etwa zehn Prozent der jährlichen Staateinnahmen –, dass seinen Gläubigern nichts übrig bleibt, als ihn immer weiter zu unterstützen. Sein Ziel ist die Prätur – und dann Chef einer Provinz zu werden. Er schafft es.

Im Jahre 61 können die Finanziers endlich aufatmen. Die Provinz Westspanien, die Caesar als früherem Prätor zugefallen ist und die er als Statthalter mit erheblichem Gewinn für sich regiert, saniert ihn – und damit seine Schuldner. Wie man es von Caesar gewohnt ist, verfährt er elegant und organisiert den Geldfluss so effektiv, dass Provinz, Staat und Gläubiger zufrieden sind. Was noch fehlt, holt er sich in einem Krieg gegen die Lusitaner im Südwesten der Iberischen

Politik ist in
Rom die Kunst, das Volk
zu verzaubern



Um die Bürger der Tiberstadt bei Laune zu halten, scheut der junge Caesar keine Kosten. Als Ädil für die Spiele zuständig, lässt er Rom an Festtagen in eine prunkvolle Bühne verwandeln. Und auch später als Diktator weiß Caesar, die mächtigen Kulissen der Stadt in Szene zu setzen – wie hier beim Besuch Kleopatras

Halbinsel. Dort lässt er die Städte – gegen römischen Brauch – selbst dann plündern, wenn die Verteidiger sich ergeben haben. Die Soldaten sind von ihm begeistert und rufen ihn, wie es üblich ist nach gewonnener Schlacht, zum Imperator aus.

Würde es nach der Senatsmehrheit gehen, wäre Caesars politische Karriere nun beendet. Keinesfalls soll der Mann Konsul werden. Er ist den Optimaten unheimlich, seine populäre Vergangenheit unvergessen, seine Ziele und

Absichten sind unklar. Die Konsularen, der innere Zirkel der Macht, haben nicht die mindeste Lust, einem Mann wie Caesar Zugang zu ihrem Kreis zu gestatten.

Wie immer, wenn nichts mehr hilft, hat Caesar Glück. Es kommt in der Gestalt des Gnaeus Pompeius, des zu dieser Zeit bedeutendsten Feldherrn Roms. Der hat in einem beispiellosen Siegeszug im Osten zwölf Königreiche erobert und die römischen Adler bis nach Armenien und Mesopotamien ge-

führt. Sein Ruhm und sein Ansehen im Orient sind gewaltig, und selbstverständlich rechnet Pompeius mit entsprechender Anerkennung in Rom. Darauf vertrauend, hat er seine Legionen entlassen und ist, wie das Gesetz es befiehlt, als Privatmann nach Rom zurückgekehrt.

Aber der Senat sperrt sich, ein Ackergesetz für die Versorgung der Soldaten des Pompeius zu beschließen, denn die Senatoren fürchten den Machtzuwachs des Feldherrn. Zur politischen Niederlage kommt die persönliche Kränkung:

Pompeius hat sich Hoffnungen gemacht, in die höchste Aristokratie einzuhiraten. Aber die Nichte des Marcus Porcius Cato, dessen hochedler Stammbaum bis in graue Vorzeit zurückreicht, wird dem Aufsteiger verweigert.

Noch mit einem anderen Standesgenossen weiß der Senat nicht umzugehen. Marcus Licinius Crassus, der Reichste aller Römer, der sich durch die Niederschlagung des Spartakus einen Namen gemacht hat, sieht ebenso wie Pompeius seine Interessen im Senat zu wenig berücksichtigt.

Caesar kennt beide. Seinen raschen politischen Aufstieg verdankt er nicht zuletzt den großzügigen Kreditlinien des Crassus. Pompeius wiederum war einst Sullas bester General und hat Caesar vor 21 Jahren aus der Stadt vertrieben. Aber das ist Vergangenheit, und Caesar gelingt nun ein diplomatisches Meisterstück: Obwohl Crassus und Pompeius einander feind sind, bringt er beide zusammen und schließt mit ihnen einen Dreierbund, ein Triumvirat. „Nichts im Staat soll geschehen, was einem der drei missfällt“, lautet die Einigungsformel.

Mit dieser Bündelung des Geldes, der Gefolgschaften und des politischen Einflusses der drei mächtigsten Römer beginnt die Agonie der Republik. Mit den Stimmen der Veteranen des Pompeius, dem Geld des Crassus und seinem eigenen Anhang im Volk wird Caesar für das Jahr 59 gegen erbitterten Widerstand vieler Senatoren zum Konsul gewählt.

Sein Amtskollege ist Bibulus, ein Mann des Senats. Nach der Verfassung ist er mit gleichen Vollmachten ausge-

stattet, aber Caesar denkt nicht daran, darauf Rücksicht zu nehmen. Als er die Acker gesetze für die Veteranen des Pompeius beantragt und Bi bulus von seinem Votorecht Gebrauch macht, lässt er ihn von der Rednertribüne herunterprügeln und mit Mist bewerfen.

Den protestierenden Cato befiehlt er ins Gefängnis abzuführen und lenkt erst ein, als die Mehrzahl der Senatoren ihrem hochangesehenen Kol legen unter der Parole „Lieber mit Cato im Gefängnis als mit

Gallia Cisalpina und Illyrien (Oberitalien, Slowenien und Kroatien). Zufällig – wieder hat Caesar Glück – stirbt der Statt halter der angrenzenden Provinz Gallia Narbonensis (Süd frankreich), die nun auch Cae sar zugeschlagen wird.

Jetzt hat er die Basis, die er braucht. Drei Provinzen mit vier Legionen, aus denen bald zehn werden. Bloß ein siegreicher Krieg fehlt noch. Gallien, das heutige Frankreich und Belgien, ist reich – es gibt dort zahlreiche Gold- und Metallvorkommen – und nur zu ei-

des römischen Volkes“ verliehen hat, und der Wanderung eines Keltenstamms konstruiert er eine Bedrohung, obwohl diese Vorgänge weit jenseits der Provinzgrenzen stattfinden. Caesar sieht überall Gefahren, und gemäß dem römischen Sicherheitsdenken ist in solchen Situationen ein Präventivschlag die beste Strategie. Umso mehr, wenn es gegen Kelten und Germanen geht, die schon mehrmals Rom bedroht haben.

Selbst für das militärische Naturtalent Caesar ist Gallien ein harter Brocken. Acht Jahre wird erbittert Krieg geführt. Mehrmals gerät Caesar an den Rand der Niederlage. In einem letzten Auf bäumen finden die Kelten in Vercingetorix einen Oberbefehlshaber von höchsten Talenten, der den gallischen Widerstand organisiert. Aber Caesars Glück ist stärker. In der Doppelschlacht von Alesia bricht der gallische Widerstand zusammen, Vercingetorix gibt sich

gefangen und legt die Waffen nieder.

Rom feiert den Sieg mit einem mehrwöchigen Dankfest. Das Imperium ist um eine halbe Million Quadratkilometer größer geworden, zehn Millionen Gallier sind unterworfen. Die Legionen stehen jetzt am Atlantik, haben sogar nach Britannien übersetzt, die erste Brücke über den Rhein geschlagen und unermessliche

Beute gemacht. Was Pompeius einst im Osten gelungen ist, hat Caesar nun im Westen erreicht.

Im Jahre 50 will der erfolgreiche Prokonsul von Gallien in die Innenpolitik zurückkehren: Er möchte erneut Konsul werden. Die Forderung nach dem höchsten Amt entspricht seinen Verdiensten und seinem Ansehen. Die Senatoren können dem kaum etwas entgegensetzen, obwohl vielen vor einem zweiten Konsulat Caesars graut. Erst einmal verlangen sie die Entlassung seiner Legionen, wie das Gesetz es fordert. Caesar lehnt ab, so lange nicht auch Pompeius seine Truppen demobilisiere.

Der aber weigert sich ebenfalls – aus Neid und Eifersucht auf den einstigen Verbündeten. Caesars neuer Ruhm stellt den schon etwas verblühten des Älteren in den Schatten. Außerdem hat Pompeius seinen Frieden mit dem Senat gemacht. Seine Legionen, die mehrheitlich in Spanien und Griechenland stehen, dienen uneingeschränkt der senatsgeführten Republik.

Eine vertrackte Lage. Kommt Caesar als Privatmann nach Rom, muss er mit diversen Prozessen wegen seiner Amtsführung rechnen, sogar mit dem Ende seiner politischen Karriere. Löst er das Heer nicht auf und übergibt seine Provinzen nicht dem Senat, ist er ein Hochverräter, gegen den Pompeius, gedeckt durch Senatsbeschluss, militärisch vorgehen kann.

Alle Verhandlungen verlaufen ergebnislos. So gesehen hat Caesar keine Wahl. Zwar lässt ihn sein Biograf Plutarch am Flüsschen Rubicon – der Grenze zwischen der norditalischen Provinz Gallia Cisalpina und dem italienischen Kernland – darüber nachdenken,



Roms Herrscher liebt viele Frauen, darunter Ägyptens Königin Kleopatra

Caesar im Senat“ dorthin folgen will.

Im Verhältnis zu Pompeius und Crassus ist Caesar der Juniorpartner des Dreibunds. Er ist der Jüngste und verfügt weder über Kriegsruhm wie Pompeius noch über Geld wie Crassus. Um gleichziehen zu können, braucht er ein militärisches Kommando, und so wählt er sich nach Ablauf seines Konsulats die Provinzen

nem Viertel römisch. Kelten wohnen dort in lockeren Stam mesverbänden. Viele ihrer Häuptlinge pflegen freund schaftliche Beziehungen zu Rom.

Ohne den Senat um Erlaubnis zu fragen, erfindet sich Caesar seinen Krieg. Aus der Rheinüberquerung eines Germanenfürsten, dem er in besseren Zeiten den begehrten Titel „Freund

„wie viel Unglück über alle Menschen kommen muss, wenn er den Fluss überschritte“, aber die Alternative, sich dem Senat und Pompeius unterzuordnen, kommt für Caesar nicht ernsthaft in Betracht.

Was er wirklich fühlt, werden anderthalb Jahre später jene Worte belegen, die er auf dem Schlachtfeld von Pharsalos nach dem Sieg über Pompeius angesichts Tausender gefallener Römer herausschreit: „Das wollten sie ja haben! Nach allen meinen großen Leistungen wäre ich, Gaius Iulius Caesar, verurteilt worden, hätte ich mir nicht von meinem Heer Hilfe geholt!“

Hier erregt sich ein Adliger über seinen Stand, findet es bodenlos, dass sein Ruhm so wenig wert sein soll, sieht sich in seiner Würde beschädigt und weiß genau, dass eben diese *dignitas* seine Stellung im Staat begründet. Verliert er sie, ist Caesar ein Nichts. Sein Ansehen, nicht sein Leben, gilt ihm als das höchste Gut.

Umgekehrt hat der Senat im Jahre 50 die Wahl zwischen Pest und Cholera. Wie rücksichtslos Caesar mit den republikanischen Institutionen verfährt, hat er in seinem ersten Konsulat bewiesen. Die römische Politik beruht weithin auf dem Konsensprinzip. Einsprüche sind von vielen Seiten her möglich und werden in mühsamer Kompromissfindung ausgehandelt. Dazu fehlt Caesar die Geduld. Für richtig Erkannten drückt er mit allen Mitteln durch, auch gegen den *mos maiorum*, die „Verfassung“ Roms. Hinzu kommt ein Schuss Verachtung des überlegenen Intellekts für das Mitleidmaß.

Aber wer von den Senatoren, die von sich selbst auch eine hohe Meinung haben, will sich schon von Caesar do-

minieren lassen? So ist der Bürgerkrieg unvermeidlich.

Vier Jahre wütet die Kriegsfurie, fremde Könige mischen sich ein, und Caesar ist gezwungen, seine Gegner Provinz um Provinz niederzurütteln. Erst Pompeius in Griechenland. Dann die Ägypter, die seine Entscheidung für Kleopatra, seine spätere Geliebte, durchaus nicht billigen. Dann König Pharnakes von Pontos in Kleinasiens. Dann seine republikanischen Gegner in der Provinz Africa, dem heutigen Tunesien, dem auch die Hilfe des numidischen Königs Juba mit seinen Kriegselefanten nichts nutzt.

Immer siegt Caesar. Wird es einmal knapp – wie in Alexandria, wo sich der 51-Jährige unter Hinterlassung seines Mantels schwimmend retten muss –, jubeln ihm die

Soldaten begeistert zu. Je risikanter ein Manöver, umso überzeugender gelingt es ihm. Die siegbringende Venus, die launische Göttin, ist Caesars treueste Begleiterin. Am Ende glaubt er es selber und erbaut ihr einen Tempel.

Völlig neu und für römische Traditionen ungewöhnlich ist nun jedoch Caesars Umgang mit seinen Gegnern. Seinem besten General, Titus Labienus, der zu Pompeius übergegangen ist, schickt er Gepäck und Barschaft nach. Gefangene Senatoren und Offiziere lässt er frei. Mordkommandos wie unter Marius und Sulla gibt es nicht. Die Milde, die *clementia*, wird zu Caesars Markenzeichen.

Doch sie nützt ihm nichts. Marcus Porcius Cato, sein härtester Widersacher, sieht in ihr nur eine Beleidigung. Nach seiner aristokratischen Auffassung ist Caesars gerühmte Milde nichts als der unerträgliche Überlegenheitsgestus eines Despoten, der Gnade vor Recht erge-

Empfang in Alexandria, wo Caesar sich in die ägyptischen Thronwirren verwickeln lässt – und beinahe umkommt



hen lässt. In Afrika von Caesar belagert, begeht Catō Selbstmord, gerade weil er weiß, dass ihn der Verhasste schonen wird. Der sittenstrengste Stoiker wird, indem er den selbstgewählten Tod einem Leben aus der Hand des Siegers vorzieht, zum Symbol des republikanischen Widerstands.

ABER AUCH DER längste Krieg geht einmal zu Ende. Am 25. Juli des Jahres 46 v. Chr. kehrt Caesar nach Rom zurück. Seine Ehre ist wiederhergestellt, die Gegner sind geschlagen. Zehntausende sind umgekommen, die Aristokratie ist stark dezimiert.

Große innenpolitische Aufgaben warten auf Caesar. Sulla, der Hassgegner seiner Jugend, hatte nach seinem Sieg im Bürgerkrieg das Gemeinwesen neu geordnet. Die Republik in Sinne des Senats reformiert. Dann war er von allen Ämtern zurückgetreten und als einfacher Senator gestorben. Aber was will Caesar?

Marcus Tullius Cicero, Philosoph, Schriftsteller, der größte Redner Roms und ein glühender Verteidiger der alten Republik, ist skeptisch. Caesar hat versucht, ihn auf seine Seite zu ziehen, aber Cicero hat sich verweigert. In Dutzenden von Briefen an seine Freunde und Gesinnungsgenossen analysiert er die politische Situation des Staates, versucht in Schriften und Gesprächen Caesar zu beeinflussen.

Aber will Caesar die Republik, die ihm so übel mitgespielt hat, überhaupt wieder herstellen? Noch bewegt er sich in deren Formen, ist wiederum zum Konsul gewählt worden und wird vom Senat sogar zum Diktator ernannt.

Allerdings kennt die römische Tradition die Diktatur



nur als Sonderregelung: Im Falle des Staatsnotstands werden sämtliche Befugnisse, befristet auf höchstens sechs Monate, in einer Hand konzentriert. Caesar aber hat sich die Diktatur auf zehn Jahre verleihen lassen. Wozu? Sulla spielt hat, überhaupt wieder herstellen? Noch bewegt er sich in deren Formen, ist wiederum zum Konsul gewählt worden und wird vom Senat sogar zum Diktator ernannt.

Es passt ins Bild, dass Caesar öffentlich erklärt. Sulla sei ein politischer Analphabet gewesen, denn sonst sei nicht zu verstehen, dass er die Diktatur freiwillig niedergelegt habe. Die Republik sei ein Nichts,

nur ein Name ohne Körper und Gestalt. Den Senat stockt Caesar von 600 auf 900 Mitglieder auf und schafft sich damit ein ergebenes Akklamationsorgan.

Abgewertet wird so aber auch dessen Bedeutung. Und Caesar fährt damit fort: Um möglichst viele seiner Parteigänger mit Ämtern zu versorgen, vergrößert der Diktator einfach deren Zahl; und was er vom höchsten Staatsamt, dem Konsulat, hält, zeigt die Ernennung eines Konsuls für nur einen Tag, die Cicero zu dem

Bonmot beflügelt, der Mann sei von wunderbarer Wachsamkeit gewesen, denn er habe während seiner ganzen Amtsführung kein Auge zugetan.

Zum eigentlichen Entscheidungsgremium wird Caesars Kreis von Vertrauten, darunter Finanzleute und Militärs: keine Mitglieder der alten Eliten, sondern auf Caesar eingeschworene *homines novi*, neue Männer – politische Aufsteiger. Wer nun etwas werden will in Rom, tut gut daran, bei ihnen zu antichambrieren. Die Abkömmlinge



Bei offiziellen Auftritten in der Hauptstadt trägt Caesar die purpurne Tracht Jupiters, des höchsten Gottes. Seinen Kopf schmückt der Lorbeerkrantz des Imperators

Vier Siege sind zu feiern, und jeder von ihnen hat die Republik vergrößert und reich gemacht: Gallien, Ägypten, Pontos und Africa. Von der Porta Triumphalis führen kilometerlange Züge im weiten Bogen durch das Zentrum Roms, über die Via Sacra, das Forum und enden auf dem Kapitol. Hundertausende säumen die Straßen. Trompeter eröffnen den Zug, dann folgt Wagen auf Wagen mit den erbeuteten Schätzen. Für jedes niedergesogene Land hat Caesar besonderes Material gewählt: Zitrusholz für die Tragestelle mit der gallischen Beute, Akazie für Pontos, die ägyptischen Kostbarkeiten werden auf Schildpatt präsentiert und die afrikanischen auf Elfenbein.

Dahinter, in Ketten, die Gefangenen. Unter ihnen Vercingetorix, der Gallierfürst, fast sechs Jahre lang von Caesar für diese Gelegenheit aufgespart, und Arsinoë, die rebellische Schwester Kleopatras. Danach Senatoren und Freunde des Triumphators sowie – als Herrschaftszeichen eines Diktators – 24 Liktoren, Amtsdienner, die ein Bündel Ruten samt einem Beil tragen.

Schließlich Caesar selbst in einem prächtig geschmückten, von vier Schimmeln gezogenen Wagen. Er trägt ein gold durchwirktes Purpurgewand, das Kleid Jupiters, des höchsten Gottes – sichtbarer Ausdruck dafür, dass dieser sich in dem Triumphator verkörpert –, und auf dem Kopf den Lorbeer des Imperators, der die sagenhaften Könige des frühen Rom geschmückt haben soll. Sein Gesicht ist mit Mennige rot gefärbt. Ein

linge der alten Familien empfinden das als Demütigung.

Caesar selbst fühlt sich voll im Recht. Ihn, den größten Feldherrn der Republik, den weitsichtigen Politiker, den besten Redner nach Cicero, den Abgott seiner Soldaten, hat der Senat in Schimpf und Schande aus seinem Amt als Prokonsul entfernen wollen, ihn bis zuletzt mit allen Mitteln bekämpft – und verloren.

Was nun geschieht, regelt Caesar allein, gestützt auf seine Freunde und Klienten. Wer

mit ihm diesen Weg geht, darf auf Beförderung, Reichtum und Ruhm hoffen. Dass er die Lenkung des Staates verdiene, ist seine innere Überzeugung, dass es Senat und Volk freiwillig akzeptieren, sein Wunsch. Seinen Anspruch inszeniert Caesar am 20. September 46 mit dem aufwendigsten Triumph, den Rom je gesehen hat.

Der Diktator lässt sich feiern wie einen Gott

Sklave steht hinter ihm auf dem Wagen, hält den Goldkranz des Göttervaters Jupiter über sein Haupt und flüstert ihm inmitten der Ovationen der begeisterten Menge stets aufs neue die Mahnung zu: „Bedenke, dass du ein Mensch bist.“

Hinter dem Triumphator marschiert dicht gedrängt das siegreiche Heer im vollen Schmuck seiner Ehrenzeichen, singend und Spottverse auf den Feldherrn skandierend, die dem für einen Tag Göttergleichen seine Menschlichkeit drastisch nahe bringen sollen. „Römer, hütet eure Frauen, den kahlen Buhler bringen wir, dein Geld verhurtest du in Gallien, neues pumptest du dir hier.“ So grölen die Legionäre und spielen damit auf Caesars Amouren und auf dessen Glatze an.

Am Jupitertempel auf dem Kapitol endet der Zug. Caesar bringt ein Dankopfer dar und gibt dem Gott seinen Kranz zurück – zum Zeichen, dass er wieder der Welt der Menschen angehört. Im Fackelschein tritt der Triumphator dann den Heimweg an, Elefanten bilden mit Leuchtern auf dem Kopf Spalier. Das anschließende Fest, einschließlich einer Gratisbewirtung der Bürgerschaft, Geldgeschenken, Öl- und Getreidespenden sowie Gladiatorenspielen zieht sich zehn Tage hin. Den Ärmsten wird die Miete für ein Jahr erlassen. Das ist Caesar. Das Volk liebt ihn.

Brutus und Cassius lieben ihn nicht. Im Bürgerkrieg standen sie auf der Seite des Senats und des Pompeius – nach ihrer Auffassung also auf der Seite des Rechts. Dass Caesar sie in Gnaden aufnimmt und ihre Karrieren fördert, schreiben sie ihren Fähigkeiten und Caesars schlechtem Gewissen zu. Selbst dass Cae-

sar für ihre Bestellung zu Prätoren, den zweithöchsten Beamten der Republik, und zu Statthaltern gesorgt hat, macht sie nicht zu loyalen Anhängern des Diktators. Brutus und Cassius und die anderen, die Caesars Politik argwöhnisch beobachten, gehören den alten römischen Adelsfamilien an, die seit Jahrhunderten fast immer die Ämter im Staat besetzen. Wieso sollen sie Caesar für etwas dankbar sein, das ihnen ohnehin zusteht?

Zudem konzentriert sich in der Person des Marcus Junius Brutus Adelsstolz und republikanische Tradition auf ganz besondere Weise. Denn einer seiner Vorfahren, Lucius Junius Brutus, hat vor fast 500 Jahren den letzten König aus Rom vertrieben und damit den Weg frei gemacht für die Gründung der Republik. Damals haben Senat und Volk geschworen, nie wieder einen Alleinherrcher zu dulden.

Jetzt findet sein Nachkommme immer häufiger Zettel auf

Solange Caesar lebt, ist die Republik tot. Also muss er sterben

seinem Amtsstuhl. „Brutus, du schlafst“, steht dort. Oder schärfer: „Du bist kein echter Brutus.“ Die Verfasser kennen Brutus schlecht. Schon gegen den Machtanspruch des Pompeius hatte er opponiert und die Interessen des Senats vertreten. Seine Frau ist die Tochter eben jenes Cato, der als Gegner Caesars für seine Überzeugungen in den Tod gegangen ist. Brutus vertritt den gleichen Standpunkt. Man könne zwar leben, ohne zu befehlen, aber nicht, um jemandem untertan zu sein, lautet sein Credo.

Brutus und Cassius stehen für eine Adelsrepublik von Gleichen, die in freier Konkurrenz um Ruhm, Ansehen und Ämter kämpfen. Volksversammlung und Senat, das Schlachtfeld und der Gerichtssaal geben das Forum

ab, auf dem sich die Aristokraten gegeneinander profilieren. Am Ende setzen sich die Besten durch – diejenigen, die für den Staat das meiste erreicht haben.

Die Republik ist für Brutus und Cassius kein Auslaufmodell. Ihre Verfassung hat sich jahrhundertelang bewährt. Sie, kein König und Despot, hat das Weltreich begründet. Wenn Caesar ihre altbewährten Institutionen ruiniert, wenn er Kreaturen aus der zweiten Reihe an sich zieht, wenn er allein über Ämter und Kommandos verfügt, dann verdammt er die stolzen Aristokraten zu „Knechten“ und „Speichelkern“.

Am Anfang ist für die senatorische Opposition durchaus offen, ob Caesar nicht doch die Erneuerung der Republik beabsichtigt. Aber bald zeigen

die Ehrungen, die die willfährige Mehrheit der Senatoren für Caesar beschließt, wohin die Reise geht. „Imperator“, der Ehrentitel siegreicher Feldherrn, wird vererbbarer Bestandteil von Caesars Namen, die Zahl der Liktoren, die ihm voranschreiten, wird von 24 auf 72 erhöht, das Gewand des Triumphators ist ihm bei allen öffentlichen Anlässen erlaubt, desgleichen der Lorbeerkrone des Imperators.

Caesars Statue wird im Tempel des Jupiter aufgestellt, im Circus Flaminius sein Bild in der Prozession der Götterbilder mitgeführt. Sein Haus an der Via Sacra erhält einen Giebel, wie ihn sonst nur Tempel haben, und sein Geburtsmonat Quintilis heißt fortan Iulius. Bei den Beamtenwahlen stehen ihm verbindliche Vorschläge für die Kandidaten zu. Im Februar des Jahres 44 schließlich wird er per Senatsbeschluss zum *dictator perpetuus* erklärt, zum Diktator auf Lebenszeit.

Roms Senat, seit Jahrhunderten das Machtzentrum des Reiches, wird von Caesar erniedrigt



Was zählt da noch, dass Caesar die Königskrone, die ihm sein gegenwärtiger Mitkonsul Mark Anton am Luperkalienfest bietet, mit theatralischer Geste dreimal zurückweist? Caesar ist der ungekrönte König Roms, und er will es für immer bleiben.

Solange Caesar lebt, ist die Republik tot. Also muss Caesar sterben.

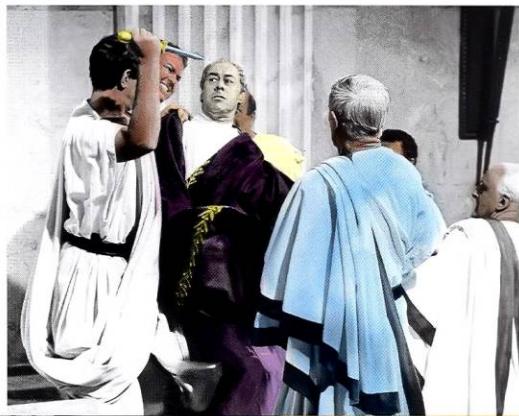
Es ist schon fast Mittag, als Caesar an jenem 15. März des Jahres 44 endlich in den Senat aufbricht. Tausende seiner Anhänger, Klienten und Freunde haben sich vor seinem Haus eingefunden, um ihn zu geleiten. Seiner Sänfte voran und ihm den Weg durch das Menschengewühl der Millionenstadt bahnend, schreiten die 72 Liktoren. Aber sonst ist Caesar unbeschützt. Seine spanische Leibgarde hat er entlassen. Die senatorische Opposition nimmt er nicht ernst.

Sein kaum einem halben Jahr zurück in Rom, hat er nur einen Wunsch: die Stadt so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Die hohen Herren, deren Traditionen und Institutionen gehen ihm gewaltig auf die Nerven. Statt Anerkennung spürt er weithin zähne Widerstand, Misstrauen und Neid. Im Feldlager dagegen wird alles andere sein, ist seine Autorität unumstritten, treten Befehl und Gehorsam an die Stelle langwieriger Diskussionen. Kehrt er als Sieger aus dem Partherkrieg zurück, ist die Krone ihm kaum noch zu verweigern.

Caesars Weg führt die Via Sacra hinunter über Forum, aus der Stadt hinaus und vorbei am Circus Flaminius. Der Senat hat kein eigenes Gebäude, seit die Curia, der alte Versammlungsort, in den Bürger-

kriegen abgebrannt ist. Viele Bauten, sogar ein eigenes neues Forum, hat Caesar errichtet – doch sich um die Senatsruine bezeichnenderweise nie gekümmert. So tagt der Senat heute in einem Saal am Theater des Pompeius draußen auf dem Marsfeld, einem Gelände zwischen Tiber und Stadt.

Unterwegs kämpft sich ein griechischer Gelehrter durch das Meer der Bittsteller und Schmeichler, die Caesars Sänfte umdrängen. „Das musst du lesen, Caesar, allein und schnell“, ruft er ihm zu und reicht ihm eine Schriftrolle.



Tod eines Diktators:
Brutus, Cassius und die anderen Verschwörer umringen ihr Opfer mit gezückten Dolchen. 23 Stichwunden werden später an der Leiche gezählt

Caesar behält sie in der Hand, versucht hineinzuschauen, wird aber immer wieder abgelenkt. Sie enthält die Liste der Verschwörer und deren Plan.

Vor dem Theater entdeckt er den Seher Spurinna – und spottet, jetzt seien sie da, die Iden des März, und nichts sei geschehen. „Da sind sie, Caesar“, erwidert Spurinna, „doch noch nicht vorüber.“

Als Caesar den Sitzungssaal betritt, erheben sich die Senatoren. Ungefähr 500 haben sich versammelt, die Verschwörer halten sich in den ersten Reihen. Kaum hat sich



Der Tod des Diktators hält den Untergang der Republik nicht auf

Caesar auf seinem goldenen Amtsstuhl niedergelassen, wird er von ihnen umringt. Kniefällig bittet einer von ihnen, die Verbannung seines Bruders aufzuheben. Als der Diktator abwehrend den Kopf schüttelt, schließen sich die anderen der Bitte an, halten seine Hände fest und kreisen ihn enger und enger ein.

Publius Servilius Casca zieht als erster den Dolch. Caesar versucht den Stoß abzuwehren, ruft „Das ist ja Gewalt“

für seinen Sohn hält, bricht seinen letzten Widerstand. Mit der Toga sein Haupt verhüllend, aus 23 Wunden blutend, sinkt Caesar, wie ein Schlachtopfer, an der Statue seines Erzrivale Pompeius nieder.

Panik bricht aus. Die Senatoren flüchten aus dem Saal.

auf dem Forum ein. Schweigend lauschen sie der Rechtfertigungsrede des Brutus. Keine Schmähufe ertönen, aber auch kein Beifall. Derweil liegt Caesars Leiche unbekleidet im Versammlungsraum, bis endlich drei Sklaven sie auf einer Bahre nach Hause tragen.

In den Augen des Brutus und seiner Mitverschwörer ist durch den Tod des Tyrannen die Republik wiederhergestellt. Am Abend speist Brutus bei Lepidus, nimmt vielleicht sogar auf jenem Speise- sofa Platz, auf dem 24 Stunden zuvor der jetzt gestürzte Herr der Welt zu Tische lag. Mark Anton lädt Cassius zum Mahl. Cicero hat den Kompro- miss ersonnen, der Verschwörer und Caesarianer versöhnen soll: Der Senat billigt den Mord, lässt aber Caesars Ge- setze und Verfügungen gelten.

Die scheinbare Harmonie hält genau fünf Tage. Denn Brutus und Cassius haben nicht begriffen, dass Caesar einen neuen Typus der Macht repräsentiert hat, unabhängig von seiner Person: die Monarchie.

Mark Anton, der getreue Gefolgsmann Caesars, dem die Verschwörer gestatten, die Leichenrede auf den Toten zu halten, begreift es sofort. Auf dem Forum, wo des Diktators Leichnam aufgebahrt wird, verliest er öffentlich Caesars Testament.

Darin ist das Volk von Rom mit so großzügigen Schenkungen bedacht, dass es kaum weiterer Worte bedarf, um Brutus, Cassius und die anderen Verschwörer als Feinde

des Volkes hinzustellen. Man hat ihren Wohltäter ermordet, und in einem Ausbruch von Raserei errichten die Bürger Caesar zu Ehren einen riesigen Scheiterhaufen.

Soldaten werfen ihre Waffen, die Frauen ihren Schmuck. Schauspieler ihre Masken in die Flammen und verbrennen die Leiche mitten in der Stadt – was ein Sakrileg ist. Geschickt lenkt Mark Anton die Wut der Menge auf die Verschwörer, binnnen weniger Tage werden aus den „Rettern der Republik“ Gejagte. Der nächste, der letzte große Bürgerkrieg beginnt.

Er wird 14 Jahre dauern. Brutus und Cassius werden sich nach verlorener Schlacht in ihre Schwertstürzen. Kopf und Hände des gemeuchelten Cicero, dessen Denken und Schreiben symbolisierend, werden an der Rednertribüne auf dem Forum angenagelt. So straft Mark Anton den intellektuellen Anstifter des Attentats auf den „göttlichen“ Caesar. Nur wenige der großen Adelsgeschlechter, die jahrhundertelang die Republik geprägt haben, werden die blutigen Kämpfen überleben.

Am Ende stehen sich in einem Showdown nur noch Mark Anton und Oktavian. Caesars Adoptivsohn und Erbe, gegenüber. Mark Anton verliert. Als Augustus und erster römischer Kaiser wird Oktavian alle Macht in einer, seiner Person vereinen und eine neue Ära des Friedens begründen. Seine Kritiker werden sagen, es sei die Ruhe eines Friedhofs.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Der Historiker Dr. Ralf-Peter Märtin, 49, lebt in Sichtweite des Limes in der Wetterau. 1999 erschien seine Biografie des „Pontius Pilatus“.



Caesar stirbt vor dem Standbild seines Rivalen Pompeius

und sucht sich mit seinem Schreibgriffel zu verteidigen. Aber er hat keine Chance. Während die nicht eingeweihten Senatoren schreckensstarr zusehen und sich keine Hand für Caesar hebt, trifft diesen Stich auf Stich. Schreiend wirft er sich hin und her, um den Dolchen zu entgehen.

Da fällt sein Blick auf Brutus. Dass gerade dieser, den er gefördert hat wie wenige, die Waffe gegen ihn erhebt. Brutus, den der Volksmund sogar

Mark Anton und Lepidus, die engsten Vertrauten Caesars, vertauschen ihre prachtvollen Amtsgewänder mit unscheinbarer Kleidung und verstecken sich. Selbst die Händler auf dem Forum lassen ihre Waren im Stich und laufen weg. Brutus will eine Rede halten, doch niemand hört ihm zu.

Erst später, als klar wird, dass die Verschwörer über Caesars Ermordung hinaus keine weiteren Strafaktionen planen, finden sich die Bürger

Nichts ist so spannend wie Geschichte. Nichts ist so günstig wie das Mini-Abo von DAMALS.

DAMALS verrät, warum die Trojaner auf das falsche Pferd setzten.

Mini-Abo:
3 Ausgaben
für 18,- DM
und eine
Armbanduhr
gratis dazu!



DAMALS ist das anspruchsvolle Geschichtsmagazin, mit dem Sie jeden Monat Geschichte von ganz neuen Seiten kennenlernen: Fakten und Hintergründe, Ereignisse und Schicksale – spannend, ausführlich, fundiert, mit großem Serviceteil im Heft und online zu Ausstellungen, Museen, TV- und Radiosendungen, Leserreisen, Büchern und vielem mehr.

Jetzt können Sie DAMALS im Mini-Abo besonders günstig testen: 3 Ausgaben für nur 18,- DM statt 31,50 DM im Handel. Gratis dazu erhalten Sie als Dankeschön fürs Testen eine hochwertige Armbanduhr. Einfach Coupon ausfüllen und abschicken. Die Zeit läuft!

Besuchen Sie uns im Internet: www.damals.de

Ihren Bestell-Coupon ausfüllen und per Post senden an: DAMALS Leser-Service, PF 1280, 82197 Gilching oder per Telefon: 0 81 05 / 38 81 75, Fax: 0 81 05 / 38 82 20

Ja, ich teste 3 Monatsmagazine DAMALS mit über 40% Ersparnis:
Schicken Sie mir die nächsten 3 Ausgaben zum Test-Preis von 18,- DM und gratis dazu die hochwertige Armbanduhr. Wenn ich danach DAMALS nicht weiter abonnieren möchte, teile ich Ihnen das spätestens 10 Tage nach Erhalt der 3. Testausgabe mit. Andernfalls erhalten ich DAMALS monatlich zum Abo-Preis von 8,90 DM statt 10,50 DM im Handel – mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.

Mein Zahlungswunsch (bitte ankreuzen):

gegen Rechnung durch Bankeinzug

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Bankverbindung

Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, daß ich die Vereinbarung innerhalb von 14 Tagen bei DAMALS Leser-Service, Postfach 1280, 82197 Gilching widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung dieser Bestellung (Poststempel). Ich bestätige dies mit meiner 2. Unterschrift.

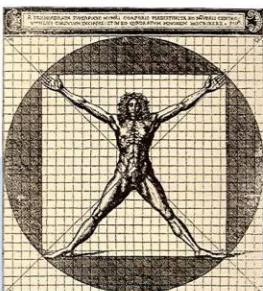
Name, Vorname
Straße, Nr.
PLZ, Ort
Geburtsdatum
Datum, Unterschrift

Datum, 2. Unterschrift

ADGE01

Immer pompöser werden die Bauten, mit de

VON JÖRG-UWE ALBIG

Die menschlichen Proportionen
nach Vitruvius

Die Macht aus dem Stein

Unter Kaiser Augustus verwandelt sich Rom in eine Stadt aus Marmor, werden Tempel und Theater zu Kulissen einer imperialen Inszenierung. Zur Ästhetik jener Zeit liefert ein kleiner Architekt die Theorie – und wird dafür Jahrhunderte später als »Meister und Führer« der Baukunst verehrt: Vitruvius

schreibt ein Bittschreiben, ein Kratzfuß, ein Kneiffall. Vitruvius, der kleine Armee-Ingenieur a. D., schreibt sich in seinen Herrn und Kaiser Augustus hinein.

Imperator Augustus, der Herrscher der Welt. Augustus, der die Wirren der späten Republik beendet hat und sich als Neugründer Roms versteht. Augustus, der auf erhöhten Absätzen geht, um größer zu wirken, der bei Senatssitzungen unter der Toga einen Panzer trägt und in einem einzigen Jahr 82 Tempel restaurieren lässt. Augustus, der ein neues Goldenes Zeitalter ausruft und sich röhmt, eine Stadt aus Ziegeln in eine Stadt aus Marmor verwandelt zu haben. Wer, wenn nicht Augustus, hätte ein Gespür dafür, was Macht und Architektur gemeinsam ausrichten können?

Es ist ungewiss, ob der Herrscher das Traktat des Vitruvius zur Kenntnis nimmt. Wie soll Augustus ahnen, dass sein kleiner Ingenieur einmal zu Weltruhm gelangen wird? Dass die Baumeister der Renaissance ihn in den Himmel heben werden – als Leitstern einer Antike, die sie mit der Seele suchen? Dass eine Zeit kommen wird, in der Star-Architekten wie der Italiener Andrea Palladio nicht müde werden, den „göttlichen Vitruvius“ zu preisen, den „Meister und Führer“ durch das versunkene Land ihrer Sehnsucht?

Im Jahre 27 v. Chr., als Augustus sich zum Ersten Bürger Roms macht, ist Vitruvius schon fast 60 Jahre alt. Die

„Imperator Caesar“, schreibt er. „Dein göttlicher Geist und Wille. Deine unbesiegte Tapferkeit. Deine erlauchten Gedanken und Pläne.“

Er schreibt eine Bibel. *De architectura* handelt sie, von der Architektur. In ihr will er zum ersten Mal „alle Lehren der Baukunst“ darlegen. Doch vor allem ist sie ein Bitt-

schreiben, ein Kratzfuß, ein Kneiffall. Tage, da er im Heeresdienst Geschütze und Belagerungsmaschinen gebaut hat, sind vorbei. Jetzt helfen seine Ingenieurskünste beim Bau von Wasserleitungen. Die Prachtbauten errichten andere. Doch vom Glanz des neuen Rom soll wenigstens ein kleiner Abglanz auch auf ihn fallen.

Unter Augustus verschmelzen etruskische, griechisch-hellenistische und römische Traditionen zu einer Architektur der Herrschaft. Basiliken und Tempel säumen in strenger Ordnung monumentale Plätze. Auf breiten, befestigten Straßen fließt der Verkehr. Kühne Aquädukte und ausgeklügelte Kanalisationssysteme sorgen für einen geregelten Wasserkreislauf.

Von den Etruskern haben die römischen Meister den Gewölbebau gelernt. Mithilfe eines neuen Werkstoffs – des *opus caementitium* – gelingt es ihnen, immer größere Räume ohne Zwischenstützen zu umbauen.

Die Säulen, die im klassischen Griechenland komplett frei und tragend standen, baut Rom zum größten Teil in Mauern ein: Jetzt dienen sie in den Tempeln zur Dekoration der Seitenwände. Aller Gestaltungswille fließt in die Fassaden – Kulissen eines Staatstheaters. Immer mächtiger und pomöser werden die Bauten, mit denen die Kaiser ihre Glorie in Stein verewigen.

Auch Augustus weiß, was Bauen heißt. Und weil Vitruvius ahnt, dass der Kaiser ihn dafür nicht braucht, erzählt er ihm die Geschichte vom Baumeister Deinokrates, der sich einst als Herkules verkleidete, um Alexander den Großen zu einem Bauauftrag zu bewegen – gehüllt in ein Löwenfell, in der Hand die Keule. „Mir aber, Imperator“, klagt Vitruvius, „versagte die Natur körperliche Größe, das Alter hat mein Gesicht entstellt, Krankheit hat mir meine Kräfte genommen. Da mir nun diese Hilfsmittel versagt sind, werde ich mich, wie ich hoffe, mithilfe meiner Wissenschaft und meiner Schriften bei Dir empfehlen.“

Seine Kunst allein reicht dafür nicht aus. In der antiken Welt sind Architekten nichts als Handwerker. Keiner von ihnen ist je zu Ehren gekommen. Eine Chance auf Ruhm hat Vitruvius nur im

nen die Kaiser ihre Glorie in Stein verewigen

Verbund mit der Macht. So wird er de-
ren Bauchredner.

Augustus baut, damit der Staat, so
erkennt Vitruvius, „durch Dich nicht
nur durch Provinzen bereichert sein,
sondern auch die Würde des Reiches
hervorragende, das Ansehen erhöhen-
de öffentliche Bauten besitzen sollte“.
Augustus baut Politik. Vitruvius ver-
sucht, das Programm dazu zu liefern.

Im Alter von Anfang 30 errichtet der
Imperator sein eigenes Mausoleum, 90
Meter Durchmesser und 40 Meter
Höhe, gekrönt von einer kolossalen
bronzenen Statue seiner selbst. Er gibt
der Hauptstadt ihren ersten Tempel aus
massivem Carrara-Marmor – direkt ne-
ben seinem Haus. Er lässt einen künst-
lichen See anlegen, auf dem er die See-
schlacht bei Salamis mit 3000 Kriegern
und 30 Schiffen nachspielen lassen
kann. Unter ihm werden Wasserleitun-
gen gebaut, Theater, die ersten öffentli-
chen Thermen. Auf dem Marsfeld ent-
steht ein modernes Stadtviertel nebst

Freizeitzentrum und einem Tempel, in
dem er nach seinem Tod als Gott ver-
ehrt werden will. Dazu die größte Son-
nenruh aller Zeiten: Ihr Zeiger ist ein
30 Meter hoher Obelisk. Beutekunst
aus Ägypten. Und unter seiner Ägide
wird das Forum Romanum endgültig
vom Marktplatz zum Schauspielplatz für
die Rituale der Machtpolitik.

Länglich muss ein Forum sein, de-
kretiert Vitruvius untertägig – ein Ka-
nal für Menschenströme. In Rom gibt
es ja keine *agorā* mehr wie in Griechen-
land, auf der sich Händler, Denker und
Politiker zwanglos unter Platanen
treffen. An ihre Stelle hat die Stadt am
Tiber das Forum gesetzt, das sich vom
Rest der Metropole abschließt wie das
italische Atriumhaus von seinen Nach-
barn. Zwischen den Säulenreihen der
Basiliken und Tempel am Rande des
Forum Romanum erstart das öffentli-
che Leben zur Skulptur.

An die Stelle wirrer Häuserhaufen
aus Tuff und Travertin setzt Augustus

stramme Bauplanken aus glänzendem Mar-
mor. Er begradigt die südöstliche Schmal-
seite mit dem Tempel des vergöttlichten Ga-
lius Iulius Caesar. Zum Augustus-Forum, das
der Imperator dem Prunkbezirk anschließt,
führt schon keine Zu-
fahrtsstraße mehr. Und wie um das regellose
Gewimmel der Groß-
stadt vollends fern zu
halten, umgibt Augustus es mit einer über 30
Meter hohen Mauer.

Die Rednertribüne
steht nun am Ende des
Forums – statt, wie
einst, frei auf dem
Platz: Jetzt beherrscht
der Redner die Massen
wie ein Lehrer. Erge-
ben stehen sie ihm ge-
genüber, statt ihn zu

umringen. Die hinteren Reihen können
ohnehin kaum verstehen, was er sagt.
Sie sehen nur die Pantomime eines
Staatsmanns: den erhobenen Finger,
die ausgebreiteten Arme, die Hand an
der Brust.

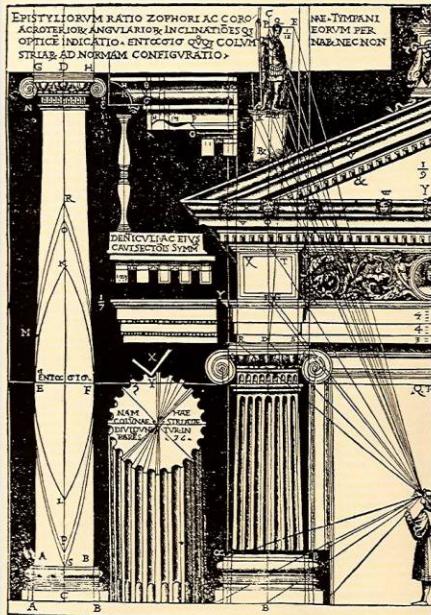
Schon Gaius Iulius Caesar, der vor-
herige Dienstherr von Vitruvius, hat an
den Längsseiten des Forum Romanum
die Basilica Iulia errichten und die ge-
genüberliegende Basilica Aemilia re-
staurieren lassen – symbolische Dämme
für die Massen. Ihre Kolonnaden-
reihen geben den Bewegungen Rhyth-
mus und Richtung vor. Symmetrie
bringt die Körper auf Linie.

Denn Symmetrie, schreibt Vitruvius,
ist dem Menschen eingeschrieben und
natürliche bestimmt. Der Fuß ist $\frac{1}{6}$ der
Körperhöhe, der Vorderarm $\frac{1}{4}$, die
Brust ebenfalls $\frac{1}{4}$. Auch die übrigen
Glieder haben ihre eigenen Proportionen
der Symmetrie“, schreibt er. „Ferner ist
natürlicherweise der Mittelpunkt des Körpers der Nabel.“

Symmetrisch und wohlpropor-
tiert haben auch die Bauten zu sein. So
soll die dorische Säule, wie der männli-
che Körper, sechs Mal so hoch sein wie
der Durchmesser ihres Fußes. Wenn
der Idealmensch des Vitruvius die Ar-
me ausbreitet, entspricht die Spanne
von Fingerspitze zu Fingerspitze der
Strecke von Fuß bis Scheitel: Höhe
gleich Breite, der Körper ein Quadrat.
Und im Reich des Imperators wachsen
jetzt Städte aus lauter Quadraten.

Am Anfang vieler dieser Städte steht
das Militärlager, ein Viereck aus Wäl-
len und Palisadenzäunen. Rechtwinklig
schneiden sich im Zentrum die beiden
Hauptstraßen, die immer in Nord-Süd-
und Ost-West-Richtung verlaufen.
Selbst die *domus*, das typische italische
Privathaus, folgt diesem Muster: Am
Schnittpunkt von Längs- und Querachse
liegt das Atrium, wo der Hausherr
Klienten und Geschäftsfreunde emp-
fängt – das Forum des Hauses. Mit
diesem Raster stampeln Augustus und
seine Nachfolger die Welt.

Denn alle Menschen sollen es den
Römern gleich tun. „So hat die göttliche
Vorsehung“, schreibt Vitruvius, „die
Bürger des Römischen Reiches in ei-
nen ausgezeichneten und gemäßigten



Proportion und Symmetrie: Vitruvius fordert, dass alle Elemente eines Gebäudes in einem von der Natur abgeleiteten Verhältnis zu einander stehen sollen

Sein Leben lang bleibt Vitruvius auf der Suche nach dem Ebenmaß

Himmelsstrich gesetzt, auf dass das römische Volk die Welt beherrse.“ Rom ist die „Mitte des Weltalls“. Hier hält alles Maß – selbst die Stimmen der Römer sorgen zwischen dem Brummen der Nordländer und dem „dünnen, schrillen Ton“ der Völker im Süden für Ausgleich. „Durch seine staatsmännische Klugheit“ bricht Rom „den Mut der Barbaren, durch die Kraft seiner Arme die Pläne der Südvölker“.

Das Imperium nimmt die Völker ins Fadenkreuz seiner Geometrie, baut Tangenten, Sekanten, Verbindungslien. Mit Straßen und Brücken, Aquädukten und Kloaken vernetzen die Römer die unterworfenen Welt. Dabei hilft ihnen eine Erfindung, mit der die Griechen wenig anfangen konnten, die aber im römischen Reich den Takt der Eröberungen schlägt: der Bogen.

Der Bogen ist Dynamik. Während ein griechischer Säulengang ruhig und beharrt, springt die Bogenreihe förmlich vorwärts. Ein Sieg über die Schwerkraft, wie er sich beispielhaft in den Triumphbögen ausdrückt: Bögen werden zum Wahrzeichen der römischen Architektur. Bogenbrücken überqueren Flüsse, Wasserleitungen auf bogengestützten Aquädukten überspannen Täler. Ovalen Bogenreihen runden sich zu Amphitheatern; zu Ringen aus Brücken, deren berühmtester das Kolosseum sein wird.

Bei den Griechen schmiegt sich das Theater frei in die Landschaft – bei den Römern der Kaiserzeit ist es eine Festsitzung zur Aussperrung der Natur. In seinem Innern spiegelt sich die Hierarchie der römischen Gesellschaft nicht nur – sie wird befohlen. Augustus erlässt die Lex Iulia Theatralis: eine eiserne Sitzordnung, überwacht von peitschenbewehrten Staatsklaven.

Die untersten Schichten – Sklaven und Freigelassene – sowie Fremde und Frauen sind auf die obersten Plätze verbannt. In den Rängen darunter sitzen die Ritter, gestaffelt nach Rang und Alter. Den Senatoren gehört die *orchestra*, der Halbkreis aus Sesseln vor der Röhre.

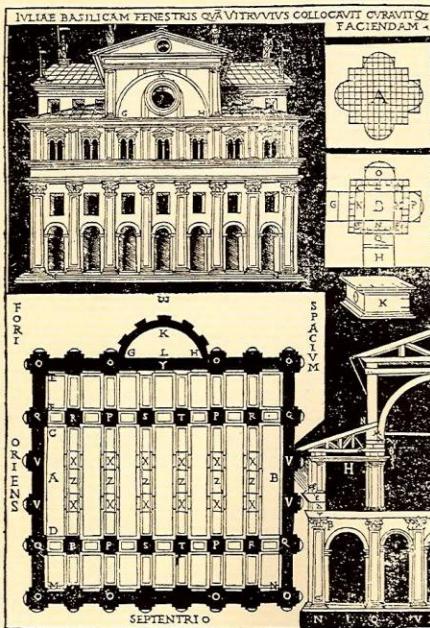
ne; und auf dem *tribunal* über dem Eingang zur Orchestra, direkt neben der Bühne, thront der Kaiser selbst. Ein ausgestaltetes System aus Treppen und gewölbten Gängen stellt sicher, dass die Angehörigen der verschiedenen Schichten einander beim Erreichen ihrer Plätze nicht über den Weg laufen müssen.

Denn Status ist ein heiliges Gut. Er bemisst sich nicht zuletzt an der Zahl der „Klienten“, die morgens katzenkelnd im Atrium eines Herrn erscheinen. Status ist nicht nur Privileg, sondern Pflicht: Tiberius, Stieftochter des Augustus, degradiert einen Senator, dessen Haus nicht standesgemäß ist: Denn wohl niemand, erläutert der Geschichtsschreiber Velleius, könne einen Mann, der für nur 6000 *sesterzii* jährlich wohne, für einen Senator halten.

Das Stichwort heißt *decor*: die Lehre von dem, was sich ziemt. Vitruvius be-eilt sich, sie der Baukunst einzuschreiben. Für hoch stehende Personen, for-

dert er, „müssen fürstliche, hohe Vorhallen, sehr weiträumige Atrien und Peristyle gebaut werden, Gartenanlagen und geräumige Spazierwege, die der Würde angemessen angelegt sind; außerdem Bibliotheken, Räume für Gemälde Sammlungen und basilikaähnliche Hallen, die in ähnlicher Weise prunkvoll ausgestattet sind wie die staatlichen Gebäude“.

„*Firmitas, utilitas, venustas!*“!, schreibt Vitruvius. Festigkeit, Zweckmäßigkeit. Anmut! Doch die Zeit, da die Architektur „nur einem Mann mit angeborenem Ehrgefühl, nicht aber frechen und schamlosen Leuten überlassen“ wurde, ist vorbei. Es gibt kein Monopol mehr für Baumeister, „die durch eine sehr gründliche Ausbildung in wissenschaftlichen Methoden sachkundig sind“: in Schreib- und Zeichenkunst, in Geometrie, Geschichte und Philosophie, in Musik, Medizin, Rechtsprechung und Astronomie. „Leute, die nicht nur nichts von Baukunst, sondern



Nur ein einziges Gebäude kann der Theoretiker der vollenkommenen Ästhetik selber vollenden: die Basilika der Veteranenkolonie Fanum an der Adria, dem heutigen Fano (alle Illustrationen aus dem Vitruvkommentar des Cesare Cesariano von 1521)

überhaupt nicht einmal vom Handwerklichen etwas verstehen", erhalten statt seiner die Aufträge. Er tröstet sich damit, „dass man eher auf bescheidenen Besitz mit gutem Ruf als auf Reichtum mit üblem Ruf ausgehen muss. Daher bin ich auch wenig bekannt geworden.“

Es ist nicht sicher, ob der Imperator diesen Schrei nach Ruhm noch hört. Augustus baut weiter – ohne Vitruvius. Das Buch ist ein Fehlschlag: Auf das Denken und Bauen der Zeitgenossen hat „De architectura“ keinen Einfluss. Der Aufbruch in die neue Zeit findet ohne Vitruvius statt. Ein einziges Gebäude kann er vorweisen – die Basilika in der Veteranenkolonie Fanum, ein kostengünstiges Bauwerk mit doppelter Giebelanlage: „ein anmutiges Bild“.

Vitruvius stirbt als konservativer alter Mann. „Dennoch aber werde ich, wie ich hoffe, durch Herausgabe dieser Bücher der Nachwelt bekannt sein.“ Das Wunder geschieht. Seine Bibel ist das einzige Buch der Antike über die Baukunst, das die Jahrtausende übersteht. Immer wieder wird es abgeschrieben, zwischengelagert in Klöstern, weitergereicht durch die Zeiten. In der Renaissance schließlich wird es zum Evangelium für alle Architekten.

„Firmitas, utilitas, venustas!“ echot Leon Battista Alberti. Um 1486 erscheint in Italien „De architectura“ zum ersten Mal im Druck, 1521 die erste italienische Übersetzung, 1542 wird in Rom sogar eine vitruvianische Akademie gegründet.

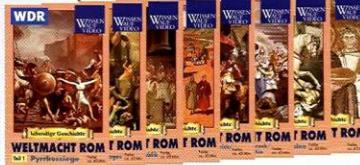
Die Angaben des Römers vor Augen, messen die Baumeister staunend antike Ruinen nach, um daraus klassisches Ebenmaß für ihre Bauten zu gewinnen. „Ich glaube“, schreibt der Architekt Francesco di Giorgio Martini, „keine gültigere Autorität befolgen zu können als die des Vitruvius.“

Die griechischen Standardwerke, aus denen der alte Baumeister gelernt hat, sind längst verschollen. Die Architekten von Pantheon und Kolosseum: unbekannt. Die Prachtbauten des Augustus: in Trümmern. Aber Vitruvius, der erfolglose, verbitterte kleine Ingenieur aus Rom, ist unsterblich geworden.

Jörg-Uwe Albig, 41, lebt als Schriftsteller in Berlin.

DIE FANTASTISCHE DOKUMENTARFILM-REIHE DES WDR

DIE WELTMACHT VIDEO ROM



In opulenten Bildern macht diese achtteilige Film-Dokumentation dieses gewaltige Kapitel der Geschichte wieder lebendig. Länge je Kassette: ca. 45 Min. Preis je Kassette: **DM 59,95**

- Teil 1 Pyrrhusseige
- Teil 2 das Ende Karthagos
- Teil 3 die Krise der Republik
- Teil 4 Augustus
- Teil 5 Kaisersturm und Reich/Hadrian
- Teil 6 Reform und Umbruch/Diokletian und Konstantin
- Teil 7 Heiden und Christen
- Teil 8 die Erben des Reiches

PAKET WELTMACHT ROM
(alle 8 Kassetten zum Vorzugspreis) **DM 399,95**



ROM & POMPEJI

Archäologie und moderne Trickfilmtechnik rekonstruieren die Weltstadt Rom, sowie das in Vulkanasche begrabene Pompeji. Aus Ruinen wächst das Colosseum, ein Spaziergang führt über das alte Forum Romanum; Thermen, Theater, Tempel, Paläste und Märkte lassen den Betrachter in das Leben der Antike eintauchen. Der Film gibt der Phantasie neue Impulse und macht Geschichte überaus lebendig. Länge: ca. 60 Min.

DM 59,95

HÖR-BUCH

RÖMISCHE KAISER

Länge je Doppel-MC: ca. 200 Min.
Preis je Doppel-MC: **DM 39,95**

- Teil 1 Augustus/Diokletian/Julian
Inhalt: 2 MCs
- Teil 2 Nero/Hadrian/Konstantin/Marc Aurel
Inhalt: 2 MCs

Autor und Sprecher: Reinhard Raffalt. Er war Reiseschriftsteller und Rundfunkautor. Fundiertes Wissen verbindet sich in seinen Arbeiten mit dem tiefen Gespür für den Sinn und die Zusammenhänge unserer Geschichte.

PAKET RÖMISCHE KAISER
(beide Doppel-MCs zum Vorzugspreis) **DM 69,95**

Der Versand erfolgt per Bankabbuchung oder Nachnahme. Die Versandkosten werden zusätzlich in Rechnung gestellt.

Bestellungen & kostenloser Katalog:

Verlag KOMPLETT-MEDIA

Robert-Koch-Straße 38 · 82031 Grünwald
Tel.: 089/6492277 · Fax: 089/6492260

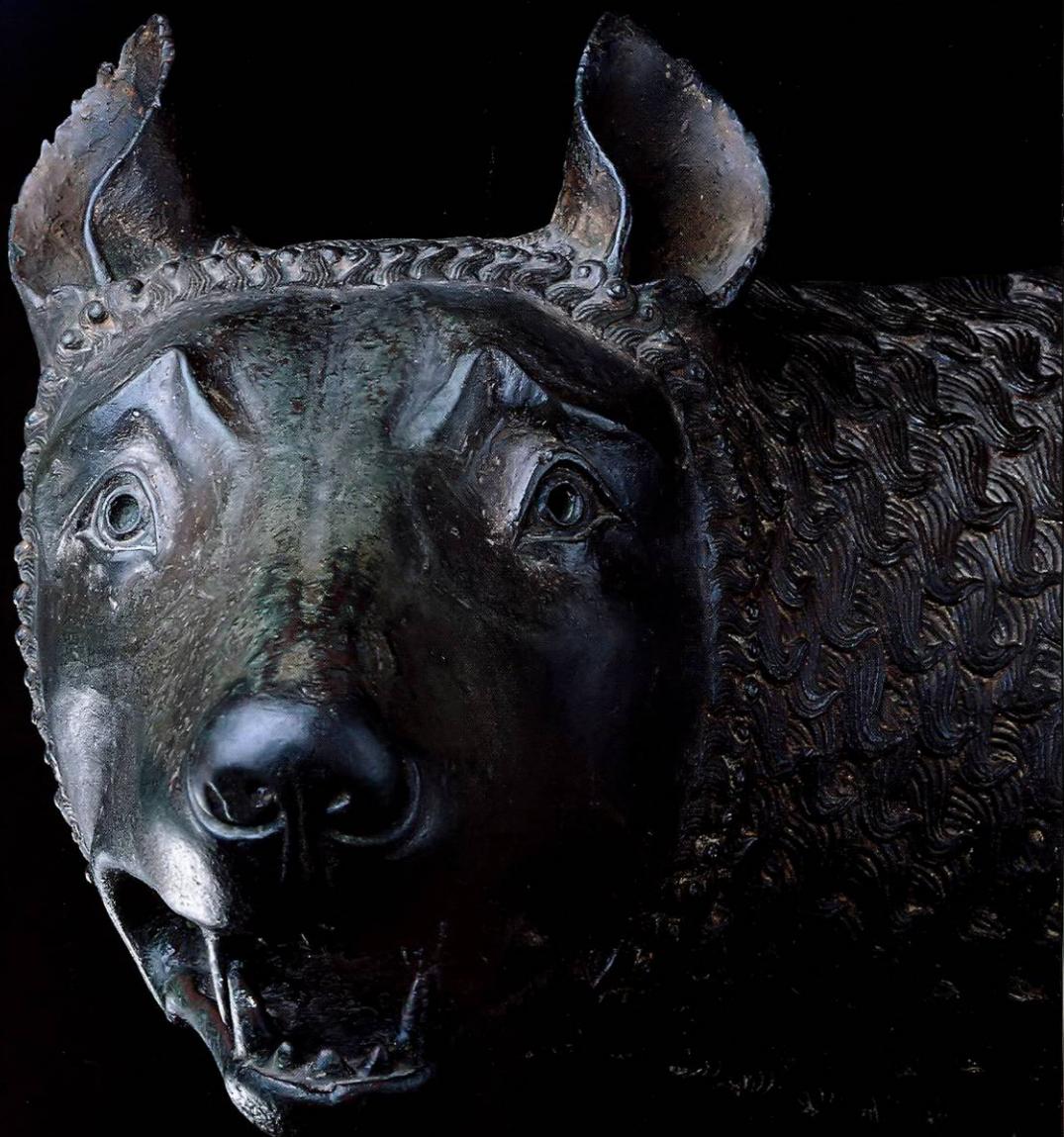
NEU: www.komplett-media.de

Eigenständige künstlerische Fantasie wurde den Römern lange abgesprochen. Sie hätten sich nur bei den Griechen und anderen Nachbarn bedient – so mit der berühmten »Kapitolinischen Wölfin« aus dem 5. Jahrhundert v. Chr, die vermutlich eine etruskische Bronze-

ARTEFAKTE

arbeit ist. Tatsächlich aber haben auch die Römer originäre und für sie typische Kunstwerke geschaffen – solche, die wie dieser goldene Armreif aus Pompeji dekorative und inszenatorische Meisterschaft mit Realismus vereinen







Götter



Mit dem Bildnis des Gottes wurde dessen Hilfe beschworen – wofür, verrät jeweils die sorgsam gestaltete Gestik und Szenerie: So war Hermes (links) nicht nur der Gott der Reisenden, Diebe und Kaufleute, sondern auch ein Begleiter in die Unterwelt. Janus – oben auf einem Kosmetikflacon – wurde nicht nur als zweigesichtiger Gott der Türen und Tore ver-

ehrt, sondern auch als Gott des Anfangs oder Neubeginns. Von Jupiter Dolichenus auf der Bronzestandarte – Mitte links auf einem Stier, rechts Juno auf einer Hindin – erwarteten Soldaten den Sieg. Und die goldene Votivlampe war ein Dankopfer für göttlichen Beistand





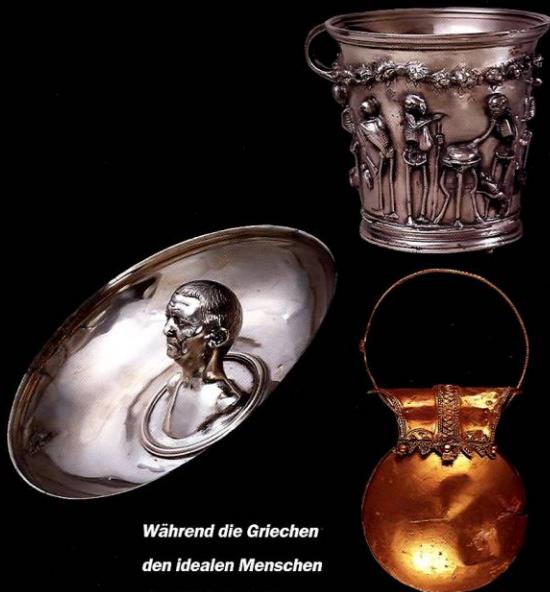
Die Nereide auf dem Drachen oder auf dem Deckel eines Spiegels (unten) war eines der freundlichen Wesen aus der Anderswelt, das Römer gern im Kunstwerk um sich wussten. Ebenso wie einen der geflügelten Eroten (oben) aus dem ›Hofstaat‹ der Venus. Kaiser Augustus hingegen schuf sich aus Machträson seinen eigenen Mythos – auf der berühmten »Gemma Augustea« thront er als Jupiter neben der Göttin Roma, während darunter seine Legionäre ein Siegeszeichen aufrichten



Mythos



Mensch



Während die Griechen den idealen Menschen abzubilden suchten, stellten die Römer dessen Individualität heraus. So wirkt gegenüber dem Ringer aus Herculanum – der Kopie eines griechischen Originals – die Büste eines Mannes auf einer Silberschale lebensnah und unverwechselbar. Und die skurrile Szene auf dem Trinkbecher hätten Griechen sich kaum

wiederzugeben getraut: Die Gerippe der Philosophen Zenon und Epikur streiten sich um einen Kuchen. Zwischen solchem Realismus und ihrem panischen Aberglauben sahen Römer offenbar keinen Widerspruch: oben ein Amulett, das Kinder vor bösen Geistern schützen sollte

Natur



Die römische Lust an detailversessener Inszenierung findet sich auch wieder in der Darstellung von Tieren und Pflanzen. Sie war meist frei von mythischen Bezügen und diente nur der Dekoration.

So das Bronze-Reh, das den Garten einer Villa bei Herkulaneum schmückte, das Relief mit der Weide-Idylle aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. und der akkurat samt den Beeren nachgebildete Efeukranz. Der geflügelte Löwe mit dem Adlerkopf, gut 16 Zentimeter hoch und aus vergoldeter Bronze, zierte vermutlich den Helm einer Kriegerstaute und wurde in Xanten am Niederrhein gefunden





FIT FOR FUN

Sauna, Massage, Entspannungsbäder und dann im Garten ein gepflegtes Würfelspiel: Sie verstanden viel von Wellness, die alten Römer. Ihre aufwendig konstruierten Thermen waren dem Rest Europas um 2000 Jahre voraus

Hautstriegel und Ölgefäß

VON HARALD MARTENSTEIN

Die Römer kannten so vieles und haben so vieles erfunden. Aber die Seife kannten sie nicht. Das Reinigen war in den Thermen deshalb eine vergleichsweise komplizierte Aktion. Der Körper wurde mit parfümiertem Öl eingrieben, anschließend mit heißem Wasser übergossen. Dann schabte ein Sklave mit einem flachen Eisen, der *strigilis*, die Schmutz- und Ölschicht von der Haut. Das Waschen war vermutlich der unangenehmste Teil eines Thermenbesuches.

In die Thermen durften alle hinein, Freie, Freigelassene, Ausländer, sogar Sklaven. Thermen und Badehäuser hielten das Volk bei Laune; sie verbesserten die Hygiene, die Fitness und Gesundheit, und sie wirkten erziehend

isch, denn es gab dort Bibliotheken und Kulturprogramme. Zudem wurde in den Bädern selbstverständlich auch über Politik geredet, und an diesen Diskussionen konnten die Herrscher die Stimmung im Volk überprüfen. Obwohl die Kaiser natürlich Privatbäder hatten, sind einige von ihnen hin und wieder selber in die Thermen gegangen.

So wurde Rom zum ersten und einzigen Staat der Geschichte, in dem ausgerechnet Schwimmbäder von nicht unerheblicher politischer Bedeutung waren. In den Thermen wurden Nachrichten ausgetauscht, man sah die Prominenz aus Kultur, Sport und Politik. Der Historiker Jérôme Carcopino vertritt sogar die These, dass die Thermen den Niedergang des Reiches „um mehrere Generationen“ hinausgezögert hätten, weil dort die alten sportlichen Ideale gepflegt worden seien.

Morgens machten die Schwimmbäder auf, bei Einbruch der Dunkelheit schlossen sie. Das Wasser wurde durch ein Leitungssystem herbeieil und wieder weggeschafft, es war immer frisch und sauber.

Es gab Römer, die jeden Tag badeten, viele Stunden lang. In den großen Thermen ließen sie sich erst einmal in ein lauwarmes Becken gleiten. Entspannung im *tepidarium*. Nach einer Weile wechselten sie in das 40 Grad heiße *caldarium*. Verstärkte Entspannung. Der Fußboden war noch viel wärmer als das Wasser, deswegen trug man Sandalen. Wer das große Becken mit den vielen Leuten nicht mochte, legte sich in eine Einzelwanne. Zum Schluss ließ man sich im *frigidarium* von kaltem Wasser die Poren schließen.

Danach war eine Massage nicht schlecht oder ein Son-

nenbad auf der Terrasse. Natürlich gab es auch ein Schwitzbad, eine Art Sauna, das *sudatorium*. Und die Epilierer zupften einem hässlichen Körperhaare weg.

Der Besuch in den Thermen sollte aber nicht nur Spaß machen. Er sollte einen Römer auch in seiner Persönlichkeit weiterbringen. So wurde im offenen Hof, der *palaestra*, Sport getrieben: Boxen, Ringen, Handball, solche Sachen. In der Turnhalle wurde geturnt, auf der Kegelbahn gekegelt. Eine große Bibliothek gehörte dazu. Literaten und Philosophen mischten sich unter die Badegäste und rezitierten aus ihren Werken oder hofften auf eine Einladung zum Abendessen.

Es war allerdings ziemlich laut. Musiker und Akrobaten traten auf, fliegende Händler boten Leckerbissen an, obwohl auch im Schwimmbadrestaurant immer viel los war. In den Gärten wurde gewürfelt und gewettet, was das Zeug hielte, die Thermen waren die größten Spielhöhlen der Stadt. Hin und wieder gab es Ärger mit Betrunkenen. Nicht wenige Römer nutzten die Thermen, um sich nach allen Regeln der Kunst volllaufen zu lassen. Ein Besuch im Schwimmbad ist eben immer das, was man draus macht.

Dürfen Männer und Frauen gemeinsam baden? Diese Grundsatzfrage zieht sich wie ein roter Faden durch die römische Badegeschichte. Einige Kaiser erlaubten es, die meisten allerdings waren dagegen und verfügten getrennte Eintrittszeiten: vormittags Frauen, nachmittags Männer. In den liberalen Phasen soll es immer wieder

zu „skandalösen Vorfällen“ gekommen sein – einer näheren Beschreibung verweigern sich die Historiker. Die römischen Männer badeten nackt, Frauen trugen meist einen Schurz.

Wie hat das alles angefangen? In den beiden vorchristlichen Jahrhunderten entstanden in allen Stadtvierteln *balneae* – kleine Badehäuser, die meist von wohlhabenden Familien finanziert wurden, um ihr Image zu pflegen, denn der Eintritt war billig. Im Keller unterhielten Sklaven ein großes Feuer, so wurde das Wasser warm. Um 100 v. Chr. führte ein gewisser Sergius Orata die Zentralheizung ein: Luft

wurde erhitzt und durch ein System von Hohlziegeln und Tonröhren in Böden und Wände geleitet.

Im Jahre 33 v. Chr. gab es in Rom 170 *Balneae*. Als Agrippa, der spätere Schwiegersohn des Augustus, zum Ädil gewählt wurde und damit für die öffentliche Hygiene verantwortlich war, durfte das Volk ein Jahr lang auf seine Kosten baden. Acht Jahre danach ließ der großzügige Agrippa die ersten Thermen errichten – mit freiem Eintritt für alle. Von da an gehörte es auch für Kaiser zum guten Ton, Thermen erbauen zu lassen, die ihren Namen im Herzen des Volkes verewigen sollten.

Die Christen lehnten die Bäder ab. Thermen, so hieß es später, seien „Kathedralen des Heidentums“ gewesen. Wie Kathedralen sahen sie jedenfalls aus: gewaltige Kuppelbauten, geschmückt mit Säulen und Statuen, voller Marmor, Glasmosaiken und versilberter Wasserspeier.

Auch das Energie sparen Heizsystem wurde gepriesen als Wunderwerk der Technik, weil es selbst nach heutigen Kriterien einen erstaunlich günstigen Wirkungsgrad hatte: Die lang-

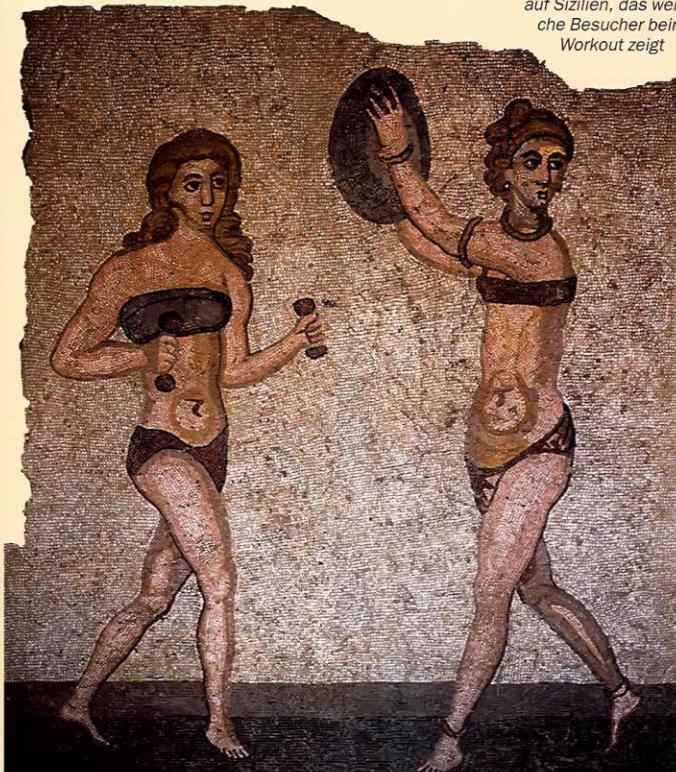
sam strömende Luft konnte ihre Wärme optimal an die Innenräume abgeben. Geheizt wurde mit Holzkohle, die schon bald aus Afrika und anderen fernem Provinzen herangeschafft werden musste, weil die Wälder Italiens ausgedünnt waren.

Sogar die Latrinen waren mit technischer Raffinesse konstruiert: Die Leute saßen auf langen, sauberen Marmorbänken, und was sie hinter sich ließen, plumpste in einen Kanal, in dem Wasser alles sofort wegspülte. Vor ihnen befand sich eine zweite, kleinere Wasserrinne und ein Spieß, auf dem ein Schwämmchen steckte. Mit diesem Schwämmchen und dem Wasser aus der kleinen Rinne konnte man sich reinigen.

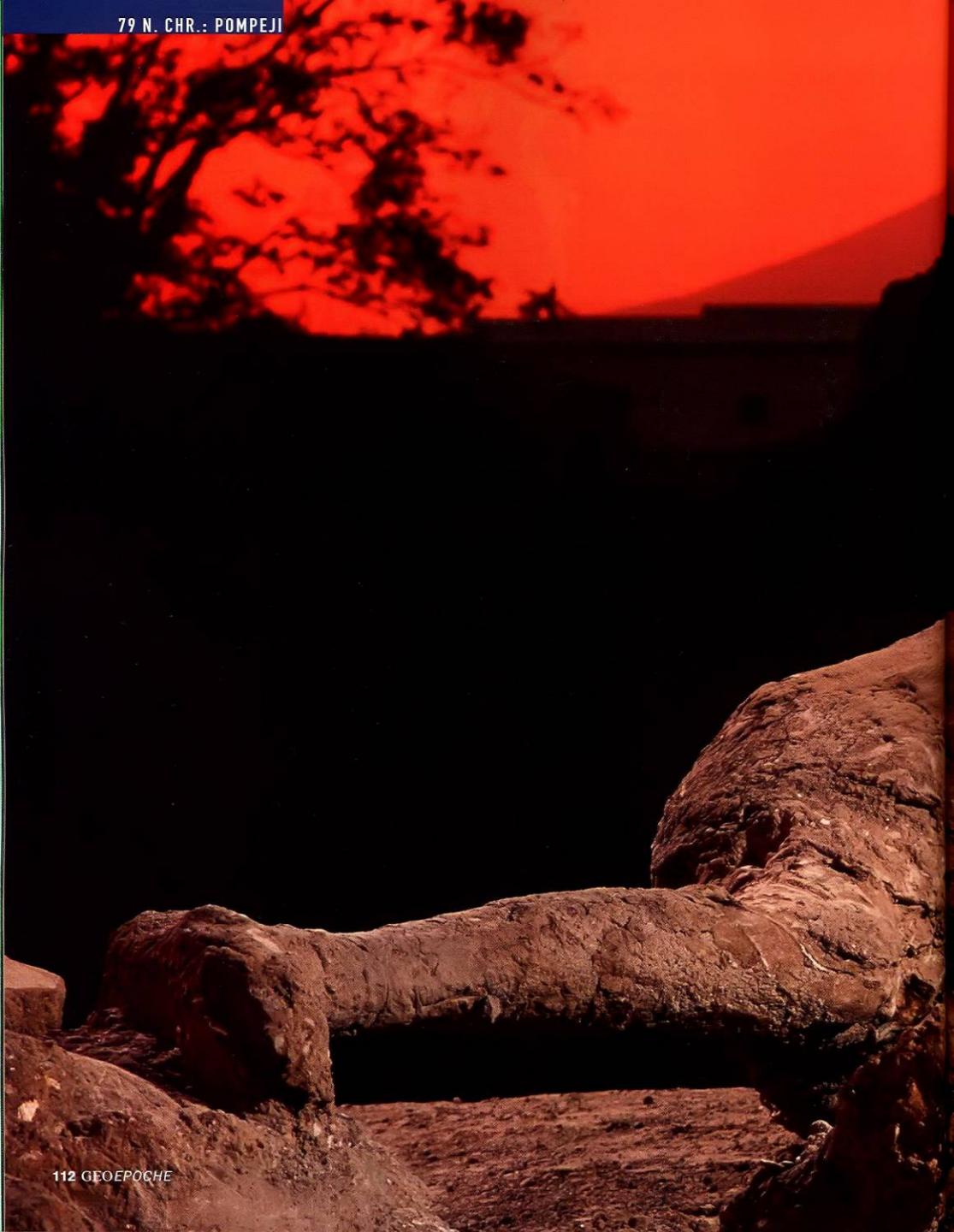
Hygiene ist ursprünglich keine Tugend gewesen, in der das römische Volk Spitzenleistungen vollbrachte. Im Gegensatz zu den Griechen schätzten es die Römer auch nicht sonderlich, sich vor anderen Leuten auszuziehen – vielleicht, weil sie sich dann wehrlos vorkamen. Gebadet wurde in der republikanischen Zeit traditionell nur alle sieben bis neun Tage.

Dass Rom dennoch zum Weltmeister der Badekultur wurde, hat mit dem griechischen Vorbild zu tun. Die Römer bewunderten die hellenistische Kultur, und wenn sie sich bei den Griechen etwas abgeschaut hatten, dann perfektionierte sie es meist auch – zum Beispiel die Bäder, die bei den Hellenen noch relativ mickrig waren. Denn was immer die Römer anfassten, das musste für den Staat nützlich sein.

Sogar das Schwimmbad.



*Wer sagt
denn, dass der Bikini
erst 1946 erfunden
worden ist? Mosaik aus
einer römischen Villa
auf Sizilien, das weibli-
che Besucher beim
Workout zeigt*



Das Erbe aus der Asche

Seit Tagen zittert die Erde. Fresken sind zerborsten, Gräben eingefallen. Kein Grund zur Aufregung – am Fuße des Vesuvs sind die Menschen Erdstöße gewohnt. So schlimm wie das Beben vor 17 Jahren wird es schon nicht werden. Denken sie. Es ist der 24. August im Jahre 79. Tags darauf ist Pompeji unter dampfender Asche verschwunden – als Muster einer Römerstadt für alle Zeiten



Ein Mensch in seiner Sterbestunde: mit Gips ausgegossener Hohlraum, den die verweste Leiche hinterlassen hat

Bücher lügen, und Steine lügen manchmal auch. Graffiti und Asche können ihnen deshalb überlegen sein.

Dass Memoiren die Wahrheit eher schönen als beschreiben, ist bekannt. Urkunden spiegeln die Staatsinteressen, Romane meist nur das Lebensgefühl einer lesefreudigen Oberschicht; und die Autoren der vier Evangelien haben Jesus nie gesehen. Graffiti aber sind unverfälschte Überlieferung und Volkes Stimme. Wo der Zahn der Zeit sie nicht zerstört und kein Hausmeister sie abgewaschen hat, erzählen sie uns, wie die Menschen lebten und dachten. ▶

Und das in Pompeji noch nach fast zweitausend Jahren! Da lesen wir Spottverse, Wahlaufrufe und Verwünschungen, Selbstanpreisungen, Liebeserklärungen, Sexual-Protzereien, Glückwünsche und eine Art Kleinanzeigen, in denen für Waren oder für Liebdesdienste geworben wurde. Und vermutlich noch während die Stadt unterging im Hagel glühender Bimssteine aus dem Schlot des Vesuv, hat einer die Wörter „Sodomia Gomora“ auf eine Hauswand gekritzelt – nach 1. Mose 19,24: „Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra und kehrte die Städte um.“

Auch Steine erzählen meistens nicht genug. Bauwerke sind mutwillig demoliert worden wie der Tempel in Jerusalem, Ruinen von Gräberäubern ausgeplündert oder als Steinbruch genutzt wie in Rom das Kolosseum, Kathe-

dralen wohlmeinend überformt wie der Kölner Dom, in dem sich eine Absicht von 1248 erst 1880 mehr oder weniger verwirklicht hat.

Am lieblichen Golf von Neapel aber, neun Kilometer vom Krater des Vesuv entfernt, haben Steine und Asche eine fast intakte antike Handelsstadt begraben und damit konserviert: die Dächer zwar eingeschlagen von den Gesteinsmassen, die Mauern indessen weithin unversehrt und mit ihnen die Gemälde, Mosaiken, Reliefs und Inschriften, die sie bedeckten; auch Backöfen mit Broten darin, Teller mit Bohnen und Zwiebeln, Wachstafeln mit der Buchführung eines Geldverleiher.

Am verblüffendsten und anrührendsten ist, dass wir die Menschen, die zu fliehen versuchten oder sterbend in den Winkeln ihrer Häuser kauerten, noch heute betrachten können mit ihren verzweifelten Gesten: Denn Asche hat sie eingekauert. Sie erstarrte und bewahrte die Form der eingeschlossenen Leichen, als sie verwesten. Mit Gips ausgegossen, zeigen uns die Hohlräume nun bis ins Detail, wie da einst gerannt, gekämpft und gestorben worden ist: Frauen mit Kindern auf dem Arm; neun Menschen, die sich aneinander klammern; ein Mann auf der Flucht mit einem Sack auf der Schulter; zwei Knaben Hand in Hand, niedergeworfen von der Asche oder vom Orkan, der nach den Eruptionen vom Vesuv herüberfauchte.

Kurz: Das Unheil von 79 n. Chr. hat uns ein Freilichtmuseum der Antike hinterlassen, das uns der sonst kaum erfüllbaren Forderung Leopold von Rankes nahe

bringt: zu zeigen, „wie es eigentlich gewesen“. Und dies nicht bei einem mongolischen Zeltlager oder einem Dorf in Germaniens Wältern, sondern bei einer reichen Stadt im Herzen des Römischen Reichs, das von Gibraltar bis Jerusalem und vom Nil bis nach Britannien reichte – in einer Siedlung also, die an Wohlstand und Komfort fast allein auf Erden, was nicht den Vorzug hatte, eine Stadt des Imperium Romanum zu sein, unendlich überlegen war.

Unter römischer Herrschaft stand die alte italische Stadt mit ihren vielen griechischen Zuwanderern seit 89 v. Chr. Sie lag auf einem sanft geneigten Lava-Plateau 30 bis 40 Meter über dem Meer. Im Jahr der Katastrophe bedeckte das ummauerte Stadtgebiet 0,65 Quadratkilometer (größte Ausdehnung: ein Kilometer). Die Mauer umschloss sechs Tempel, drei Thermen, drei Freilichttheater und zwei *palaestrae*, Sportplätze: der größere so





Ein Fenster in die Römerzeit – erhalten durch die Gewalt des Berges



Es ist immer noch viel zu sehen von Pompeji: Denn als sich am Morgen des 25. August 79 zerstörerische Aschewalinen durch die Stadt wälzen, liegen die Häuser schon unter einem schützenden Leichtentuch aus Bims. Noch heute kann man sich vorstellen, wie einst die Wagen auf der Via Stabiana (oben und links unten) in Richtung Vesuv holperten, vorbei am Theater, hinaus zum nordwestlichen Tor. Oder wie die Fußgänger auf Trittsteinen schlammige Gassen überquerten. 2000 von ihnen hat der Vesuv getötet, oft fanden die Ausgräber ganze Familien, die sich sterbend zusammengekauert hatten

groß wie zwei Fußballfelder. In der Stadt lebten 10 000 bis 20 000 Menschen; in den bis heute ausgegrabenen zwei Dritteln des Stadtgebiets wurden 2000 Leichen gefunden.

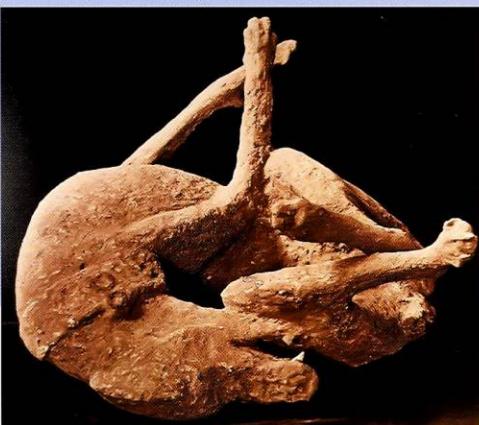
Gewiss, ein paar Lücken hat auch dieses Museum. Viele Überlebende haben, als die Asche nach ein paar Wochen erkaltet war, Löcher zu den Häusern gegraben, um Wertsachen zu bergen, vielleicht auch um zu plündern. Dazu kommen ein paar Deutungsprobleme: Nicht immer scheint klar zu sein, welche Räume welchen Zwecken dienten – denn woran ließe sich erkennen, ob ein Haus mit vielen kleinen Zimmern ein Hotel oder ein Bordell gewesen ist?

Kein Wunder also, daß die Schätzungen über die Anzahl der Lustbetriebe im alten Pompeji von eins bis 40 reichen. Für die Forschung interessant ist diese Zahl durchaus: Zusammen mit den erotischen Wandgemälden, den Zoten an den Häu-



Die Zerstörung beginnt im Herzen der Häuser: Glühende Steinchen regnen in die Lichthöfe, aus einer Höhe von mehreren Kilometern prallen sie auf Mosaikböden, fallen zischend ins Impluvium, wo Regenwasser für den Haushalt gesammelt wird, wie etwa in der Villa des Politikers Paquius Proculus. Die meisten Häuser enthalten einen Innenhof, und um diese Atrien gruppieren sich Speise- und Schlafzimmer, oft verziert mit erotischen Fresken. Hierher gelangt der heiße Hagel erst, nachdem die Dächer unter der Last zusammengesunken sind. Wer noch fliehen kann, rafft jetzt alles zusammen. Der Hund hat keine Chance – er stirbt an der Kette

Fresken und Mosaiken – 1800 Jahre lang verschüttet unter der Asche





serwänden und dem ungeheuren Phallus, der aus vielen Statuen und Öllampen ragt, liegt ja hier eine anschauliche Ergänzung der schriftlichen Quellen über das römische Liebesleben vor.

Beherrscht wurde die Sexualmoral von einer ebenso klaren wie brutalen Regel: Männer durften alles, Ehefrauen hatten alles zu erdulden. Jedem Geschlechtskitzel ging der Mann selbstverständlich nach – egal, ob mit klugen Frauen, billigen Huren, gehorsamen Sklavinnen oder schönen Knaben (die waren am teuersten); zum Zweck der Fortpflanzung sogar mit der Ehefrau.

Entscheidend für den Rang und das Lebensgefühl des Mannes war allein: Er hatte sexuell aktiv – und er hatte immer der aktive Teil zu sein, an seine Lust zu denken und nie an die der Frau oder des Knaben; auch nicht beim Gruppensex, wie er ebenfalls in pompejanischen Fresken festgehalten ist.

Und vor allem hatte der Mann zu prahlen mit seiner sexuellen Aktivität, nichts daran sollte geheim bleiben: Dutzende von Graffiti besagen, dass der Festus oder der Venusstus hier die oder den beschlafen habe (*futui* – so vulgär wie möglich).

Einen Schreiber wandelt dabei das schlechte Gewissen an: „Hier hab' ich's mit meiner Frau von hinten getrieben – aber es war schändlich, das hier hinzuschreiben.“ Manche Graffiti streifen das Poetische: „Ich liebe einen jungen Mann – sporne das Maultier an, bringe mich nach Pompeji, wo meine süße Liebe ist!“ Oder: „Liebende wünschen sich ein Leben im Honig wie die Bienen.“ Andere möchten es ironisch: „Ein Mädchen mit weißer Haut hat mich gelehrt, die Dunkelhäutigen zu hassen. Wenn es mir gelingt, werde ich sie hassen – wenn nicht, werde ich sie lieben.“ Und ein Witzbold hat in den Putz gekritzelt: „O Mauer, dass du nicht zusammengeworben bist unter der Last der Inschriften!“

Die Ehe war eine bloße Zweckgemeinschaft, um Nachkommen zu zeugen und den Familienbesitz zusammenzuhalten. Wenn es gut ging, entstand eine gewisse Zuneigung zwischen den Ehegatten. Wollte der Mann seine Frau loswerden, so durfte er sie verstoßen und die Kinder behalten – dies die rechtsgültige Scheidung. Dass die Leidenschaft eines Mannes je seiner Frau gegolten hätte, ist von keinem römischen Dichter überliefert und auch von keinem pompejanischen Gekrakel.

Die Lust, die Liebe des Mannes richtete sich, wenn nicht auf schöne Knaben, so

entweder auf ungebundene Frauen – Witwen, Geschiedene, wagemutige Einzelgängerinnen und die Damen aus der Halbwelt des Theaters – oder auf Ehefrauen, sofern sie nur einem anderen gehörten. Seine Sklavinnen waren ihm ohnehin zu Diensten.

Eine Stadt der Reichen?

Die kühnste Frau, die die Asche des Vesuvs uns bewahrt hat, lag, behängt mit Juwelen, in den Armen eines Gladiators in dessen Zelle. Die Gladiatoren – meist Sklaven, zum Zweikampf auf Tod und Leben ausgebildet und der Volksbelustigung im Zirkus dienend – rühmten sich auf den Graffiti in ihrer Kaserne ihrer Heldenataten und ihrer Liebesabenteuer; die Inschriften an den Wänden priesen sie für ihre Tapferkeit und wiederum für ihre Leistungen in der Liebe.

Wer es, wie in Pompeji ein Publius Ostorius, auf 51 Siege gebracht hatte, der war populär wie nur je in Spanien ein Stierkämpfer, und als Publius Ostorius zum ersten Mal zu Boden ging, da machte das Publikum von seiner Macht Gebrauch, ihn zu begnügen – sonst gab ja der Sieger dem Unterlegenen den Todesstoß.

In jenen Augusttagen des Jahres 79 kamen in der Gladiatorenkaserne direkt neben dem Theater 63 Menschen um – zwei gefesselt, vermutlich wegen eines Verstoßes gegen die eiserne Disziplin, und auch die anderen starken Männer nicht imstande, dem Giftgas zu entfliehen.

Der Auswurf des Vesuvs beendete das Leben einer Stadt, die, entgegen einer verbreiteten Legende, nicht



bloß eine Kolonie der Reichen war, sondern einfach ein wohlhabendes Handelszentrum wie viele andere im Römischen Imperium. Ausgezeichnet lediglich durch seine idyllische Lage zwischen dem Meer und den Gärten und Feldern Kampaniens unter den üppig bewachsenen Hängen des Vesuvs, an denen die Sommerresidenzen reicher Pompejaner in die Höhe wuchsen. Der Vulkan war schließlich nie explodiert in historischer Zeit.

Allerdings, da hatte es siebzehn Jahre zuvor – 62 n. Chr. – das schlimme Erdbeben gegeben, das halb Pompeji zum Einsturz brachte. Unverdrossen, wie 1755 die Bewohner des zerstörten Lissabon und 1995 die von Kobe, machten sich die Pompejaner an den Wiederaufbau. Manches Fenster mauerten sie dabei zu, manche Wand verstärkten sie mit einem Pfeiler, um das Haus stabiler zu machen – gegen Erdbeben. Vor der glühenden Asche und der Schwefelsäure aber, die der Vulkan dann ausspie, schützten nicht einmal die Kellergewölbe in den Palästen der Reichen.

Unbestritten ist, dass der Wiederaufbau anno 79 n. Chr. noch nicht beendet war. Verschiedener Meinung sind die Archäologen in einem anderen Punkt: Waren unter dem Eindruck des Erdbebens viele Einwohner, zumal die Reichen, von Pompeji weggezogen, so dass sich die Stadt schon vor der finalen Katastrophe im Niedergang befunden hätte? Bis 1999 herrschte diese Meinung vor.

Dann aber wurde, einen halben Kilometer außerhalb von Pompeji, bei der Verbreiterung der Autobahn von

Neapel nach Salerno ein großes, schönes Haus ausgegraben, allem Anschein nach ein Luxushotel für durchreisende Geschäftsleute und Müssiggänger, 1000 Quadratmeter groß und gerade erst vollendet, als die Lava kam – also ein Indiz dafür, dass Pompeji noch oder wieder in voller Blüte stand.

LUXUS ÜBER LUXUS

In den fünf gleich großen Speisezimmern des Hotels grüßen griechische Götter und Musen von den Wänden, an jedem Speisediwan befand sich ein Wasserhahn zum Reinigen der Hände, in einem Handkoffer aus Weidengeflecht fanden sich 125 Täfelchen mit den Schiffslisten eines Außenhandelskaufmanns, und in den Bädern lagen fünf Skelette – schmucklos, vielleicht Sklaven oder Handwerker, die dem Hotel den letzten Schliff geben sollten.

Die frühere Vermutung, die Reichen hätten den Aus-

bruch des Vesuvs gar nicht erlebt, könnte nur insofern stimmen, als viele im August, wie jedes Jahr, vor der stehenden Hitze in der engen Stadt aufs Land geflohen waren, wo die meisten ja eine Villa besaßen. Auch dort freilich kamen viele grässlich um, wie jener Diomedes, von dem noch die Rede sein wird.

Die reichen Pompejaner, die Grundbesitzer und die Großkaufleute, die Steuerpächter und die Geldverleiher – sie lebten in Dimensionen, wie sie sich heute allenfalls Multimillionäre leisten, und mit einem Aufwand an Dekoration, den an den Wänden heute kein Milliardär mehr treibt. Indessen auch mit mindestens drei Schwächen, von uns aus gesehen.

Die Pompejaner müssen, zum ersten, viel gefroren haben. Fünf Grad über Null sind am Golf von Neapel im Februar nicht selten, und zum Heizen gab es nur Becken oder Kessel aus Bronze oder Eisen, mit





Wohin nur? Weder in den Häusern noch draußen finden die Menschen Schutz

Jetzt erschlagen umstürzende Mauern die Menschen. Kneipengäste verlassen die Tresen, rennen in den Hagel aus Asche und Glutgestein. Ein Wirt lässt seinen Kassenbestand zurück – 683 Sesterzen. Immer schneller füllt die dampfende Asche die Räume, kriecht Meter um Meter an den Fresken hinauf. In der später so genannten Mysterien-Villa verschwindet das Fries. Historiker werden einmal rätseln, was dessen Szenen wiedergeben – etwa, ob es sich bei der Auspeitschung der Frau um einen geheimen Kult handelt



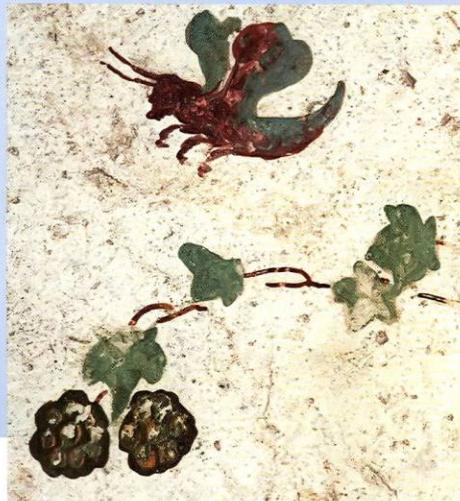
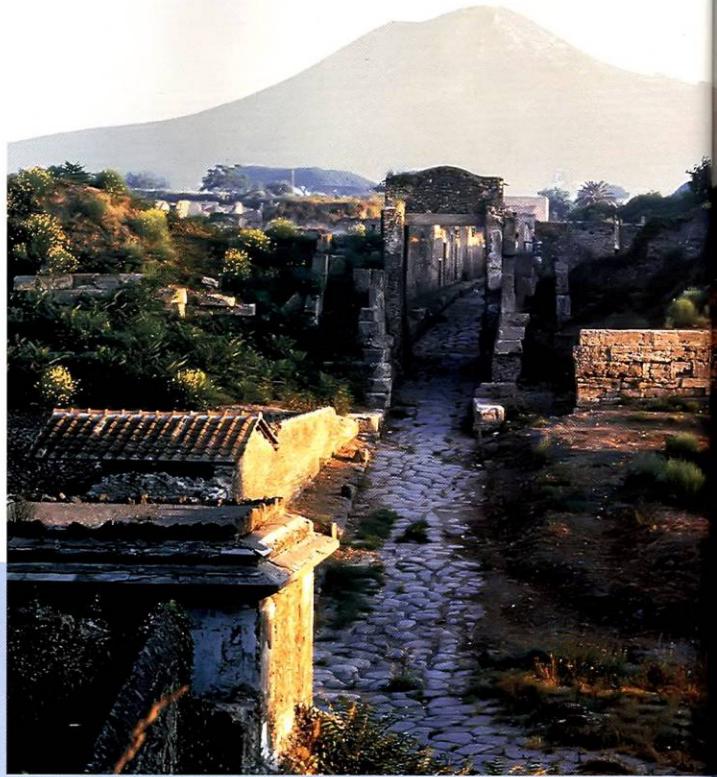
glühender Holzkohle aus der Küche gefüllt. Die berühmte römische Fußbodenheizung mit Heißluft war allein in den luxuriösen Badehäusern, den Thermen, die Regel; nur etwa zwanzig der reichsten Bürger besaßen sie auch in eigenen Baderäumen, während die meisten sich in einer Kammer wuschen, in die zuvor ein Sklave ein Kohlebecken getragen hatte.

Riesige Stadtpaläste

Die Pompejaner mussten sich, zum zweiten, mit einer Hygiene arrangieren, wie wir sie nur in Not und Armut kennen: Die Latrine war eine Kammer direkt neben der Küche, darin eine Bank aus Holz oder Stein mit einem oder zwei Löchern, durch die die Exkremente in einen Abwasserkanal plumpsten. Immerhin, die Entsorgung war organisiert, auf einem Standard, der sich in Deutschland erst im 19. Jahrhundert allgemein durchsetzte.

Die Pompejaner mussten, zum dritten, mit wenig Licht auskommen. Ihre Häuser waren ja nach orientalischem Muster um einen Lichthof herum errichtet, das *atrium*, und nach außen völlig oder beinahe fensterlos. Zum Atrium öffneten sich alle Wohn- und Schlafräume. Es war meist nur 80 bis 100 Quadratmeter groß, außen herum noch dazu überdacht, so dass man bloß über der halben Fläche den Himmel sah.

Und das hieß: Im Sommer viel Schatten und im Winter Dämmerung. Immerhin konnte Pompeji schon den schönen Luxus gläserner Fenster – eine Errungenschaft, die in Deutschland sogar die Wohlhabenden erst mehr als tau-



Gegen Abend regnet es nur noch Asche. Tausende hetzen durch die Straßen, fliehen mit Schmuck und Geld zu den Toren hinaus etwa durch die Porta Nocera (oben). Unter ihren Füßen liegt die Bimssteinschicht jetzt zweieinhalb Meter hoch. Sie bedeckt das Basaltplaster der Gassen, sie zerdrückt die Pflanzen, deren Pracht sich heute noch aus den Malereien erahnen lässt. Und in einem der Gärten begräbt sie ein Kind



Die meisten sterben auf der Flucht aus der Stadt



send Jahre später erreichte; zuvor gab es nur Luken, die entweder einen festen Einsatz aus Tierhaut oder geöltter Leinwand hatten oder mit einem hölzernen Schieber geöffnet werden konnten. Am Abend dann Öllampen für Arm und Reich – Funzeln für unser Gefühl, aber darunter hat offensichtlich niemand gelitten.

Mehr Licht als aus dem engen Atrium drang aus dem Peristyl, das die Reichen zusätzlich anlegten: einem rechteckigen Binnengarten, bis zu 1000 Quadratmeter groß, auf drei oder vier Seiten von einem Säulengang begrenzt, an dem die Repräsentationsräume lagen – ein Miniaturpark mit Blumschalen, Wasserbecken, Efeu, Lorbeer, Oleander, auch mit Platanen und Zypressen, manchmal mit einem kleinen Tempelchen, einer künstlichen Grotte, einem Weinspalier. Im Peristyl der Muße zu pflegen in der wärmeren Jahreshälfte, zu lesen, zu schlafen, zu plaudern, zu

schlemmen: Das war der Inbegriff antiker Wohnkultur, und in der engen Hauptstadt Rom gab es so große grüne Innenhöfe selten.

Den Säulengarten eingezeichnet, bedeckten die Stadtpaläste bis zu 3000 Quadratmeter. Unter ihnen fünfzig, sechzig Räumen zu ebener Erde befanden sich auch Vorratskammern, ein Stall für die Lastesel, ein Schuppen für die Handwagen oder Eselskarren, auf denen Obst und Gemüse, Öl und Wein von den Landgütern herangeschafft wurden, und manchmal die Kammern für die Sklaven.

Brot aus Großbäckereien

Die blinden Außenmauern hätten tote Gassen ergeben, wäre da nicht die Sitte entstanden, sie mit einem Vorbau für Ladengeschäfte und Werkstätten zu versehen, ohne Verbindung zum Herrenhaus. Meist lag eine Kammer dahinter und eine andere darüber. Für die

Straße blieben so maximal zehn Meter, hier und da nur vier Meter übrig, noch dazu von zwei hohen Gehsteigen auf eine Karrenbreite eingengt. Mit Blöcken aus grauem Basalt waren die Gassen gepflastert und oft gewiss von fröhlichem Geschiebe erfüllt – und zuletzt von panischem, als es Feuer regnete.

In vielen dieser Läden verkaufte ein freigelassener Sklave die landwirtschaftlichen Produkte seines Herrn – freigelassen meist als Ansporn und Belohnung, weil er sich als tüchtig und ergeben erwiesen hatte. Ehemalige Sklaven brachten es zu Aufsehern, sogar zu Buchhaltern und Vermögensverwaltern. Sie besaßen ja zwei Eigenschaften, die ebenso nützlich waren wie in der Oberschicht verpönt: Erwerbssinn und Fleiß. Manche schafften es sogar, reich zu werden, und das trugen sie gern in der für Römer typischen Weise zur Schau: indem sie sich selber Sklaven kauften.

Deutlich erhoben sich viele Freigelassene über das frei geborene Volk: Fischer, Kleinbauern, Tagelöhner, fliegende Händler. Über diesen standen die Handwerker: Schuster, Schneider, Töpfer, Korbflechter, Goldschmiede, Perückenmacher. Deren Häuser waren immer noch 100 bis 300 Quadratmeter groß und umstanden ein Atrium.

Das Brot kam überwiegend aus Großbäckereien – fabrikähnlichen Betrieben, wie auch die Ziegeleien es waren und die Tuchmanufakturen, in denen Frauen spannen und webten. Gefragt waren im übrigen Mauerner, Steinmetze, Zimmerleu-

te und Glasschmelzer, Dekorateure, Maler und Mosaizisten. Maler vor allem – Kunstmaler, nicht Anstreicher. Ihre Namen kennen wir nicht; ihre erstaunliche Werke aber hat der Vesuv nur zum Teil vernichtet.

In den Wohn-, Schlaf-, Speise- und Gesellschaftsräumen der Stadtpalais regierte ja das Gegenteil des heute Üblichen: spärliche Möblierung und eine verschwenderische Bemalung der Wände. Es gab keine Sessel, keine Zierschränke und Kommoden; in den Schlafräumen nur Liegen und Truhen, zum Speisen und Wohnen nur Liegen und kleine Tische – die Tische meist rund, mit einer Marmorplatte auf drei Bronzebeinen, deren Füße als Löwentatzen ausgebildet waren.

Aber die Wände! Drei Schichten – oder noch mehr – aus Kalk, Sand und Marmorstaub wurden auf den Stein aufgetragen, mit Eisenkellen, Glaszyllindern und Poliersteinen geglättet und mit einem Tuch blank gerieben. Kein Quadratmeter blieb unbemalt.

Grundfarbe war das satte, braunstichige Pompejanisch-Rot, gemischt aus Ocker und Eisenoxid – als Basis und Umrähmung der Bilder griechischer Götter und Helden, des Kampfes um Troja, der Irrfahrten des Odysseus, der Bilder mit Bacchus, dem Gott des Weines; mit idyllischen Landschaften, abgemalten Bühnendekorationen, vorgetäuschten Säulen, Giebeln, Glocken, Kandelabern; mit Tauben, Schmetterlingen, Lotosblüten und Girlanden und in den Schlafzimmern mit deftigen erotischen Szenen – eine Schwelgerei der Farbe und der Form, ein

Horror vor nichtgeschmückter Mauer, eine Wollust des Dekorierens höher als später im Vatikan und dem Aufwand, den wir heute für unsere Wände treiben, um ein Vielfaches überlegen.

So zu wohnen und nicht zu arbeiten – das war der Lebensstil der Reichen. Auf ihren Landgütern machten Sklaven die Arbeit, und was sie ernteten, genügte der Familie des Herrn für ein sorgloses Leben; zu sparen war ja nicht üblich.

Ein gewaltiger Knall

Zu den Reichen zählten auch die Handelsherren. Sie verschifften Wein, Ziegel und eine Spezialität, die überall am Mittelmeer als Delikatesse galt: *garum* – eine Paste aus gesalzenem, gekochtem und vergorenem Fisch. Sie importierten Baumwolle und Marmor aus Ägypten, Datteln aus Palästina, Erze aus den Alpenregionen und Gänse aus Germanien; und die letzten Schiffe landeten noch, als über dem Vesuv schon die Feuersäule stand.

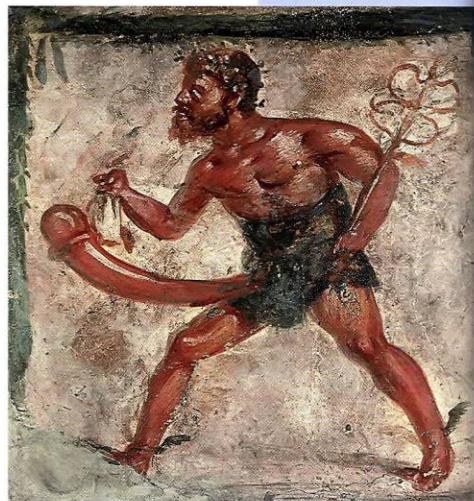
Ein paar Erdstöße hat es ja gegeben vor dem 24. August, aber über dem Vesuv nicht ein Wölkchen und schon gar nicht jener himmelfüllende, wallende Blumenkohl von Qualm, mit dem sich viele Vulkanaustritte ankündigen. Im Krater des Vesuv hält ein versteinerter Lavabrocken aus vorhistorischer Zeit den Schlot ins Innere der Erde verschlossen.

Es geschieht gegen zehn Uhr, dass die Unschuld dieses Hochsommertags von einem gewaltigen Knall zerrissen wird: Im glühendflüssigen Magma aus der Tiefe hat sich ein Überdruck auf-

gebaut, der den Lavafropfen hinaussprengt und ihn, zusammen mit Magma und Gestein vom Kraterrand, himmelwärts schleudert fast mit Schallgeschwindigkeit.

Was davon aufs Umland niedersinkt, ist zunächst nur ein Schleier von weißer Asche, der Pompeji nicht erreicht. Dort aber regnet es bald darauf Steinchen vom Himmel, *lapilli* genannt. Drei bis fünf Zentimeter hoch bedecken sie Höfe, Straßen und Plätze – ein verwirrender Vorgang, ein böses Knattern auf den Dächern, aber noch nichts, um in Panik zu geraten.

Die große Angst bricht erst aus, als es Bimsstein zu Hageln beginnt: Lavabrocken, die im Flug blasig-schaumig erstarrt und dadurch leichter als Wasser sind, aber faustgroß oder noch größer, heiß oder glühend. Wer auf der Straße ist, rennt nach Hause oder unters nächste Dach. Dort sieht und hört er fassungslos, wie der Bimsstein sich daran





Für manchen scheint
das Ende fast friedlich
gekommen zu sein

*In der Nacht bebt die Erde
erneut. Das Caldarium der Ther-
men am Forum hält den heftigen
Stößen stand, aber durch das
offene Dachfenster fegt die Asche
in das verlassene Dampfbad.
Draußen auf dem Platz werden
Menschen von Säulen erschlagen.
Alles Flehen zum hier übermän-
nlich dargestellten Gott Merkur,
dem in der Handelsstadt Pompeji
besonders beliebten Patron der
Kaufleute, ist vergebens*



macht, Pompeji zuzuschütten: Einen Meter, zwei Meter schichten sich die Lavabrocken innerhalb weniger Stunden hoch, unter ihrer Last stürzen Dächer ein und erschlagen die Bewohner, andere finden ihre Fenster eingedrückt, ihre Türen blockiert. Auf sieben Kinder in einer steinernen Loggia kramen die Trümmer der oberen Etage.

Die meisten Pompejaner raffen Schmuck und Geld zusammen, viele packen Lebensmittel ein, greifen sich ihre Kinder und suchen nach einem Weg, auf die Bimssteinschicht zu klettern und dem Verderben zu entfliehen – fallend und rempelnd in den Gassen auf dem Weg zum nächsten Stadttor, weg vom Vesuv oder kopflos noch näher heran an ihn, obwohl die Feuer aus ihm lodern und die Donner rollen, während die Erde immer wieder bebt.

Viele der Fliehenden haben sich zum Schutz gegen die prasselnden Steine ein Kissen mit einem Tuch auf den Kopf gebunden. So wird es jedenfalls später aus Misenum westlich des Vesuvs, 30 Kilometer von Pompeji entfernt, berichtet. Plinius der Jüngere, 17 Jahre alt und als Erwachsener ein bekannter Schriftsteller, hat es von dort mitgeteilt; und was die Distanz zu Pompeji seinem Protokoll an Bedeutung raubt, fügt sie ihm dadurch hinzu, dass Plinius aus Misenum berichten kann, aus Pompeji aber keiner mehr. Gegen 13 Uhr sieht er über dem Vesuv „eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt“ – „eine wunderbare Erscheinung“, wie er schreibt.

Aus ihr trommelt heißer Bimsstein auf die Fliehenden,



Am nächsten Morgen sackt die glühende Säule über dem Vesuv in sich zusammen.

Nun quellen giftige Lawinen aus Gas und Asche über den Kraterrand und rasen auf die Ruinen von Pompeji zu. Die nördlichen Viertel erreichen sie zuerst, zerfetzen das Dach der Villa dei Vettii mit deren mythischen Wandmotiven, verbrennen und verstümmeln die letzten Überlebenden. Gegen acht Uhr erreicht der Tod auch den Hafen der Nachbarstadt Stabiae

Wer sich vor der Asche gerettet hat, den vergiftet das Gas





erstickende Dämpfe steigen auf, und kein Hohlräum in der Asche legt Zeugnis davon ab, wie unten in der Stadt gebärm, geschlucht, geschrien, gezetert wird.

Manche erstickten, andere verbrennen oder werden von Lavabrocken erschlagen, wieder andere legen sich erschöpft zum Sterben, wenn sie gestopelt sind, von einer Bö umgeblasen, von den Geschossen des Vesuvs verwundet. „Viele glaubten, es gebe keine Götter mehr und über die Welt sei die letzte, die ewige Nacht hereingebrochen.“ Sie glauben es sogar in Misenum – wo die Leute sich zwar die Asche aus den Kleidern schütteln müssen, aber noch ihren Enkeln davon erzählen können.

Gegen Abend dieses ersten Tages endlich endet der Bimssteinregen. Zweieinhalb Meter dick hat er Pompeji zugedeckt, die meisten Dächer zertrümmer; die Mauern ragen aus einer graugrünen Mondlandschaft. Die meisten Bewohner jedoch

sind noch am Leben, teils in ihren Häusern, teils schon obdachlos auf der Flucht; und da der Vesuv ein paar Stunden lang schweigt, wagen sie sich in der Hoffnung, sie hätten zwar den unerhörten Schaden hinzunehmen und dazu den unbegreiflichen, den übermannshohen Müll – den Untergang ihrer Welt aber hätten sie lebend überstanden. „Vom Vesuv leuchten weite Flammenflächen in der Dunkelheit“, berichtet Plinius aus Misenum.

Nach Bimsstein die Asche

Erst in der Nacht zum 25. August kommt die vollends tödliche Fracht: Der Vesuv beginnt, zusammen mit der Lava giftige Gase auszuspucken, Schwefel- und Chlor-gase vor allem. Der Wind treibt sie über Land. Gegen acht Uhr, als es anderswo längst Tag ist, „dort aber Nacht, dichter und schwärzer als alle Nächte bisher“, schreibt Plinius. „Zerrissen durch jäh Feuergarben, die kreuz und quer hervorschossen“ – an diesem Morgen des Grauens also erreicht die Giftgaswolke Pompeji. Sie dringt durch alle Ritzen und lässt in den Häusern, auf den Gassen, auf den Feldern die meisten derer sterben, die den ersten Schreckenstag überlebt haben.

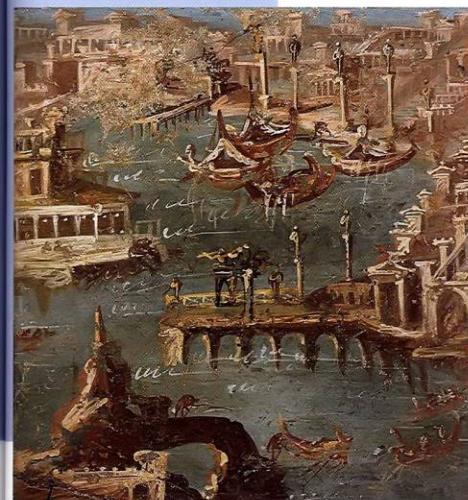
Wie jene kniende Frau, die ein Stück Stoff vor den Mund gepresst hat, offensichtlich in dem Versuch, sich vor dem Gas zu schützen. Sie ist eine von 13 Toten, die in der Nähe des südöstlichen Stadttors, der Porta Nocera, beim Fluchtversuch sterben und in Asche erstarrten – drei Kinder unter ihnen und ein liegender Greis, der sich in einem letz-

ten Aufbäumen auf die Elfenbogen stützt.

20 kommen im Landhaus des reichen Diomedes vor den Toren der Stadt um. Der Hausherr hat sich mit seiner Frau, seinen drei Kindern und 15 Sklaven in den Weinkeller geflüchtet, ein Souterrain mit gläsernen Luken zum Garten. Brot, Obst und andere Vorräte haben sie mit hineunter genommen, Frau und Kinder tragen Goldschmuck, der Mann hat ein Säckchen mit zehn Goldstücken und 88 Silbermünzen bei sich. Für die Zeit des Bimssteinhagels ist der Raum eine rettende Zuflucht, eine Art Luftschatzkeller.

Zugleich erzählen uns die Skelette, dass den Sklaven im Sterben eine ähnliche Chance auf Rettung zuwuchs wie den Herren. Überhaupt erwarben sich unterworfenen und verschleppten Gallier, Germanen, Griechen, Numidier oder ihre in die Sklaverei hineingeborenen Kinder oft das Vertrauen ihres Herrn und waren stolz, gerade ihm zu dienen. Dass die Sklaverei auch in der mildesten Form grundlegende Menschenrechte verletzen könnte, war der Antike ein fremder Gedanke. Niemand focht die Definition des Aristoteles an, dass es Freie und Unfreie von Natur aus gebe, dass Sklaven zu Recht einem anderen gehörten und dessen Befehle willenlos auszuführen hätten.

Nun sitzen die 15 Sklaven des Diomedes mit im Keller und zittern wie alle in ratloser Angst – ja es könnte in Todesgefahr zu jener Überbrückung des Grabens gekommen sein, wie Kleist sie im „Erdbeben von Chili“ schildert, wo Fürsten und Bettler sich helfen, „als ob



das allgemeine Unglück alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte"; oder wie Tolstoi sie in jener Erzählung beschreibt, in der „Herr und Knecht“ sich im Schneesturm gemeinsam zum Sterben betten und einander umarmen.

Tödliche Dämpfe

Doch am Morgen des zweiten Schreckenstages wird die relative Genugtung, in dem wohl ausstaffierten Kellergewölbe aus einem Albtraum erwacht zu sein, zerstört durch die Wolke von Gas und glühender Asche. Der Hausherr und einer der Sklaven wollen die Lage sondieren, sie eilen die Treppe hinauf zur Haustür. Auf der Schwelle erstickt sie, Asche begräbt sie. Die Tochter im Keller stirbt mit dem Kopf in der Tunika, dem letzten Unterschlupf vor den tödlichen Dämpfen, und alle anderen sterben auch.

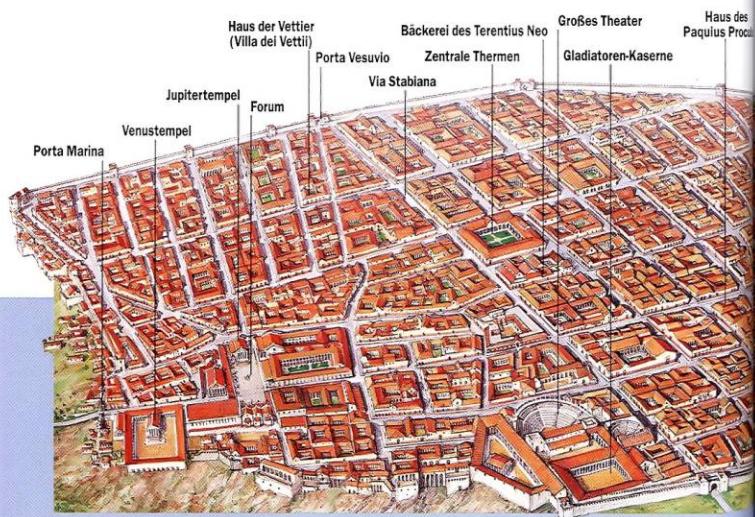
Es sind drei Ströme aus Aschenglut, die der Tragödie

im Lauf des zweiten Tages ihr grausiges Ende setzen. In den Vulkankegel hat die Gewalt der Eruptionen Spalten gerissen, das Gestein zerbricht und schafft dem glutflüssigen Auswurf Platz. Über die Hänge des Vesuv fließt er hinab, von Flammen umzüngelt und mit neuem Gift beladen.

Schon der erste Strom quillt über die Stadtmauer von Pompeji und ergießt sich zwischen die Häuserwände, die aus dem Bimsstein ragen. Der zweite ist stärker, er führt auch entwurzelte Bäume und die Trümmer unterwegs zerstörter Häuser mit, reißt in Pompeji Mauern ein und deckt den

Bimsstein zu. Vermutlich ist es dieser zweite Strom, der die letzten noch Überlebenden verbrennt – solche, die in der Stadt ausgeharrt haben, weil sie die Flucht für das größere Übel hielten, und solche, die vom Bimsstein eingekerkert worden sind.

In einer Kammer mit verrammelter Tür und abge-



Totenstille liegt über Pompeji. Erdstöße rütteln den Gebäudeschutt plan. Keine Spur mehr von Straßen, Arenen und Thermen. 2000 Einwohner sind tot, 18 000 geflohen. Ob es der Bäcker Terentius Neo und seine Frau geschafft haben, ist nicht überliefert. Das Fresko zeigt sie in der Pose von Gelehrten. Vielleicht wurden auch sie 1800 Jahre später noch einmal abgebildet – in Gips



dichteten Fenstern liegen die Leichen zweier Männer und eines Kindes, im Stall neben einer Backstube die Skelette von sechs Eseln. Die waren dazu da, im Kreis herum den Göpel zu ziehen, den Drehbalken, mit dem das Korn gemahlen wurde.

Im Atrium eines Hauses hat ein angeketteter Hund

versucht, auf den Bimsstein zu klettern; nach verzweifeltem Kampf ist er verschüttet worden, auf dem Rücken liegend. Im „Haus der Vestallinen“ sind Mensch und Hund in einer Kammer eingeschlossen, und die Skelette zeigen, dass der Hund begonnen hatte, die Leiche seines Herrn zu fressen.

Keiner jedenfalls hat die dritte Welle überlebt: eine glühende Lawine, die mit mehr als sieben Kilometer pro Stunde durch die Geisterstadt gedonnert sein muss, gemessen an den Metern, um die sie Mauern versetzt, und den zwei Skeletten, die zerschmettert in einer Gasse liegen.

Schließlich fällt noch ein Aschenregen auf Pompeji nieder, weiß wie Schnee. 30 Zentimeter dick lagert er sich ab – das Leinentuch auf der vitalen, der fröhlichen Stadt. Und dann stürmt es wieder und bläst die Asche durch die letzten Ritzen, und weitere Erdstöße schütteln die Ruinen, und die Asche backt zusammen und hilft die Formen schaffen, aus denen heute die gipsernen Leichen starren.

Der Vesuv rumort und spuckt noch einen dritten Tag lang. Erst am vierten, dem 27. August des Jahres 79, zeigt sich die Sonne wieder und beleuchtet ein gestorbene Land.

Schon bald aber sind in ihm die Wühlmäuse zugange. Wo immer auf den Feldern rund um Pompeji die Asche nur noch lauwarm ist und wo ein Arm, ein Fuß aus ihr ragen, werden Leichen geborgen oder ausgeraubt, denn ein Säckchen mit Geld und Schmuck hat fast jeder freie Mann vor der Flucht an sich genommen.

Dort, wo einst Pompeji pulsierte, zeigen Mauern immer noch den Ort der Häuser an, sofern sie höher als vier Meter und nicht von den Ascheströmen umgerissen worden sind – und so kann mancher, der früh genug und weit genug geflohen oder zufällig nicht in Pompeji gewesen war, sein Haus wieder-

finden und sich dort durch Asche und Bimsstein graben, auf der Suche nach Wertsachen oder den Leichen seiner Angehörigen; und mancher wird dabei verschüttet.

Kaiser Titus schickt eine Kommission, die nach Kultgegenständen und wertvollen Statuen fahndet und ein paar auch findet. Dann entscheidet sie, dass Pompeji begraben bleiben soll. Nun erst ist die Stadt verschwunden – und bleibt es mehr als anderthalb Jahrtausende lang.

Der nächste Ausbruch

Auf der Asche bildet sich allmählich eine Humusschicht. Bauern nehmen den neuen Boden in Besitz, und da sie beim Hacken und Pflügen immer wieder auf Mauerreste stoßen, ahnen sie etwas von einer verschollenen Stadt unter ihren Füßen und nennen das Land so – *la civita*.

Als 1631 der Vesuv wieder Feuer speit, so schlimm wie im Jahre 79 n. Chr. und noch mehr Menschen umkommen, taucht in Neapel die Frage auf, ob die Civita vielleicht jenes Pompeji sei, von dessen Untergang Plinius und andere berichtet haben. 1689 durchstoßen Brunnenbohrer zum erstenmal die Gesteinschichten, finden die Inschrift „Pompeii“ und entfachen unter den Gelehrten einen Streit, ob es sich wirklich um die verruchte Stadt oder nicht vielmehr um eine Villa des Pompeius handelt, des unterlegenen Caesar-Gegners.

Für Karl III., den in Neapel residierenden König von Neapel und Sizilien, reichen die Gerüchte, um 1748 einen spanischen Ingenieur mit ei-



ner systematischen Schatzsuche in der Lava-Landschaft zu beauftragen. Dabei stoßen die Suchtrupps in einem der drei Theatern von Pompeji vor und fördern Statuen, Gemälde, Gold und Schmuck zutage; die stellt der König aus und lässt sie von seinen Gästen bewundern.

1758 besucht der preußische Bibliothekar Johann Joachim Winckelmann, der berühmteste lebende Kenner der antiken Kunst, die Grabungsstätte, und da er mehrere Schriften über die Funde publiziert und der Kardinal Alessandro Albani ihn überdies bald darauf zum Aufseher seiner berühmten Altertümern-Sammlung in Rom macht, findet sein Urteil in ganz Europa Widerhall: Ja, dies ist Pompeji, und so lohnt es sich und so gehört es sich, die Schatzsuche in eine wissenschaftliche Grabung zu verwandeln.

Doch mit der sollte es noch gute Weile haben. Im März 1787 findet der weimarische Geheime Rat

Dr. von Goethe Pompeji in einem „wüsten Zustand“ vor und ist über die Enge und Kleinheit der Stadt verwundert. „Schmale Straßen, kleine Häuser ohne Fenster... Die Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs heiterste gemalt... Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumifizierten Stadt“ habe er sich erst in einer Laube am Meer wieder aus dem Gemüt gewaschen.

Zwei Tage später allerdings notiert Goethe über denselben Besuch: „Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens wert“ – und dazu stellt er die kühne These: „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte...“

Unter französischer Herrschaft (1798 bis 1815) blüht Neapel auf. Joseph Bonaparte, Napoleons ältester Bruder, stellt für die Ausgrabung von Pompeji zeitweilig mehr als 100 Arbeiter zur Verfügung. Erst 1860 aber, als Italien unter Viktor Ema-

nuel II. geeint ist, ergreift mit dem neuen Grabungsleiter Giuseppe Fiorelli die Wissenschaft von der Stadtmumie Besitz und zusammen mit ihr endlich auch ein Quantum Arbeitsökonomie.

Ein zweiter Untergang?

Fiorelli legt ein Raster auf die Ruinen und nummeriert alle Gebäude durch. An die Stelle der höfischen Protokolle über die Besuche hoher Herren setzt er ein Grabungsbuch. Zugleich beginnt er den mehr als 100 Jahre lang getüfteten Unfug, den Schutt aus einem leergeräumten Haus einfach in die nächste Straße, die nächste Ruine zu schaufeln: Er sorgt für den Abtransport und verbindet zum ersten Mal die freigelegten Häuser miteinander. Und 1863 hat er seine Königsidee: die von Leichen

gebildeten Hohlräume in der Asche mit Gips auszufüllen und uns so die Menschen von einst zu zeigen in ihrem Todeskampf.

Heute drängen sich an die zwei Millionen Besucher pro Jahr durch die alten Gassen. Die Touristen hinterlassen Müll in allen Winkeln, und viele suchen nach einem noch nicht entwendeten Souvenir, am liebsten einem Stückchen Mauer mit einem Graffito darauf. Der Konserverierung des Freilichtmuseums wäre, schmerzlich zu sagen, mit der Aussperrung aller Neugierigen am besten gedient.

Aber was wäre das dann für ein Museum? Und sind nicht die Eintrittsgelder bitter nötig, damit das Ruinenfeld wenigstens leidlich instand gehalten werden kann? Für weitere Grabungen fehlen ohnehin die Mittel. Die Aufseher, in fünf Gewerkschaften organisiert, halten sich für unterbezahlt und streiken oft.

Natürlich: Schon mit der Ausgrabung hatte unvermeidlich der Verfall begonnen. Die Mauern, des stützenden Vulkangestein beraubt, der Verwitterung preisgegeben und inzwischen oft von den Wurzeln junger Bäume unterhöhlt, bröckeln, viele sind vom Einsturz bedroht.

Und das heißt: Falls wir auch unseren Nachkommen jene Freude machen wollen, die Goethe allen gönne – dann sollten wir jenes Drittel der Stadt, das noch im Griff des Vulkanaustrufs liegt, am besten einfach so liegen lassen, für ein Jahrtausend zum Beispiel oder mehr.

Wolf Schneider, 75, lebt als Autor auf Mallorca. Eine Auswahl seiner GEO-Reportagen ist unter dem Titel „Am Puls des Planeten“ bei Hoffmann und Campe erschienen.

Für die Nachwelt ist das Inferno von damals ein Glücksfall

Pompeji ist die am besten erhaltene Stadt der Antike. Dank der Asche blieben nicht nur einmalige Zeugnisse römischer Malerei erhalten, sie konservierte sogar Details wie die letzte Eier-Mahlzeit der Isis-Priester



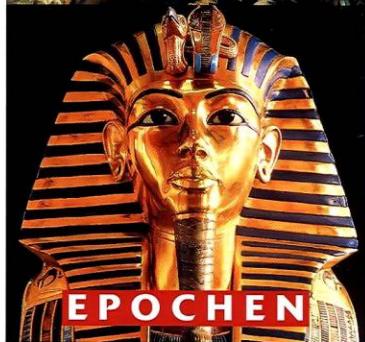
GESCHICHTE hat viele Gesichter. Entdecken Sie jetzt, was dahinter steckt:

Das neue G/GESCHICHTE – jeden Monat so spannend und farbig, dass Geschichte für Sie lebendig wird. Entdecken Sie jetzt jeden Monat ein neues, spannendes Kapitel der Weltgeschichte, das wir Ihnen **AUSFÜHLICH** in packenden Berichten mit zeitgenössischen Bildddokumenten präsentieren.

Darüber hinaus finden Sie jetzt in G/GESCHICHTE zwei weitere attraktive Themenbereiche: Verblüffende Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart eröffnet Ihnen zum einen das Monatsthema **AKTUELL** mit historischen Hintergründen zu den Schlagzeilen von heute. Zum anderen stellen wir Ihnen unter dem Thema **PORTRÄT** große historische Persönlichkeiten der Weltgeschichte in ausführlichen Biografien vor.

**Wenn Sie jetzt drei Monate lang
das neue Magazin G/GESCHICHTE
kennen lernen
möchten, ...**

• • • dann machen wir Ihnen
ein interessantes Angebot:
Testen Sie **drei Ausgaben von
G/GESCHICHTE – zum günstigen
Vorzugspreis mit 37% Ersparnis**
(14,70 DM statt 23,40 DM),
Ihr Dankeschön, das exklusive
Schreib-Set, inklusive.



Ihr DANKESCHÖN

Das exklusive G/GESCHICHTE Schreib-Set,
bestehend aus Füllfederhalter, Kugelschreiber
und formschönem Etui, dürfen Sie in jedem
Fall behalten.

Coupon ausfüllen, abtrennen, auf eine Postkarte kleben
oder im Kuvert einsenden an: Weltbild Verlag GmbH,
G/GESCHICHTE, Steinerne Furt, 86128 Augsburg

KENNENLERN-TICKET

JA bitte, Ihre Einladung 3 x das neue G/GESCHICHTE kennen und schätzen zu lernen, nehme ich gerne wahr.

Im Vorzugspreis von nur 14,70 DM (statt 23,40 DM) ist mein Dankeschön inbegriffen. Wenn mir G/GESCHICHTE gefällt und ich Ihnen nicht bis spätestens 10 Tage nach Eintreffen des 3. Heftes schriftlich absage, senden Sie die regelmäßige monatliche Lieferung von G/GESCHICHTE fort – frei Haus zum günstigen Abo-Preis von nur 6,80 pro Heft statt 7,80 im Einzelkauf (12 Ausgaben im Jahr). Ich habe das Recht, den Bezug jederzeit zu beenden. Mein Dankeschön, das exklusive Schreib-Set, darf ich in jedem Fall behalten.

Name/Vorname _____

Straße/Haus-Nr. _____

PLZ/Ort _____ X _____

Datum _____ Unterschrift _____

Weltbild Verlag GmbH, G/GESCHICHTE, Steinerne Furt, 86128 Augsburg

901 008 1

Die Herren des Imperiums

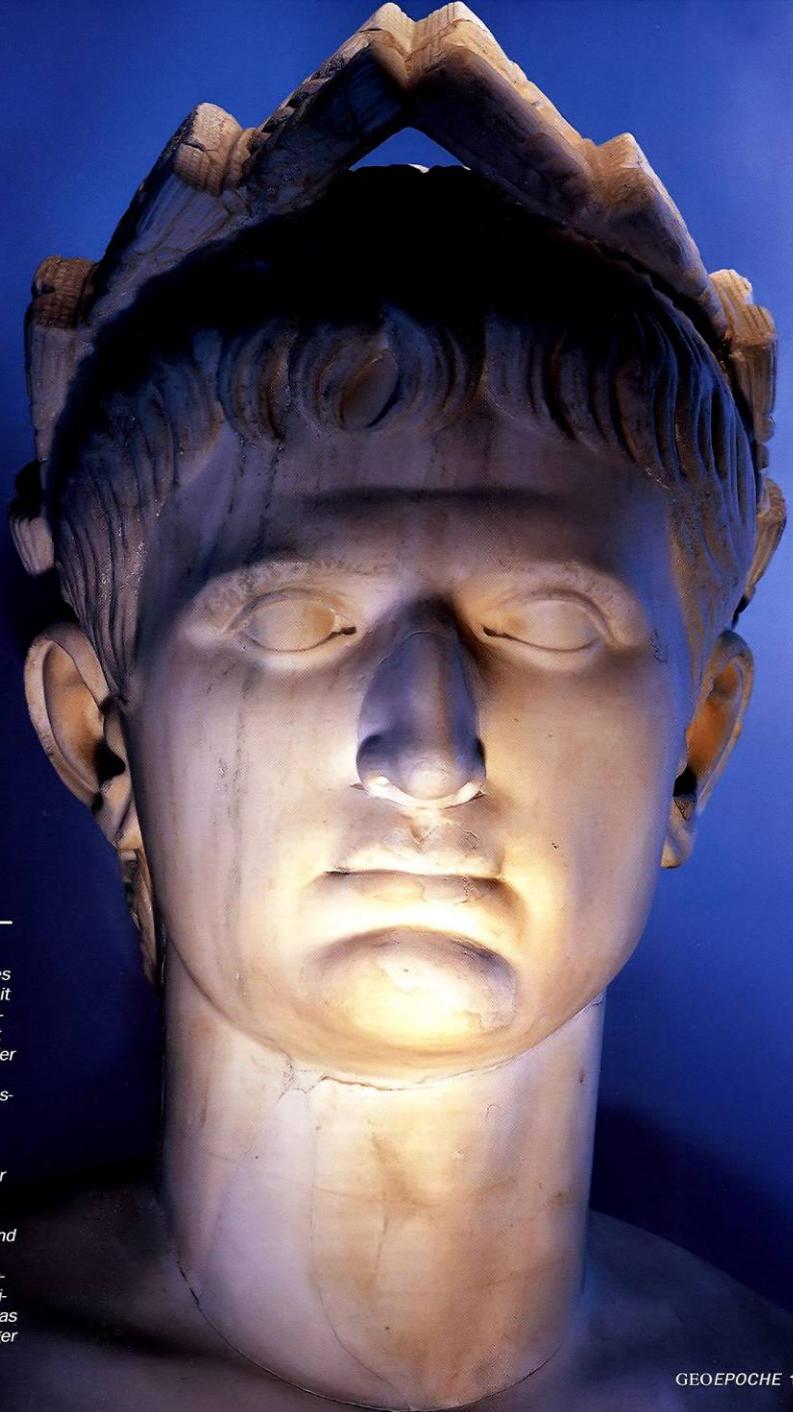
Fünf Jahrhunderte lang, von 27 v. bis 476 n. Chr., regierten Philosophen und Despoten, Gelehrte und Größenwahnsinnige, Strategen und Dilettanten das riesige Reich. Der Kaiser war höchster Politiker, oberster Richter und militärischer Oberbefehlshaber. Doch nie konnte er seiner Macht sicher sein, denn meuternde Truppen oder mörderische Rivalen bedrohten fast immer sein Leben

Der Erste: Augustus 27 v. Chr. – 14 n. Chr.

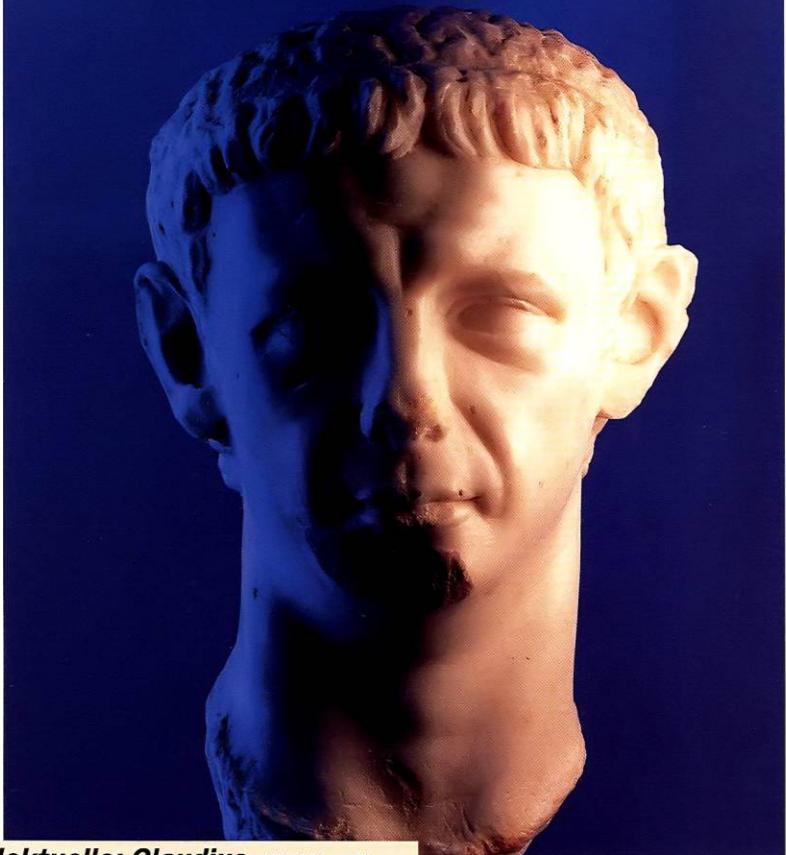
Augustus gelingt, woran Caesar scheitert: Er macht sich das Imperium untertan – und das mit wachsender Zustimmung von Volk und Senat. Er wird Prinzeps – nicht König, nicht Diktator, sondern „Erster unter Gleichchen“, der sich seine Macht vom Senat übertragen lässt. Damit tarnt er seine Monarchie und erhält die Republik scheinbar am Leben, obwohl sein Prinzipat in Wahrheit deren Ende markiert.

Der Adoptivsohn Caesars verbirgt seine Machtgier

unter dem Vorwand, Rache für dessen Ermordung zu nehmen. Als ihn im Frühjahr 44 v. Chr. die Nachricht von Caesars Tod erreicht, schart Octavian – der spätere Augustus – Caesars Veteranen um sich und erpressst im Senat das ranghöchste Stimmrecht sowie die militärische Befehlsgewalt. Gemeinsam mit Caesars Vertrautem Mark Anton und dem General Lepidus bildet Octavian einen Dreierbund, der die Gegner Caesars endgültig besiegt. Doch schon bald drängt Octavian Lepidus zum Rücktritt, denunziert Mark Anton und schlägt ihn schließlich 31. v. Chr. Damit ist der seit 100 Jahren andauernde Bürgerkrieg beendet. Aus dem Revolutionär, der Tausende politischer Gegner beseitigen ließ, wird jetzt der besorgte Patron Rom. Am 13. Januar 27 legt Octavian seine Vollmachten in die Hände des Senats zurück: ein kluger Schachzug des 35-Jährigen, denn viele Senatoren wissen genau, dass ohne seine Truppen der labile Frieden gefährdet ist. Ihnen bleibt gar nichts anderes



übrig, als den Imperator um den Schutz des Staates zu bitten und ihn wieder mit alter Machtfülle auszustatten. Doch Oktavian meidet jeden äußeren Anschein der Allmacht: Er hat Caesars Schicksal – der den Senatsadel unterschätzte hatte – nicht vergessen. Den Ehrennamen Augustus („Der Erhabene“) nimmt er vom Senat jedoch an. Seine umsichtige Politik führt zu wirtschaftlicher und kultureller Blüte. Und obwohl Augustus stets Attentate befürchtet, stirbt er einer natürlichen Todes – was manchem seiner Nachfolger nicht vergönnt sein wird.



Der Intellektuelle: Claudius 41–54 n. Chr.

Kaiser wird Claudius wahrscheinlich nur deshalb, weil man ihn für harmlos und unbedarf hält – denn so überlebt er die Schreckensherrschaft seines Neffen Caligula. Er stottert, hinkt und sabbert von Kindesbeinen an. Sein Stief-Großvater Augustus und dessen Nachfolger Tiberius schämen sich seiner und halten ihn von der Öffentlichkeit fern. So hat Claudius Zeit zu lesen, zu forschen und mehrere Bücher über römische, etruskische und karthagi-

sche Geschichte zu verfassen. Als Caligula am 24. Januar 41 ermordet wird, ist der 50 Jahre alte Claudius der einzige erwachsene männliche Nachfahre des julisch-claudischen Geschlechts. Die Prätorianer, die Leibgarde der römischen Kaiser, rufen ihn zum Imperator aus – und der Senat stimmt zu. Zum Erstaunen vieler erweist sich der Bücherwurm als hervorragender Staatsmann. Er knüpft erfolgreich an die Politik des Augustus an, versöhnt den Senat durch Begnadigung vieler unter Caligula Verurteilter und beteiligt ihn demonstra-

tiv an seinen Entscheidungen. Er schlichtet einen langjährigen Streit zwischen Griechen und Juden in Alexandria, erobert den Süden Britanniens sowie das heutige Mauretanien und sichert die Donaugrenze. Die eigentliche Bedrohung für seine Herrschaft aber erkennt der intellektuelle Claudius nicht: seine Frauen, die ihm zum Verhängnis werden. Messalina betrügt ihn und verhöhnt ihn öffentlich, als sie mit ihrem Liebhaber eine Hochzeit zelebriert. Narcissus, ein Sekretär des Kaisers, lässt

Messalina daraufhin töten. Kurz darauf heiratet Claudius seine Nichte Agrippina, adoptiert deren Sohn Lucius Domitius Ahenobarbus – und besiegt damit sein Schicksal. Denn Agrippina geht es nur um eines: Ihr Sohn soll auf den Thron. In der Nacht zum 13. Oktober 54 stirbt Claudius, nachdem er ein Pilzgericht zu sich genommen hat. Wenige Stunden später ist Agrippina am Ziel und ihr Sohn Imperator – der Nachwelt besser bekannt als Nero.



Der Verrückte: Nero 54–68 n. Chr.

Neben Caligula ist Nero der wohl unfähigste und wahnwitzigste Imperator in der Geschichte Roms. Nach dem mysteriösen Tod des Kaisers Claudius besticht dessen Witwe Agrippina die Prätorianer, damit die ihren Sohn Nero zum Imperator ausrufen – und nicht Britannicus, den eigentlichen Erben. Der überraschte Senat fügt sich.

Anfangs führen Agrippinas Berater – durchaus respektabel – die Staatsgeschäfte, während der 17-jährige Nero in Gesang, Dichtung und Lyraspiel dilettiert und ers-

te Anzeichen von Cäsarenwahn erkennen lässt. Er ist habgierig, hemmungslos, verschwendungsüchtig – und vor allem grausam.

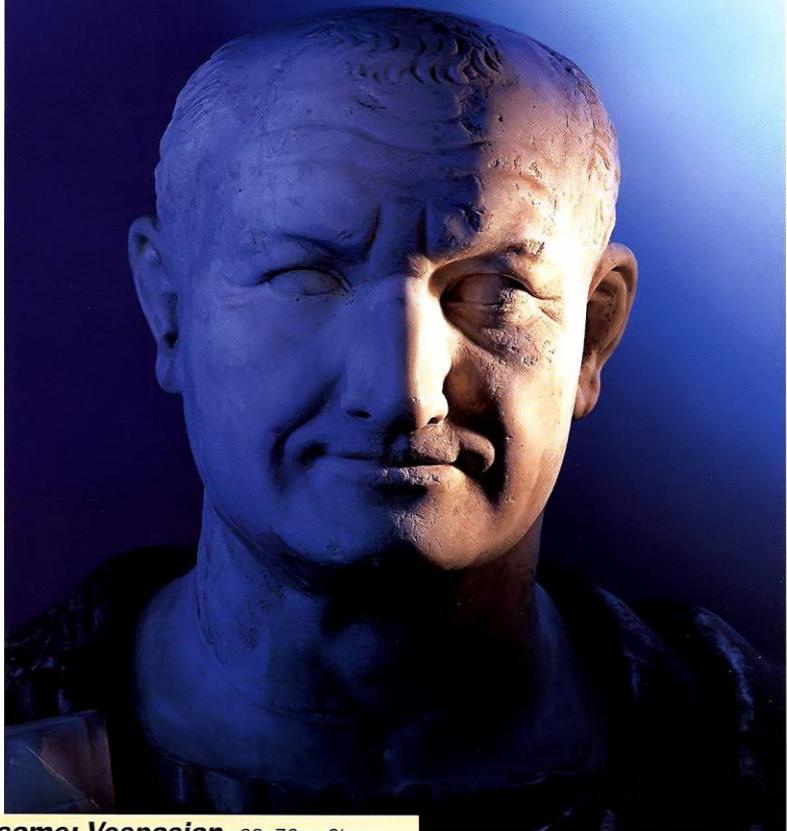
Nach und nach lässt er seinen Stiefbruder, seine Mutter und seine mit ihm verheiratete Stiefschwester umbringen. Seine zweite Frau stirbt an den Folgen eines Fußtritts, den er der Schwangeren in den Bauch versetzt hat.

Als Rom im Sommer 64 brennt, gerät der neuabwütige Kaiser selber in Verdacht, doch geschickt macht er die Christen zu Sündenböcken. Er lässt sie in Tierfelle einnähen und von Hun-

den zerfleischen – oder bei lebendigem Leib anzünden, um mit diesen „Fackeln des Nero“ die kaiserlichen Gärten zu erleuchten.

Er beginnt den Bau der Domus Aurea, einer riesigen Palastanlage im Zentrum Roms. Aus den Decken der Säle regnen Blumen, tropft Duftöl. Umgeben von Kunstwerken, Gold und Edelsteinen bemerkt Nero: „Jetzt endlich fange ich an, wie ein Mensch zu wohnen.“ Seine Prunk- und Bausucht stürzen das Reich in eine Finanzkrise. Die Provinzen werden ausgepresst, Tempelschätze requiriert;

in Britannien und Judäa kommt es zu Aufständen: Der Despot wird zur Gefahr. Im Jahre 68 ruft C. Iulius Vindex, Statthalter in Gallien, zu Neros Sturz auf. Sein Kollege in Spanien schließt sich an, und selbst die Prätorianer wenden sich gegen den Imperator. Der Senat erklärt ihn zum hostis, zum Staatsfeind. Nero ist am Ende. „Was für ein Künstler geht mit mir zugrunde!\", seufzt er noch. Dann stößt er sich den Dolch in die Kehle.



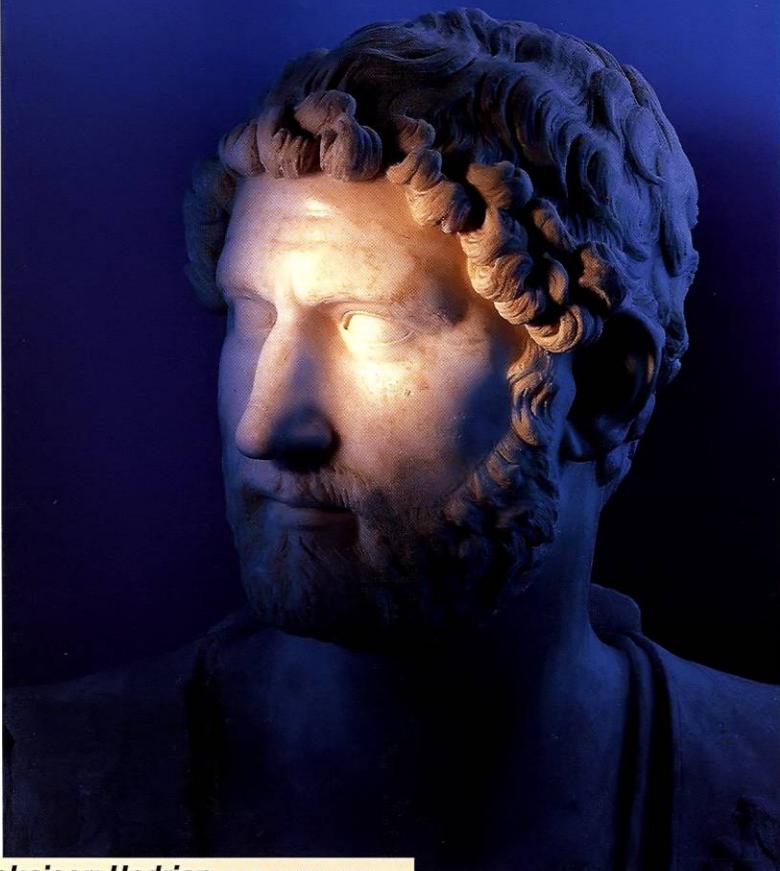
Der Sparsame: Vespasian 69–79 n. Chr.

Gezahls schimpft man ihm, und das Geld hält Titus Flavius Vespasianus tatsächlich zusammen. Muss er auch, denn Rom hat hohe Schulden. Also hebt Vespasian Steuervergünstigungen auf und ist bei Erschließung neuer Finanzquellen sehr erfinderrisch – etwa bei der Einführung einer Latrinenabgabe (Geld, so der Imperator, stinkt nicht). Zuvor hatten die Gerber ihren ätzenden Rohstoff kostenlos aus den öffentlichen Bedürfnisanstalten beziehen können.

Aber Sparsamkeit und Einfallsreichtum sind nur zwei seiner Talente. Schon während er sich morgens ankleidet, empfängt Vespasian die ersten Bittsteller – und hat bereits seine Korrespondenz erledigt. Mit Fleiß, Umsicht und Strenge saniert er das Imperium, das Nero mit seiner Verschwendug und dessen alle nur kurz regierenden Nachfolger Galba, Otho und Vitellius in blutigen Bürgerkriegswirren beinahe ruiniert haben. In den chaotischen ersten Monaten jenes Schicksalsjahrs 69 hatte Vespasian – zur Niederschlagung eines

Aufstands der Juden nach Palästina befohlen – das römische Geschehen aufmerksam aus der Ferne beobachtet. Und mächtige Bündnispartner gefunden: Mit Unterstützung des Präfekten von Ägypten und des Statthalters von Syrien, die wohl beide die Zustände in der Hauptstadt leid waren, zog er noch im selben Jahr mit seinen Truppen nach Rom. Kaiser Vitellius wurde während der folgenden Kämpfe im Dezember erschlagen, und ein paar Tage später übertrug der Senat Vespasian sämtliche Ehren

und Vollmachten eines Prinzeps auf einmal. Damit wurde der 60-Jährige ohne Einschränkung römischer Herrscher. Der Begründer der flavischen Dynastie entwickelt sich zu einem der besten Kaiser des Imperiums. Auch seine Sparsamkeit sollte sich auszahlen: Die Staatsfinanzen erhöhen sich so sehr, dass sie sogar für große Bauvorhaben reichen – in Rom zum Beispiel für das Kolosseum.



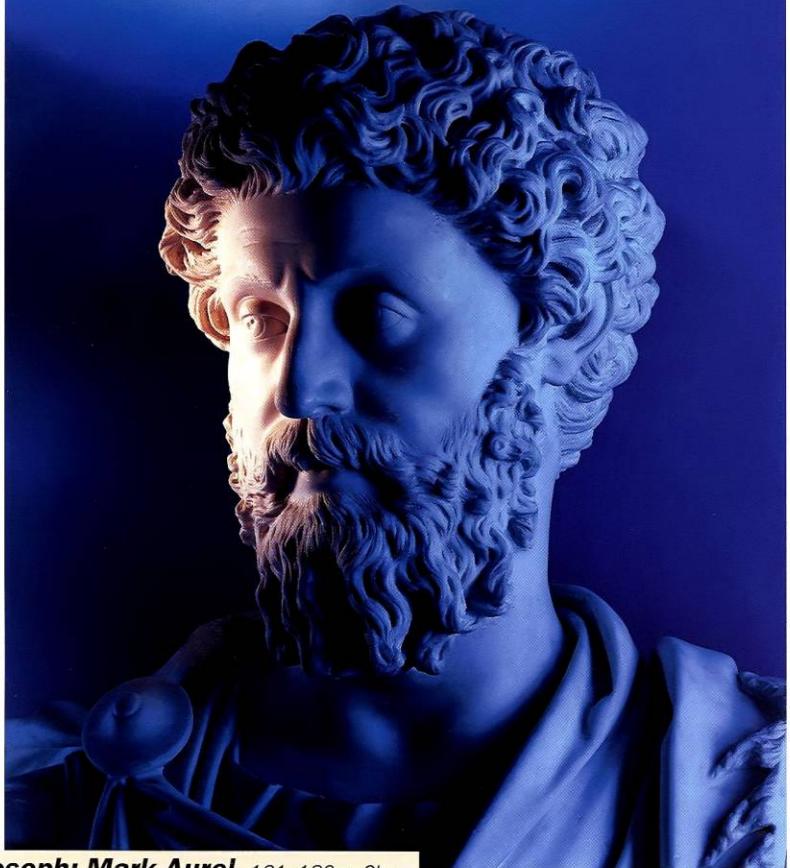
Der Reisekaiser: Hadrian 117–138 n. Chr.

Als Kaiser Trajan (siehe Seite 142) Anfang August 117 stirbt, ist das Imperium so groß wie nie zuvor: Die Legionen stehen von Britannien bis an den Persischen Golf. Trajans Adoptivsohn und Nachfolger Hadrian beendet das seit fast 900 Jahren andauernde Wachstum Roms. Zum Missfallen expansionslüsterner Senatoren propagiert der 41-jährige Imperator „Frieden“ und „Eintracht“ – und gibt gerade erkämpfte Gebiete östlich des Euphrat wieder auf: Weder Geld noch Legionäre reichen aus, sie zu halten.

Hadrians Ziel ist die Konsolidierung. Mehr als die Hälfte seiner Regierungszeit verbringt der gebürtige Spanier auf Reisen. Kein Kaiser sieht mehr von seinem Imperium, keiner kontrolliert die Einsatzbereitschaft der Legionen und den Zustand der Provinzen so genau wie er. Harter Drill verdrängt den Schlendrian. Das römische Britannien lässt der Imperator durch einen 118 Kilometer langen Wall gegen Norden hin sichern, in Germanien den Limes ergänzen. Er lässt Städte gründen, Wasserleitungen, Straßen, Tempel und Theater bauen.

Am 10. Juli 138 stirbt Hadrian. Er hinterlässt ein geordnetes Staatswesen, einen wohlvorbereiteten Nachfolger (Antoninus Pius) und großartige Bauwerke wie sein Mausoleum in Rom, seine riesige Villa bei Tivoli und das Pantheon. Und doch verweigern die Senatoren ihm anfangs die für „gute“ Kaiser übliche Vergöttlichung – vermutlich, weil sie Hadrian den (wohl von Trajans Witwe inszenierten) Aufstieg zum Imperator sowie von ihm befohlene politische Morde nicht vergessen haben.

Auch unter heutigen Historikern ist Hadrian umstritten. Für die einen war er ein „Wohltäter der Menschheit“, für die anderen ein „blutiger Tyrann“. Und als hätte er die düsteren Züge seines Bildes in der Nachwelt vorausgeahnt, verfasste Hadrian ein überaus skeptisches Totengedicht: „Seele, du schweifende Wandelnde / des Körpers Gast und Begleiter / Wo wirst du wohnen? An jenem Ort / düster, kalt und bleich – / und niemals wirst du, wie einst, Scherze machen.“



Der Philosoph: Mark Aurel 161–180 n. Chr.

Nicht mehr und nicht weniger als ein Philosoph will der Junge werden, der am 26. April 121 in Rom geboren wird. Schon als Zwölfjähriger entsagt Mark Aurel dem Luxus, schläft auf dem Boden, strebt nach einem Leben im Einklang mit der Natur. Und tatsächlich wird aus ihm ein Philosoph, noch dazu einer auf dem Kaiserthron. Mark Aurels aufgewecktes Wesen ist schon Hadrian aufgefallen. Auf dessen Wunsch adoptiert Hadrians späterer Nachfolger Antoninus Pius den 16-Jährigen.

Er fördert dessen Studien, beteiligt den jungen Intellektuellen an den Regierungsgeschäften und gibt ihm seine Tochter zur Frau. Nach dem Tod des „Friedenskaisers“ und Adoptivvaters übernimmt Mark Aurel gemeinsam mit seinem Bruder Lucius Verus die Herrschaft. Zum ersten Mal erlebt das Römische Reich ein doppeltes Kaisertum – bis der Bruder 169 an einem Schlaganfall stirbt. Da führt Mark Aurel bereits seit acht Jahren Krieg. Ausgerechnet der sanfte Philosoph, der Schaukämpfe verabscheut und den Gladiatoren scharfe Waffen verbie-

tet, muss während seiner gesamten Regierungszeit alle wichtigen Grenzen des Reiches im Kampf verteidigen – gegen Parther, Britanier, Markomannen und Quaden, gegen Syrer, Armenier und Ägypter. Nur gegen den „Schwarzen Tod“ ist er machtlos. Im Jahr 166 haben die siegreich aus dem Partherkrieg heimkehrenden Legionen die Pest im Marschgepäck; etwa zehn Prozent der Reichsbevölkerung werden die Epidemie nicht überleben.

Am 17. März 180 empfiehlt Mark Aurel, dem Tode nahe,

seinen 18-jährigen Sohn Commodus als Nachfolger – und bricht so aus blinder Vaterliebe mit der bewährten Nachfolgeregelung durch Adoption, die dafür sorgen soll, dass der Tüchtigste aller Kandidaten auf den Thron gelangt. „Denke stets daran... ein guter Mensch zu werden“, lautet ein Kernsatz Mark Aurels in den „Selbstbetrachtungen“, seinem großen philosophischen Werk. Doch Commodus denkt an etwas ganz anderes.



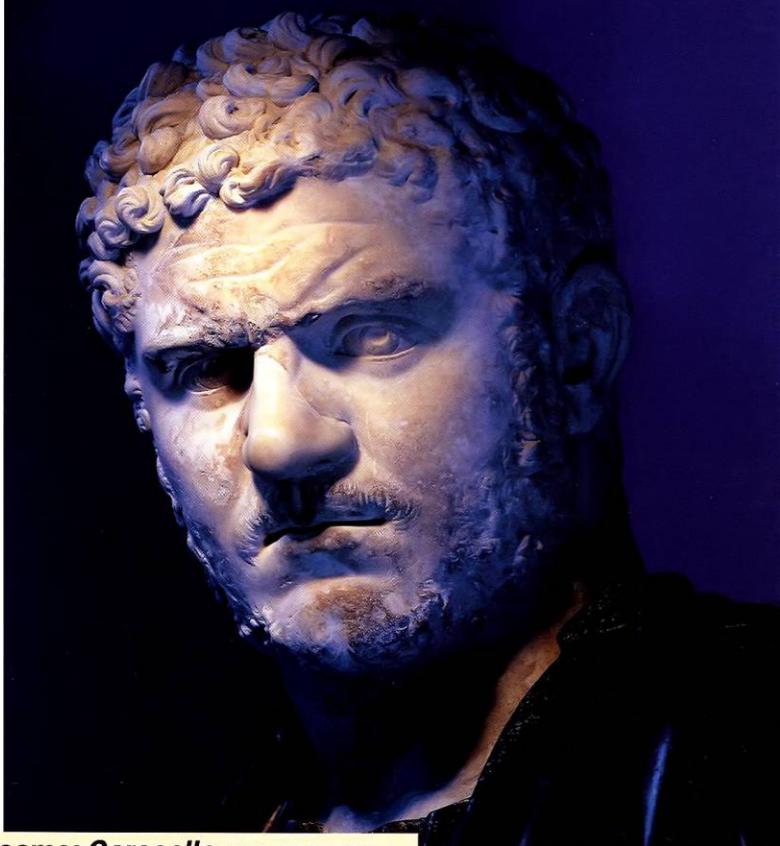
Der Gladiator: Commodus 180–192 n. Chr.

Ausgerechnet der Sohn und Nachfolger des vorbildlichen Mark Aurel verstört Rom durch Herrschaftsucht, lässt selbst Vertrauten und Gefolgsleute umbringen, verachtet die alten Sitten, indem er als gemeinsamer Gladiator vor der Plebs in die Arena steigt, und tritt vorzugsweise als Herkules, als Halbgott, verkleidet auf. Im Blutrausch soll Commodus sogar Menschen geopfert haben. Dabei beginnt er sein Amt durchaus vielversprechend und beendet unverzüglich

den Krieg seines Vaters mit den Markomannen und Quaden. Grenzsicherung lautet sein Prinzip der Außenpolitik – auch wenn dies vor allem die Politik seiner Berater ist, denn schon bald ist Commodus von seinen Amtsgeschäften gelangweilt und widmet sich lieber Gladiatorenkämpfen und Wagenrennen. Die Prätorianerpräfekten, die Anführer der Leibwache, nutzen dies aus und bauen durch Ämterverkäufe und Günstlingswirtschaft eine Schattenherrschaft auf – was freilich nicht ungefährlich ist, denn Commodus lässt sie kurzerhand ermord-

den, wenn sie ihm zu mächtig werden. Dabei geht es dem Imperium gar nicht mal schlecht. Die Steuern bleiben moderat, und für den Getreideimport aus Afrika wird eine eigene Flotte eingerichtet. Zwischen seinen Vergnügungen findet Commodus durchaus Zeit, sich ums einfache Volk zu kümmern: Bittgesuchen selbst geringster Bürger aus den Provinzen kommt er nach. Den Senat allerdings schaltet er – als erster Kaiser überhaupt – von den Regierungsgeschäften

praktisch aus, weshalb die Senatoren mehrere Verschwörungen gegen ihn ansetzen. Er überlebt sie alle. Doch dann hat er selbst in seiner engsten Umgebung jeden Kredit verspielt: Aus Furcht um ihr eigenes Leben lassen seine Konkubine Marcia, sein Kämmerer Eclectus und der Prätorianerführer Laetus den 31-Jährigen am letzten Tag des Jahres 192 von seinem Gladiatorentrainer erdrosseln – einem seiner letzten Vertrauten.



Der Grausame: Caracalla 211–217 n. Chr.

Im Jahre 212 legt Caracalla den Grundstein dafür, dass ihn die Nachwelt bis heute nicht vergessen hat: Er stiftet den Römern riesige Thermen für mehr als 1500 Badelustige, und er verleiht allen freien Einwohnern des Imperiums das römische Bürgerrecht. Aber das ist auch schon alles an Positivem, das über ihn zu berichten ist.

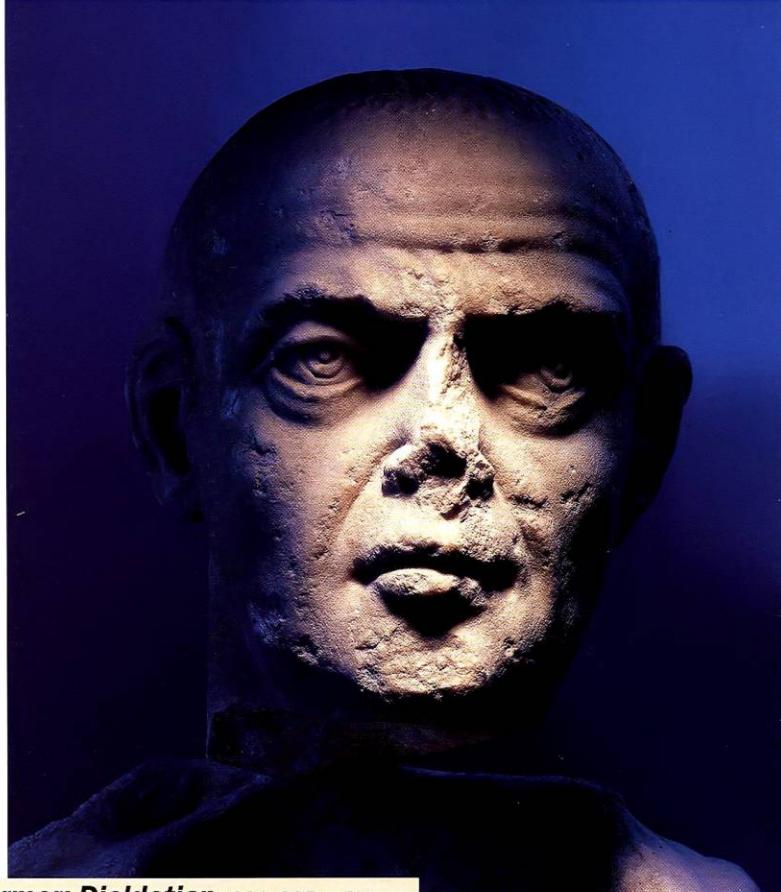
Mit 22 Jahren tritt er am 4. Februar 211 gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Geta die Nachfolge des Vaters Septimius Severus an. Von Anfang an kämpfen bei-

de erbittert um die Macht und versuchen einander zu vergiften. Kurz darauf wird Geta von Handlangern Caracallas erstochen – der erklärt dem Senat, er habe in Notwehr gehandelt. In den folgenden Wochen lässt er Getas Freunde, Anhänger, ja sogar dessen bevorzugte Athleten und Tänzer ermorden – insgesamt angeblich 20 000 Menschen. Die Loyalität seiner Legionen aber muss sich der Tyrann erst erkauen. Er erhöht ihren Sold und finanziert diese Ausgabe dadurch, dass er 212 nahezu jedem Bewohner des Imperiums das Bürgerrecht

verleiht und die damit verbundene Erbschaftssteuer anhebt.

Zwei Jahre später bricht er gen Osten auf: Er sieht sich in der Nachfolge Alexanders des Großen und will dessen Großreich wieder erstehen lassen. Caracalla trägt Sandalen wie Alexander, bemüht sich, dessen Körperrhaltung nachzuahmen, und versucht wie dieser, eine mesopotamische Prinzessin zu heiraten: die Tochter eines Partherkönigs. Doch der verweigert ihm die Braut. Wutentbrannt

schändet der Zurückgewiesene, der in Alexandria bereits Tausende von Menschen hat umbringen lassen, weil sie ihm angeblich den Respekt versagten, die parthischen Königgräber. Ehe der Wahnsinnige auch noch Krieg gegen die Parther beginnen kann, bereitet der Prätorianerführer Macrinus dem Schrecken ein Ende. Am 8. April 217 lässt er Caracalla erstechen – während der sich gerade in einem Gebüsch erleichtert.



Der Reformer: Diokletian 284–305 n. Chr.

Es ist eine turbulente Zeit, in die der Mann aus Dalmatien hineingebohren wird – eine Ära, in der aus Bauernjungen und Legionären Herrscher werden. Wie die Soldatenkaiser vor ihm macht er in der Armee Karriere und dient sich hoch. Als Kaiser Numerian unter mysteriösen Umständen stirbt, rufen die Offiziere im November 284 den Tüchtigsten von ihnen zum Nachfolger aus – Diokletian. Ein halbes Jahr später ist auch der letzte Rival ausgeschaltet und der 41-Jährige Alleinherrscher.

Doch das Imperium taumelt: Alamannen, Franken und Perse bedrohen die Grenzen, und die Armee kann auch für andere den Kaisermacher spielen. So entschließt er sich, die Last auf mehrere Herrscher zu verteilen, zunächst auf zwei, dann auf vier: zwei Kaiser mit je einem Stellvertreter. Diokletian übernimmt den Osten, sein Mitkaiser Maximian den Westen. Mit Erfolg: Um das Jahr 300 herrscht Frieden in den Krisenherden am Rhein und an der persischen Grenze. Der Senat spielt keine Rolle mehr: Längst ist der Prinzipat des Augustus, in dem

der Herrscher – zumindest formal – Erster unter Gleichern war, dem Dominat gewichen, in dem Bürger und Senatoren nur noch Untertanen sind. Diokletian reformiert das Reich: Er verkleinert die Provinzen, dezentralisiert die Verwaltung, trennt militärische und zivile Behörden und versucht, durch seine Steuer- und Finanzpolitik die rasende Inflation zu stoppen. Seine Arbeit gilt nur einem Ziel: der Einheit des Reiches. Deshalb auch zwingt er das Volk, sich ausschließlich zu den römi-

schen Göttern zu bekennen. Weil die Christen sich weigern, lässt er sie gnadenlos verfolgen.

Am 1. Mai 305 danken Diokletian und Maximian überraschend ab, ihre Stellvertreter rücken nach. Diokletian zieht sich nach Dalmatien zurück. Noch ehe er dort um 313 stirbt, erfährt er vom Siegeszug des Christentums und dem Scheitern seines Regierungsmodells. Doch wer weiß, ob ihn das noch interessiert – er züchtet inzwischen Kohl.



Der Getaufte: Konstantin I. 306–337 n. Chr.

Uspator und Imperator, Verächter Roms und Gründer Konstantinopels, Reformer des Reichs und Anhänger des Christengottes – all das ist Konstantin. Am Vortag der entscheidenden Schlacht um Rom gegen seinen Konkurrenten Maxentius soll er am Himmel die Wörter „in hoc signo vinces“ unter einem strahlenden Kreuz gelesen haben: „In diesem Zeichen wirst du siegen“. Daraufhin bestimmt Konstantin das Kreuz als Feldzeichen und siegt am 28. Oktober 312

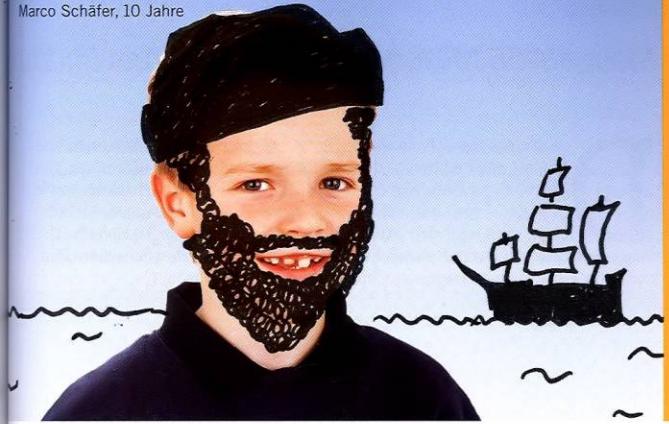
tatsächlich. Ob er sich danach als Christ sieht, ist nicht eindeutig überliefert; taufen jedenfalls lässt er sich erst auf dem Totenbett – und wird so zu Roms erstem christlichen Kaiser. Mehr als für die Religion engagiert sich Flavius Valerius Constantinus zeitlebens für seine Alleinherrschaft. Schon als er sich 306 nach dem Tod seines kaiserlichen Vaters von den Truppen zum Kaiser des Westens ausrufen lässt, übergeht er damit den eigentlichen Thronfolger und torpediert die verfassungsgemäße Viererherrschaft. 18 Jahre später, nach bluti-

gen Feldzügen, ist Konstantin am Ziel: Er ist als erster seit Diokletian wieder Alleinherrscher im Römischen Reich. Als oberster Feldherr und Richter des Reiches führt er Diokletians Verwaltungsreformen fort – nicht aber dessen Christenpolitik. Vielmehr bindet er die Bischöfe in die Reichsverwaltung ein und gründet Konstantinopel als weithin christlich geprägte Stadt. Auf dem Areal der alten Handelsstadt Byzanz lässt Konstantin aber nicht nur Kirchen, sondern auch Tempel bauen. Die künftige Metropole des

ostromischen Reiches wird so zum Spiegelbild ihres Gründers – eines Kaisers, der sich vom Heiden zum Christen wandelt.

Nach Konstantins Tod regieren dessen Söhne das Reich erneut im Osten und im Westen von einander getrennt.

139 Jahre später wird Konstantins letzter Nachfolger im Westen abgesetzt: *de facto* das Ende des großen Imperium Romanum. Der östliche Reichsteil bleibt jedoch bestehen – für ein weiteres Jahrtausend.



So kann aus Ihrem Marco ein **Polo** werden.

Schon als Kind kann man weitentfernte Länder, fremde neue Kulturen und andere Kontinente entdecken. Dass das jede Menge Spaß bringt, zeigt jeden Monat GEOlino, das Kinderheft von GEO. Wer weiß, vielleicht wird Ihr Kind damit wirklich zu einem großen Entdecker.

**Jetzt jeden
Monat!**
Für Kinder von 8-14

www.gelino.de

WISSEN. ENTDECKEN. KREATIV. COOLE abenteuerliche Reisen.

Pandas: die bedrohten Bambusfresser

Australia: Rettungsschwimmer - fit für den Notfall

Klick! Wie Fotografen die Zeit anhalten

WETTWERB: Wie schnellt das beste Bild mit der 'Fotokamera'?

HAU RUCK! Muskeln: das Geheimnis unserer Kraftpakete

DOPPELPOSTER: Ozeandampfer und lustige Hasen

Mit großer Dino-Serie

GEOlino. WISSEN MACHT SPASS

VON NICOLAUS FEST

Eine Holding namens Rom

Unter Trajan steht Rom auf dem Höhepunkt seiner Macht. Das Wort des Imperators gilt von Britannien bis Syrien, von Gibraltar bis zum Euphrat.

Wie aber ist so ein Riesenreich zusammenzuhalten, zu organisieren, zu verwalten? Durch *Lean Management*, wie man später staunend entdeckt: Der Herrscher regiert das Imperium mit einem Stab von wenigen hundert Leuten – wie ein Konzernchef

Das Signal zum Abmarsch kommt vor Anbruch des Tages. Es ist Ende November, der Frost hat eingesetzt, und auf den Auen längs der Donau glänzt der Raureif. Erhellt von Fackeln und einigen großen Feuern laufen im kaiserlichen Lager nahe Drobeta die Vorbereitungen für die neue Etappe. 40 Kilometer will der Imperator heute schaffen, und falls es das Zugvieh erlaubt, auch mehr.

Zwar haben die römischen Legionen unter Kaiser Trajan gerade wieder gesiegt und Dakien, das kriegerische Reich auf dem Gebiet des heutigen Rumänien, endlich erobert. Doch der Krieg hat verwüstetes Land hinterlassen. Das Korn ist verbrannt, jeder Speicher zerstört, das Vieh getötet. Und obwohl der größte Teil des Heeres schon vor gut einem Monat abgerückt ist, wird die Versorgungslage für den kaiserlichen Tross immer kritischer. Sollte die Donau einfrieren oder heftiger Schneefall den Nachschub unmöglich machen, stünde man vor der Katastrophe.

Nun gleicht der Triumph fast einer Flucht. Immer wieder mahnt der Lagerkommandant zur Eile. Ochsen und Maultiere werden angespannt, Kochgeschirr und Dreifüße eingepackt, Zelte und Befestigungspfähle abgebaut. In 30 Minuten wird die Sonne aufgehen, dann soll der größte Teil des militärischen und zivilen Gefolges auf dem Weg sein – rund 3000 Elitesoldaten der kaiserlichen Leibwachen sowie weitere 1000 Männer und Frauen, darunter Köche, Mundschenke, Vorkoster, Bibliothekare, Pädagogen, Kleiderwächter, Zofen, Lakaien, Gelehrte, Ärzte und Mätressen.

Der Imperator selbst wird mit seiner Familie erst gegen Mittag folgen, begleitet von seinen engsten Beratern und einer Schutztruppe, die noch einmal 1000 Mann umfasst. So wird der Hauptross Zeit haben, das nächste Lager für den Empfang des Herrschers vorzubereiten.

Der Platz hält wider von Kommandos, Hornsignalen und dem Wiehern der Pferde; brüllend stemmen sich die Ochsen in das Zuggeschirr, dampfend vor Anstrengung. Die Vorhut setzt sich

in Bewegung. Hinter ihr rollen die Fuhrwerke mit den Schanzgeräten, mit Beilen, Spaten und Spitzhaken, sowie die ersten Versorgungswagen. Mehrere hundert werden folgen. Es ist halb acht. Die erste Stunde des römischen Wintertages hat begonnen.

Als Trajan im Jahr 106 von seinem zweiten Feldzug gegen die Daker zurückkehrt, ist das Römische Imperium fast auf dem Höhepunkt seiner Macht. Bis auf die Parther an der östlichen Grenze des Reiches, jenseits der arabischen und syrischen Provinz, gibt es keinen ebenbürtigen Gegner mehr. An allen Küsten des Mittelmeers, in Karthago wie in Alexandria oder im syrischen Antiochia, stehen die römischen Feldzeichen, und das Wort des Kaisers gilt von Schottland bis zu den Stromschnellen des Nils, von Gibraltar bis zu den Bergen Armeniens.

Mehr als 55 Millionen Einwohner leben in diesem Reich: Nomaden und Bauern, kultivierte Städter wie Angehörige kriegerischer Stämme. Freie römische Bürger sind darunter, aber auch Bundesgenossen, tributpflichtige Völker und Sklaven. Durch Herkunft, Hautfarbe, Religion und Sitte, durch Klima, Sprache und Kultur unterscheiden, haben sie doch eines gemein: Sie alle sind der *pax Romana* unterworfen, dem militärisch gesicherten Frieden.

Wie aber funktioniert ein solches Riesenreich? Wie wird der Aufmarsch der gewaltigen Truppenkontingente organisiert, wie die Versorgung der riesigen Hauptstadt mit Nahrungsmitteln sichergestellt?

Wie ist es möglich, ein solches Gebiet zu verwalten, in dem die Nachrichtenübermittlung weitgehend von Wind und Wetter abhängt? Während der Herbststürme ist das Mittelmeer kaum zu passieren; im Norden erstirbt der Flussverkehr im Winter, in den südlichen Ländern im Sommer, wenn selbst Tiber, Euphrat oder Ebro trockenfallen. Jedes Frühjahr verwandeln Gewitter und Schmelzwasser weite Gebiete zu Sumpflandschaften, und mit den ersten

rium – und unterwerfen sich der Pax Romana

Schneefällen bilden die Alpen einen fast unüberwindlichen Riegel zwischen der Hauptstadt und den Territorien jenseits von Donau und Inn.

Dennoch gelingt es Rom über Jahrhunderte, das Reich zusammenzuhalten. Dieser Erfolg beruht – stark vereinfacht – auf zwei Voraussetzungen:

- der Beschränkung der kaiserlichen Verwaltung auf diejenigen Bereiche, die für den Erhalt des inneren und äußeren Friedens und dessen Finanzierung unabdingbar sind – also Steuergewesen, Landesverteidigung, Rechtspflege sowie auf die Versorgung der größeren Städte mit Wasser und Nahrungsmiteln;
- einem Straßennetz von schätzungsweise 85 000 Kilometer Länge, das den raschen Transport von Truppen, Waren und Nachrichten ermöglicht und den Kaiser in die Lage versetzt, Angriffe, Aufstände oder Versorgungskrisen umgehend zu bekämpfen.

Alles andere bleibt den lokalen Autoritäten überlassen; die Zentrale wird nur auf spezielle Anrufung hin aktiv oder dann, wenn Missstände überhand nehmen.

Um seine Macht aufrechtzuerhalten, unterhält Rom seit etwa 200 Jahren eine reguläre Armee – und auf deren Versorgung und Unterhaltung konzentriert sich ein Großteil der römischen Verwaltung. Denn ein solches Heer muss versorgt, die Truppe besoldet werden; finanziert wird dieser Apparat vor allem aus den Steuern, die in den Provinzen eingetrieben werden.

Gleichzeitig ist für den schnellen Transport von Soldaten und Befehlen ein effizientes Kurierwesen erforderlich, mit Pferdestationen, Herbergen und größeren Städten, die das Wege- netz unterhalten und als Versorgungslager für die durchziehenden Legionen dienen können.

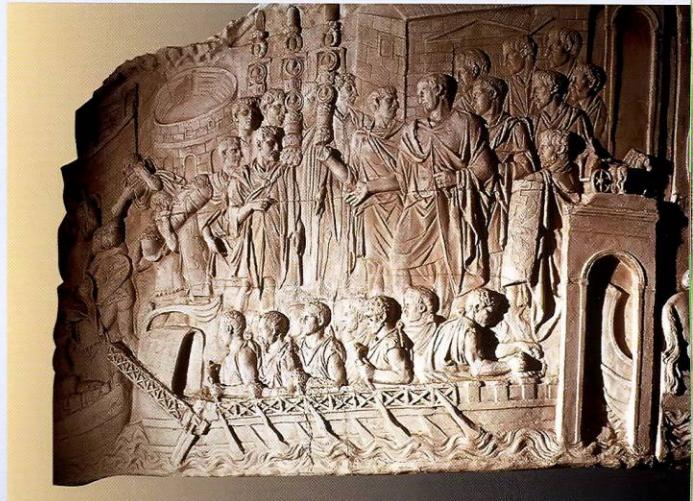
Mit ihrer Kolonialisierungspolitik, die zur Gründung von Ortschaften wie *Colonia Agrippinensis* (Köln), *Colonia Ulpia Traiana* (Xanten) oder *Ulpia Noviomagus* (Nimwegen) führt, lösen

Roms Herrscher daher gleich drei Aufgaben: Sie erfüllen den Anspruch auf Landzuteilung, der den Veteranen nach 20 Jahren Militärdienst zusteht; sie schaffen mitten im früheren Feindesland dem Reich eng verbundene Gemeinschaften; und sie sorgen für ein Netz von leistungsfähigen Militärsstützpunkten.

Nach dem Triumph in Dakien verfügt Trajan deshalb unverzüglich die Ansiedlung von Soldaten und Bürgern aus allen Teilen des Reiches in dem völlig entvölkerten Land – so wie seine Vorgänger schon Gallien und Britannien kolonisiert haben. Mit den Veteranensiedlungen verbreiten sich

Lebensmittelversorgung von Rom. Die ist seit den Bürgerkriegen im 1. Jahrhundert v. Chr. ein Politikum ersten Ranges, da es in solchen Notzeiten immer wieder zu schweren Unruhen gekommen ist.

Um Christi Geburt waren rund eine Million Menschen von dieser Versorgung abhängig, die gewaltige Anstrengungen erforderte. Hunderte von Großbäckereien wurden eingerichtet, ebenso Schlachthöfe, Mühlen, Getreidesilos und Lager für Wein und Olivenöl. Eine Flotte von weit über 1000 Schiffen bringt nun regelmäßig Weizen aus Sizilien und Ägypten, der in den immer wieder erweiterten Häfen von Ostia, Antium und Atura gelöscht wird. Noch zu Beginn des 5. Jahrhunderts wird das Amt der *Annona* schätzungsweise



Truppenverlegung in eine Stadt an der Donau: Die 114 Relief-Szenen der Trajanssäule in Rom berichten von den Feldzügen dieses Kaisers

römische Kultur und die lateinische Sprache, was zur Romanisierung des westlichen Mittelmeerraumes führt.

Aus diesen Erfordernissen ergibt sich auch der Aufbau der kaiserlichen Verwaltung in Rom. Neben dem Finanzressort, das die Steuern, Zölle und Einnahmen aus den kaiserlichen Domänen verwaltet, entstehen Ende des 1. Jahrhunderts spezielle Behörden für den Straßenbau und das Kurierwesen. Darüber hinaus gibt es einige Sonderressorts, etwa für die Wasser- und

400 000 Menschen versorgen. Erst mit dem bald darauf einsetzenden Verlust der Provinzen und der dortigen Steuereinnahmen endete dieses erste große Sozialsystem Europas.

Neben der Lebensmittelversorgung übernimmt die kaiserliche Verwaltung weitere Aufgaben. Dazu gehören die Organisation der Festspiele und Gla-

Nur ein paar hundert Menschen verwalten von der Zentrale aus das

diatorenkämpfe, der Bau von Aquädukten, Bädern und sonstigen öffentlichen Gebäuden wie Tempel, Arenen, Gymnasien oder Theatern sowie die Einrichtung einer Alimentarstiftung für Waisenkinder.

Darüber hinaus hat die Verwaltung des Imperators noch eine weitere Funktion – den Strom von Petitionen, Beschwerden und Anfragen zu kanalisieren, der täglich in der kaiserlichen Poststelle eingeht: Der Herrscher ist höchste Appellationsinstanz in allen Rechtsfragen. Zwei Abteilungen – für die Beantwortung privater Schreiben und solcher von Städten und Offizialen – sind mit der Erledigung befasst. Hier wird Wichtiges vorgebracht und Banaltes, stehen individuelle Belange neben den Nöten ganzer Provinzen. Und je nach Herkommen, lokalen Gesetzen oder Notwendigkeit wird verwiesen, stattgegeben oder abgelehnt.

Doch immer bleiben die kaiserlichen Beschlüsse Entscheidungen des Einzelfalls. Politik ist nicht die Gestaltung der sozialen Wirklichkeit nach irgendeinem Modell, sondern beschränkt sich auf die Beseitigung offenkundiger Mängel und Notlagen. Eine darüber hinausgehende politische Idee gibt es nicht: *Quieta non move* – „so wenig wie möglich am Bestehenden ändern“, hielt schon Augustus für das Geheimnis seiner Herrschaft.

Und wohl zu Recht: Das römische Imperium ist ein multikultureller, multireligiöser und multiethnischer Staat, und jeder Versuch einer Organisation nach einheitlichen Prinzipien würde das Reich zerreißen. Wie viele Jahrhunderte später auch das britische Empire, so achtet Rom die lokalen Institutionen und Bräuche. Jeder Landstrich soll nach seiner Façon zurecht kommen, nach seinen Gesetzen, seinen Traditionen, seiner Religion.

Kaiser und Statthalter erweisen nicht nur dem römischen Göttern Reverenz, sondern opfern auch dem ägyptischen Apisstier, dem Jahwe der Juden oder dem persischen Mithras. Nur Druiden

und Christen werden verfolgt, da man hinter ihren Treffen weniger religiöse als politische Motive vermutet. Doch selbst hier hält die römische Aufsicht auf Abstand, und noch in den Evangelien ist der Unmut des Pontius Pilatus zu spüren, als er von der Jerusalemer Priesterschaft in eine innerjüdische Auseinandersetzung hineingezogen wird, die zum bedeutendsten Strafprozess der Weltgeschichte wird.

Die lokale Selbstverwaltung und die Beschränkung der kaiserlichen Beamten auf wenige Bereiche erklären auch, weshalb Rom seine Provinzen mit einem relativ kleinen Apparat verwalten kann: In der Zentrale kümmern sich gerade mal ein paar hundert Personen um die Administration des Riesenreiches.

Zudem stehen dem Aufbau einer großen Bürokratie auch die häufigen Reisen der Kaiser entgegen, die sie vor allem von der Mitte des 1. Jahrhunderts an immer öfter an die Grenzen im Norden und Osten des Reiches führen. Da in allen Fragen letztlich der Imperator entscheidet, muss auch die Verwaltung

beweglich bleiben: Wenn der Herrscher reist, reist sie mit.

Akten werden so lange nachgeschickt, bis sie den kaiserlichen Tross erreichen, und auch Gesandtschaften richten sich nach dem jeweiligen Aufenthaltsort des Herrschers. „Rom ist dort, wo der Kaiser ist“, heißt es bei Herodian. Der Verlust des administrativen Status als alleinige Hauptstadt, den Rom seit Ende des 3. Jahrhunderts zugunsten von Trier, Mailand, Ravenna und Konstantinopel hinnehmen muss, nimmt hier seinen Anfang.

Wie und in welchem Umfang der jeweilige Herrscher die Aufgaben erledigt, ist nicht überliefert. Sicher ist nur, dass er in allen personellen Angelegenheiten das Sagen hat und selbst die Besetzung nachgeordneter Positionen kontrolliert. Doch wahrscheinlich entscheidet der erste Mann des Staates auch in den meisten anderen Belangen der kaiserlichen Verwaltung höchstpersönlich.

Dies entspricht dem patronalen Selbstverständnis der Imperatoren, aber auch der engen Verknüpfung von



Kriegsgeschichte an einer Säule: Trajan empfängt dakische Gesandte (unten) und schifft sich ein

Römische Reich

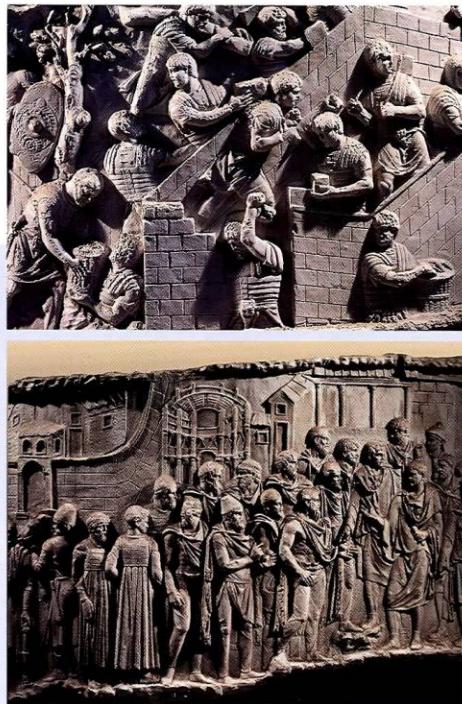
Haushalt und Macht: Wer an der Spitze bleiben will, muss die Soldaten besolden. Maßgebend ist somit das Verteidigungsbudget – und sämtliche Ausgaben zu dessen Lasten bedrohen unmittelbar die Basis der kaiserlichen Herrschaft. Auch die Entscheidung über öffentliche Bauten, Straßenbau, Spiele oder die Lebensmittelversorgung von Rom wird allein vom Imperator getroffen. Er ist nicht nur oberster Heerführer, Richter und Priester des Imperiums, sondern auch oberster Bauherr und Kämmerer.

Entschieden wird nach Dringlichkeit, wobei sich der Kaiser von einem Kreis aus Freunden und Fachleuten beraten lässt. Nur für Gerichtsverfahren, die in der Regel eine längere Vorbereitung von Richtern und Parteien erfordern, gibt es spezielle Sitzungstage; ansonsten ist die Verwaltung gleichsam jeden Tag geöffnet.

Wie das Beispiel eines Anwalts zeigt, der den Kaisern Septimius Severus und Caracalla von Rom über Britannien und Germanien nach Nikomedien am Marmarameer und von dort bis nach Mesopotamien folgt, müssen Anfragen von privater Seite dem Kaiser stets persönlich vorgetragen werden. Im übrigen aber zeichnet sich das römische Verwaltungsverfahren durch große formale Gelassenheit aus: Private Schreiben des Kaisers können ebenso bindende Anordnungen enthalten, wie sie durch offizielle Edikte erlassen werden, und in der Wahl des Mediums ist man offensichtlich frei – geschrieben wird auf Wachstafeln, Papyrus oder Stein.

Ausgerüstet mit solchen Wachstafeln, bereiten sich in Trajans Lager bei Drobeta, dem heutigen Turnu Severin, nun auch die Schreiber auf den Abmarsch vor. Sie sind schon von weitem zu erkennen, weil sie als einzige Hemden mit langen Ärmeln tragen.

Es ist ein fahler Tag, ein paar Schneeflocken fallen, und der Hochnebel verdichtet sich zu einer Wolkendecke. We-



Die Bildhauer der Trajanssäule verehren nicht nur die Kriegskünste ihres Kaisers, sondern halten auch fest, wie auf seinen Befehl hin in erobertem Feindesland Lager gebaut werden (oben) oder sich Barbarenführer in einer Römerstadt unterwerfen

gen der Kälte sind selbst an die Sklaven Handschuhe ausgegeben worden. Immer noch folgt Wagen auf Wagen, unterbrochen von den Marschabteilungen der Soldaten und Garden; dazwischen Sänften, einzelne Reiter, Maultiere, Ziegen, Hunde und ziviles Fußvolk – ein Zug von mehreren Kilometern, über dem der heiße Atem der Tiere und Menschen steht.

Rom hat gesiegt, und wie immer wird auch diesem Erfolg eine Art Marshall-Plan folgen: Das Imperium wird in Dakien Städte errichten, Sumpfe entwässern, Straßen bauen. Die eigentliche Leistung des römischen Staatswesens liegt eben nicht allein in seiner militärischen Stärke.

Zwar wird jeder bewaffnete Widerstand rücksichtslos gebrochen, doch bietet die römische Herrschaft auch nie bekannte Aufstiegsmöglichkeiten. „Nichts ist euch verschlossen oder verboten“, hat der Feldherr Petilius Cerialis einst den besiegen batavischen Rebellen verkündet, und überall im Impe-

rium erreichen lokale Eliten führende Positionen.

Zahlreiche Völker bitten von sich aus um Aufnahme in das römische Reich. Über den Dienst bei Heer und Verwaltung kann jedermann das römische Bürgerrecht erwerben; selbst im Senat sitzen immer mehr Nichtrömer. Und mit Trajan hat erstmals ein Kaiser den Thron bestiegen, der nicht aus dem italischen Kernland, sondern von der Iberischen Halbinsel stammt. Ihm werden fast nur noch Provinziale folgen, ob aus Syrien, Afrika, Gallien oder Germanien.

Mehr als 400 Jahre bewährt sich dieses System. Sein Erfolg beruht auf der Zahl der römischen Truppen, auf Straßenbau und verwaltungstechnischem Geschick – in erster Linie jedoch auf beispielhafter Lebensklugheit im Umgang mit den Völkern.

GÖTTER, KULTE UND MYSTERIEN



Christus-Monogramm

Jupiter, Mars, Mithras, Isis: Die Römer hatten die Wahl zwischen Dutzenden von Göttern, und sie entschieden sich meist für den, der ihnen am nützlichsten erschien. Bis eine neue Religion aufkam – das Christentum

VON HARALD MARTENSTEIN

Es kann für die Römer nicht leicht gewesen sein, in ihrer Götterwelt den Überblick zu behalten. Eine Tür zum Beispiel. In jeder Tür steckte ein religiöser Kosmos, bei dessen Anblick einem schwindelig werden kann. Da gab es erstens den Gott des Türöffnens, Ianus Patalcius. Zweitens den Gott des Türschließens, Ianus Clusivius. Drittens den Gott der Türschwelle, Limentinus. Und viertens Cardea, die Göttin der Türangeln. Nicht zu vergessen Forculus, den Gott der Türflügel. Immerhin war der für beide Türflügel zuständig.

Nun war aber die Tür kein Sonderfall, im Gegenteil: Jede Stadt, jeder Baum, jeder Fluss, jede Legion, jede Berufsgruppe hatte ihren Spezialgott – die Kaufleute zum Beispiel Merkur, die Seeleute Neptun, die Soldaten Mars –,

und jeder Spezialgott hatte womöglich seine Spezialmarotte, die der Gläubige besser kennen sollte, sonst gäbe es Ärger mit dem hohen Herrn.

Mit den großen Sinnfragen beschäftigten sich in Rom die Philosophen. Lange waren auf diesem Gebiet die Stoiker besonders einflussreich, die der Ansicht waren, dass nach dem Tod die Seele in die Sphären aufsteigt und sich dort auflöst. Die römische Religion dagegen war eher praktisch ausgerichtet. Was den Dichter Ovid zu dem Schluss bewog: „Götter sind nützlich, und weil sie nützlich sind, lasst uns an sie glauben.“

Ein detailliertes Glaubensbekenntnis kannten die Römer nicht. Und Stünde? Mit dem Begriff hätten sie nichts anfangen können. Es kam ihnen darauf an, Erfolg im Leben zu haben, und dabei konnten einem die Götter entweder helfen oder schaden. Die gab es überall, und das Schöne war,

dass man ihr Wohlwollen beeinflussen konnte – am besten durch Opfer oder Gebete.

Allerdings waren die Regeln der Götterverehrung präzise einzuhalten. Denn Roms Götter waren penibel wie preußische Verwaltungsbeamte. Ein falsches Wort, und das Gebet war ungültig.

So hatten die Priester immer gut zu tun. Sie halfen einem, alles richtig zu machen. Die Gebete mit ihren vorgeschrivenen Formeln klangen ein bisschen wie juristische Texte. Wer auf Nummer Sicher gehen wollte, ließ sich von einem Priester die Worte vorsprechen und betete sie dann nach. Ein besonders schlimmer Fauxpas war es, Götter miteinander zu verwechseln und versehentlich den falschen Gott anzusprechen. Das konnte leicht passieren.

Für jeden der etwa ein Dutzend größeren Kulte in der frühen Kaiserzeit war eine spezielle Priesterschaft zu-

ständig, die sich mit den oft komplizierten Regeln auskannte – auch wenn sich die meisten Priester nur im Nebenberuf mit Religion beschäftigten, denn viele dieser Experten des Sakralen waren eigentlich Politiker. Das Priesteramt galt für ehrgeizige Aufsteiger als attraktiv – so, wie heute Politiker nebenbei in Aufsichtsräten sitzen oder Fußballvereine leiten.

Die Römer waren aber gläubisch. Sie trugen Amulette, sie gingen zu Wahrsagern. Die Natur war die Sprache der Götter. Deren Willen konnte man aus dem Lauf der Sterne herauslesen, aus dem Flug der Vögel oder den Eingeweiden geschlachteter Tiere, je nachdem. Der *augur* zum Beispiel war der Fachmann für die Vogelflugdeutung. Auf einem bestimmten Platz der Stadt, dem *auguraculum*, wurden ihm die Augen verbunden, damit er nicht mögeln konnte. Dann erzählten ihm Begleiter, was sie am Himmel sahen, eine Krähe vielleicht, und der Augur interpretierte, was das Zeug hielt.

Die Römer hatten viele Feiertage. Manche davon waren nicht gerade stressfrei. An einem bestimmten Tag im Mai hieß es zum Beispiel, um Mitternacht aufzustehen und die Geister zu ehren. Die fanden es gut, wenn der Hausherr dann barfuß durchs Haus ging und ihnen genau neunmal schwarze Bohnen hinwarf.

Oder die Saturnalien im Dezember. Mit diesem Fest erinnerte sich ganz Rom an das Goldene Zeitalter, an die gute alte Zeit. Läden und Schulen blieben geschlossen, das Glücksspiel war für kurze Zeit erlaubt; die Familien gönnten sich ein Festmahl, die Kinder bekamen Geschenke,

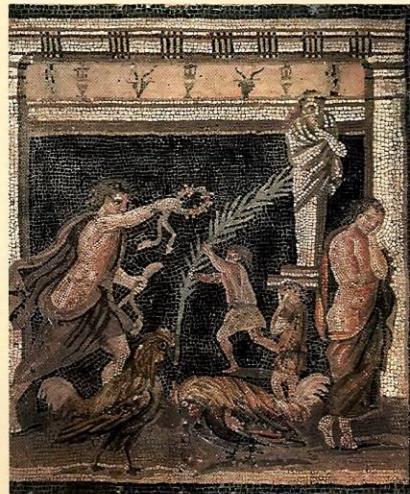
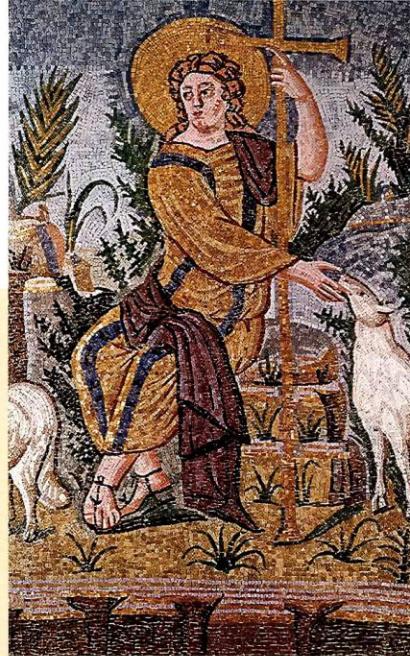
und die Sklaven wurden von ihren Besitzern bedient.

Später kam der eine oder andere besonders tyrannische Kaiser auf die Idee, sich selbst zum Gott zu erklären – auf einen mehr oder weniger kam es ja nicht mehr an. Doch allmählich bekam die alte Religion es mehr und mehr mit einer neuen Konkurrenz zu tun – dem Christentum. Das fand Anklang wohl auch deshalb, weil die Christen, wie die Juden, nur einen einzigen allmächtigen Gott hatten, auf den man sich konzentrieren konnte. Aber auch sonst hatten die Getauften manches zu bieten: Emotion, Spiritualität und, vor allem, die Aussicht auf ein besseres Leben im Jenseits.

Denn genau die hatte dem alten Kultglauben gefehlt. Nach dem Tod kommt gar nichts, glaubte Julius Caesar, und Caesar war ein typischer Fall. Zeit ihres Lebens waren die Römer fixiert auf das Hier und Jetzt. Sie waren Bürokraten, Militärs, sie dachten hierarchisch. Und genauso sah ihre Religion aus, mit ihren streng geregelten Zuständigkeiten und Prozeduren.

Gleichzeitig mit dem Christentum gewannen auch andere Religionen aus dem Osten an Boden – Kulte, die Kybele verehrten, die Große Mutter, oder Isis, die mythische Ägypterin, oder Mithras, den persischen Gott des Lichts, der vor allem bei Soldaten beliebt war. Über den Mithras-Kult schrieb später ein Religionswissenschaftler: „Falls das Christentum bei seiner Geburt durch eine tödliche Krankheit dahingerafft worden wäre, die Welt wäre mithrisch geworden.“

Die meisten dieser Mysterienreligionen kannten eine



Anders als die göttergläubigen Römer hofften die Christen, dass Jesus, der „Gute Hirte“ – hier auf einem ravennatischen Mosaik –, sie ins Paradies führe. Erst Ende des 4. Jahrhunderts konnte sich das Christentum endgültig gegen die Konkurrenz durchsetzen, etwa gegen das Eleusinische Mysteriengesetz, dessen Anhänger besonders die Fruchtbarkeitsgöttin Demeter verehrten

Erlösung und ein Leben nach dem Tode. Vor allem aber: Die neuen Götter forderten Hingabe – und sie erfüllten die Menschen mit tiefem Gefühl. Die östlichen Riten waren oft ekstatisch. So feierten die Anhänger der Isis begeistert Passionsspiele oder wärfen sich mitten im Winter in den Tiber und rutschten anschließend, zitternd vor Kälte, auf ihren Knien zum Tempel. Manche Verehrer der Kybele kastrierten sich mit Messern aus Obsidian, nur um der Göttin zu gefallen.

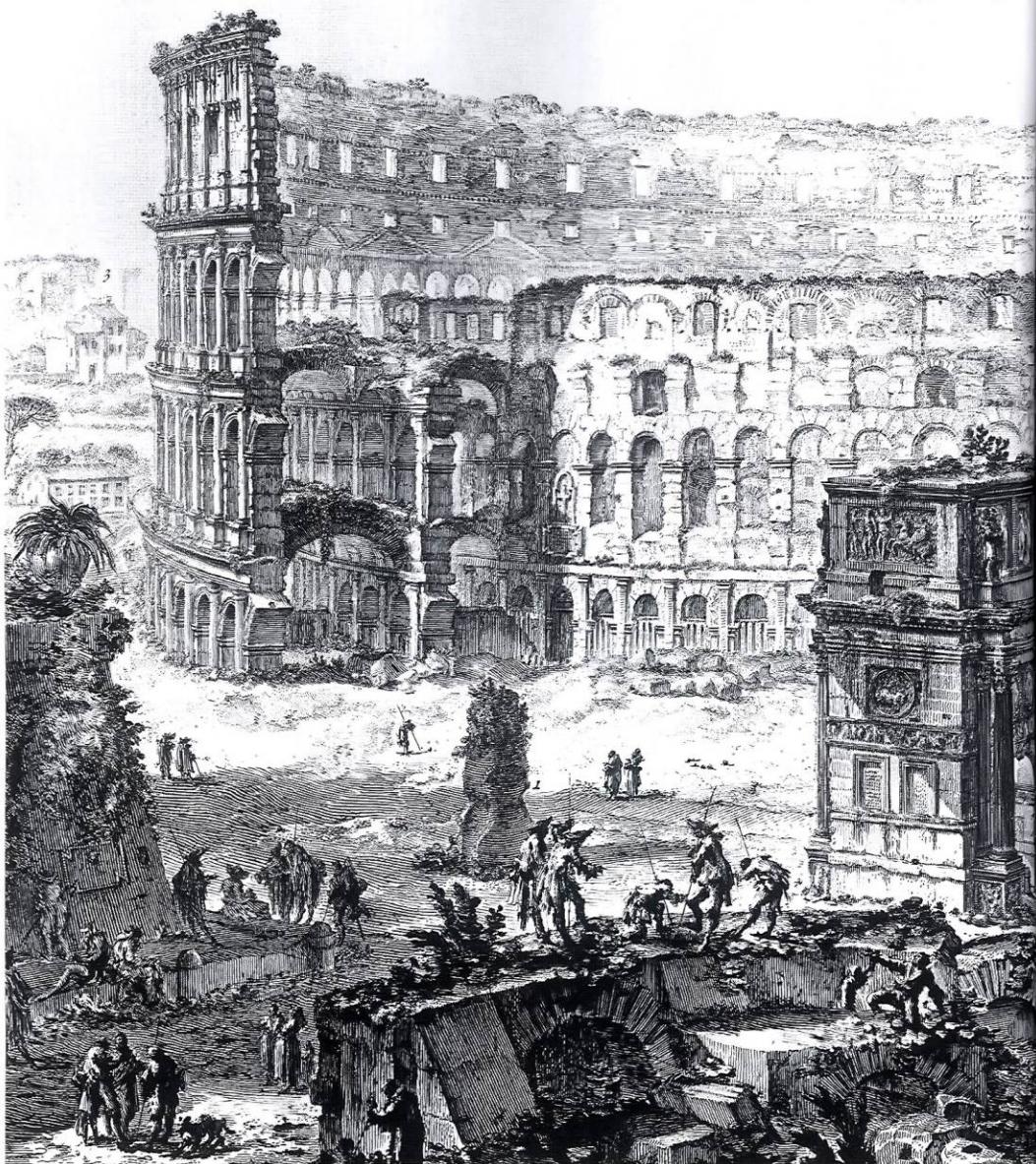
Die Anhänger vieler Kulte huldigten weiterhin auch den römischen Göttern, so wie umgekehrt selbst römische Konservative kein Problem damit hatten, die Götter unterworferer Völker zu verehren. Nur die Christen ließen keinen anderen Gott als den ihren gelten – und einen Kaiser, der sich selber zum Gott erklärte, schon gar nicht. Dieser Eigensinn aber war eine Majestätsbeleidigung. Und darauf stand der Tod.

Doch selbst unter der Folter schworen viele Christen ihrem Glauben nicht ab – was den Römern mächtig impunierte, wie alles, was mit *virtus* zusammenhing, der Mannhaftigkeit. Allmählich wurde aus der kleinen orientalischen Sekte eine „Weltreligion“, und im Jahre 337 ließ sich mit Konstantin sogar erstmals ein römischer Kaiser taufen.

Gut 50 Jahre später war das Christentum Staatsreligion, waren alle anderen Kulte verboten – auch Roms ursprünglicher Glaube mit seiner komplizierten, formalistischen und höchst unromantischen Götterverehrung.

Es war, als hätten die Römer von ihren Göttern ganz einfach genug gehabt.

Ein Ende



Volle Rätsel



Germanen und Hunnen stürmen im 5. Jahrhundert den westlichen Teil des Imperiums, 476 wird der letzte Kaiser zum Rücktritt gezwungen – und Rom zur Stadt der verfallenden Monumente. Rund 1300 Jahre später hält Giovanni Piranesi die Trümmer in Kupferstichen fest. Auch ein englischer Gentleman namens Edward Gibbon schlendert durch die Ruinen und fragt sich: Was waren die Gründe für den Untergang des Weströmischen Reiches?

Edward Gibbon
(1737–1794)



Giovanni Battista
Piranesi
(1720–1778)



Es ist ein Ende ohne Beispiel: Der Kaiser wird auf seinen Ruhesitz bei Neapel verbannt und das Ornat der kaiserlichen Macht an den Kollegen in Byzanz mit den Worten geschickt, man brauche im Westen keinen Kaiser mehr. Fast die gesamte Dauer seines mehr als tausendjährigen Bestehens hat das Römische Reich im Krieg gelegen; von den neun westromischen Kaisern nach 455 sind sechs eines gewaltsausen Todes gestorben – und jetzt, im Jahre 476, endet im Westen das Kaisertum nicht in Feuer, Aufruhr und Schlachternlärm, sondern mit einer Pensionsregelung.

Wie hat es dazu kommen können? Warum gibt ein Weltreich, dessen militärische Macht über Jahrhunderte als unwiderstehlich gegolten hat, so gleichsam widerstandslos auf? Zwar hat das Imperium Romanum viel von seinem einstigen Glanz eingebüßt: Nach seiner faktischen Teilung zwischen Rom und Konstantinopel im Jahre 395 hat es im Westen immer wieder Gebietsverluste hinnehmen müssen. Britannien und später – im Zuge der Völkerwanderung – große Gebiete im Donauraum sowie die wichtigen nordafrikanischen Provinzen sind verloren gegangen.

Doch noch immer herrscht Rom über ein gewaltiges Reich, das neben dem italischen Kernland und den Alpenregionen große Teile Galliens, der Iberischen Halbinsel und des Balkans umfasst. Und vor allem ist Rom auch im 5. Jahrhundert noch eine militärische Größe. Immer wieder haben seine Truppen ihre Kampfkraft unter Beweis gestellt, und noch 451 hat der römische Feldherr Aëtius die Invasion des Hunnenkönigs Attila mit der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern gestoppt.

25 Jahre später ist dennoch alles vorbei. Und bis heute fragt die Nachwelt, wie sich dieses Weltreich so plötzlich auflösen konnte.

Die Kirche hat darauf schon früh eine Antwort: Im Schicksal des Römischen Imperiums habe sich die Prophezeiung des Daniel vom Untergang der Weltreiche erfüllt. Ein Koloss sei gefallen, unvorstellbar mächtig, aber auf tönernen Füßen. Wie Schlachtenglück. Erntesegen oder Naturkatastrophen sei auch der Untergang Roms ein Zeichen der Allmacht Gottes, die verdiente Strafe für Völkerei, Wollust und die Anbetung falscher Götter.

Viele Jahrhunderte herrscht diese theodiktische Auffassung, bis zum Februar 1776. Dann erscheint der erste Band von Edward Gibbons „The History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ – „Die Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reiches“; fünf weitere werden folgen. Sie begründen nicht nur augenblicklich

den Ruhm des Autors, sondern sind mit ihrer Quellenkunde, Methodik und säkularen Interpretation zugleich ein Glanzpunkt der modernen Geschichtswissenschaft.

Fast wirkt der Lebenslauf Gibbons, als wollte der göttliche Wille gerade den diesseitigen Erklärungsmustern ihres eifrigsten Verfechters spotten: 1737 als Sohn eines englischen Landedelmanns geboren, überlebt er als einziger von sieben Geschwistern, und auch nur mit knapper Not: Mehrfach liegt er auf den Tod nieder, ein ständig kränkelnder Junge, äußerlich unscheinbar und von den Eltern vernachlässigt.

Mit 14 Jahren geht er nach Oxford, das er als eine mönchische Erziehungsanstalt ohne jeden intellektuellen Anspruch empfindet, studiert plan- und lustlos und konvertiert ein Jahr später zum Katholizismus – im anglikanischen, streng anti-papistischen England ein unerhörter Vorgang, der die soziale Ächtung bedeutet und die vorgesetzten Beamtenkarrieren unmöglich macht.

Doch der Vater handelt. Er nimmt seinen Sohn von der Universität und schickt ihn ins calvinistische Lausanne – die „glücklichste Verbannung“, wie Edward Gibbon später meint. Denn Lausanne und das benachbarte Genf bilden zu dieser Zeit das europäische Zentrum der Aufklärung. Zahlreiche Schriften, die in anderen Ländern auf dem Index stehen, können hier erscheinen. Neben der Philosophie profitieren vor allem die Geschichtswissenschaften von dieser Freiheit. „Menschen“, schreibt der französische Staatsphilosoph Montesquieu 1748 und liefert damit den Ansatz für Gibbons Darstellung, „werden nicht nur durch politische Kräfte oder göttliche Vorsehung, sondern von vielen Dingen beeinflusst: Klima, Sitten, Gebräuchen, kurz allem, was den Geist eines Gemeinwesens ausmacht.“

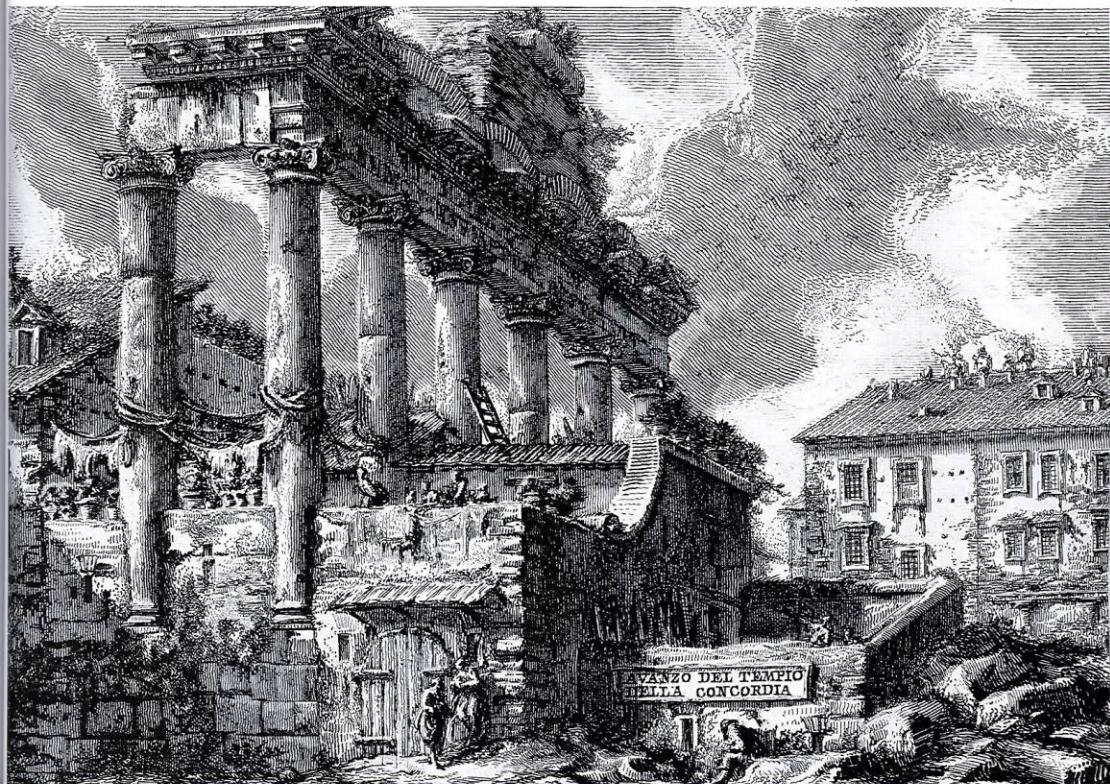
Gibbon kehrt zum anglikanischen Glauben zurück, lernt Voltaire und die führenden Köpfe seiner Zeit kennen, perfektioniert seine Kenntnisse in Französisch und Latein, lernt Altgriechisch – und liest: Herodot und Thukydides, die antiken Historiker, vor allem aber alles, was er über Rom und das Römische Imperium finden kann. Als er fünf Jahre später nach London zurückkehrt, verfügt er über um-

Sechs der letzten neun Kaiser Westroms

fassende Kenntnisse der historischen Literatur und vor allem über das Rüstzeug für sein Werk: Der göttliche Wille wirkt nur im Hintergrund der Geschichte; bewegt aber wird sie in erster Linie von den Menschen selbst, deren Wünschen, Hoffnungen und Träumen, deren Tatkraft, Entschlossenheit – oder auch Verzagen.

ROM BIETET FÜR ALL DIES einen unerschöpflichen Fundus. Als Gibbon im Herbst 1764 die Stadt besucht und für drei Wochen bleibt, muss sie tatsächlich wie ein steinernes Zeichen für Größe und Vergänglichkeit gewirkt haben, wie das Relikt einer Apokalypse. Eine Ansammlung ge-

Überreste des Concordia-Tempels am Fuß des Kapitols



sterben gewaltsam – und der allerletzte ist ein Kind von nicht mehr als sieben Jahren

»Dieser lange Frieden und die Gleichförmigkeit
der Regierung tröpfelten ein langsames und heimliches
Gift ins Leben des Reiches. Der Verstand der
Menschen wurde allmählich auf das gleiche Niveau reduziert,
das Feuer des Genies ausgelöscht, und selbst
der militärische Geist löste sich auf.«

Edward Gibbon, „Die Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reiches“, 1776

waltiger, ihrer Funktion beraubter Bauwerke, unbegreiflich in ihrer Zahl und zyklopischen Größe.

Gras und Farne wachsen aus den geborstenen Mauern, Moose bedecken die gestürzten Säulen und Obelisken, Feigenbäume wurzeln in den Quaderfugen der Cestius-Pyramide. Über Jahrhunderte haben die Tempel und Paläste als Steinbruch für neue Gebäude gedient. Die Fundamente einstiger Kolossalbauten, von Septimiusbogen und Domus Aurea, sind im sandigen Boden verschwunden, vom Tempel des Saturn ragt lediglich der oberste Teil dreier gewaltiger Säulen samt ihrer Kapitelle aus dem Erdreich hervor.

Und als hätten Zwerge eine Stadt von Riesen übernommen, haben sich die Menschen in den alten Gebäuden eingerichtet, die Rundbögen wie auch die Abstände zwischen den Tempelsäulen vermauert und alte Gemäuer neuen, prosaischen Zwecken zugeführt. Das Marcellus-Theater ist zum Mietshaus, der Tempel des Bacchus zum Speicher geworden, und das Mausoleum des Hadrian dient nun als Engelsburg der Sicherheit des Papstes. Nur für das Kolosseum hat sich keine neue Bestimmung gefunden: Östlich des Forum Romanum erheben sich die vier Stockwerke seiner Arkaden, halbzerstört schon, aber immer noch riesenhaft, als trotzten sie der neuen ruhmlosen Zeit.

Einst war hier das politische Zentrum der Welt, war Rom eine Metropole mit Millionen Einwohnern, stauenswerter Infrastruktur und sozialen Sicherungssystemen; nun erreicht die Bevölkerungszahl nur ein Zehntel der früheren Größe. Und wo der Senat, dann Caesar, Augustus und Caligula die Geschicke der Völker bestimmt haben, weiden nun Ziegenhirten ihre Herden.

Welches Gift hat das Imperium so sehr geschwächt, dass es am Ende wie aus freien Stücken abdankt, als wäre es erschöpft von all den militärischen Triumphen? Für Edward Gibbon sind diese Erfolge schon ein Teil der Erklärung. Nach Jahrhunderten immer neuer Eroberungen, neuer Sklavenheere und neuer Reichtümer habe das römische Volk gerade jene Eigenschaften verloren, die es einst groß gemacht hätten: Zucht, Härte gegen sich selbst und eine ausschließlich am Wohl des Gemeinwesens orientierte Bündnispolitik.

Mit der Kaiserzeit und dem Verlust der republikanischen Freiheit sei das Interesse der Römer an den politischen Belangen ihres Staates erloschen. Entmutigt von Bespitzelung und offenem politischen Terror, dem ganze Generationen führender Familien zum Opfer gefallen waren, habe die Nobilität den Weg in die innere Emigration angetreten.

Und auch das Volk habe sich immer mehr der täglichen Belustigung hingegeben, den unablässigen Festen und Huldigungen, den Wagenrennen und Gladiatorenkämpfen. Mehr als 180 verbindliche Feiertage weist der römische Kalender im 2. Jahrhundert auf, zu denen noch weitere Gelegenheitsfeste, Mysterienspiele und andere heidnische Riten kommen.

Befreit von jeder Notwendigkeit, regelmäßig zu arbeiten, und versorgt vom staatlichen Lebensmittelamt,



Rom hat seinen Rang als Haupt



stadt des Westens längst verloren – erst an Mailand, dann an Ravenna

»Bisweilen war die Feigheit der Kaiser, oftmals die Ohnmacht des Reiches die Ursache dafür, dass man Völker, die in Italien einzufallen drohten, mit Geld zu beschwichtigen suchte. Aber der Friede ist keine käufliche Sache, weil derjenige, der ihn verkauft, dann umso mehr den erneuten Kauf erzwingen kann.«

das am Ende der Kaiserzeit fast die Hälfte der hauptstädtischen Bevölkerung ernährt, suchen die Römer jede Form der Ausschweifung. Korruptionsskandale erschüttern Heer und Verwaltung, und immer größere Truppenkontingente werden ausschließlich von Bundesgenossen gestellt, von Galliern und Zyprioten, Afrikanern und Germanen.

Als im 4. Jahrhundert die Reiterheere der Hunnen sich in Richtung Europa in Bewegung setzen, fliehen vor ihnen die Völker nach Süden und Westen. Rom hat diesem Ansturm nur noch wenig entgegenzusetzen. „Es war“, so ein Zeuge, „als ob sämtliche Kriegshörner an allen Ecken und Enden der römischen Welt erklingen.“

Gegen 340 wandern Ostgoten aus ihren von den Hunnen beherrschten Siedlungsgebieten nördlich des Schwarzen Meeres in die Donauregion ab und erzwingen vom Kaiser das Recht, sich im heutigen Bulgarien und Ungarn niederzulassen. Sueben, Alamannen und Burgunder überwinden 406/7 die römischen Grenzbefestigungen am Rhein und setzen sich in Gallien und Spanien fest. Alarich, König der Westgoten, verwüstet Oberitalien und plündert 410 die ewige Stadt – die aber schon seit einem Jahrhundert nicht mehr Sitz des Kaisers ist.

Aus dem Gebiet der heutigen Slowakei ziehen die Wandalen bis nach Gibraltar, überschreiten 429 die Meerenge und erobern Roms nordafrikanische Provinzen. Abgeschnitten von seinen Kornkammern, Erzminen und Rekrutierungsbäsen, kraftlos und ohne Ideale, beginnt für das Imperium im Westen die letzte Phase des Niedergangs. Als 455 der Wandalenkönig Geiserich Rom erneut einnimmt, trifft er nicht einmal mehr auf Widerstand.

Die Wurzeln solchen Niedergangs liegen für Gibbon vor allem im Verlust der freiheitlichen Gesinnung wie auch – im Christentum. Endlose theologische Zwistigkeiten zwischen den ersten Gemeinden hätten den Zusammenhalt des Imperiums ebenso untergraben wie der pazifistische Grundton des neuen Glaubens, verbreitet vor allem von frühchristlichen Bettelmönchen – in den Augen Gibbons Bruderschaften parasitärer Nichtsnutze, die Kleinmut und Weltflucht zum Ideal eines gottgefälligen Lebens erhoben hätten.

EIN AUFSCHREI GEHT durch die christliche Welt des 18. Jahrhunderts. Nicht genug, dass Gibbon das beständige Walten Gottes im täglichen Leben in Frage stellt – nun erklärt er das Christentum selbst zur Sumpfblüte auf dem Morast imperialer Dekadenz. Und als wollte er seine Thesen noch verschärfen, relativiert Gibbon die Christenverfolgungen unter Nero und Domitian mit der kühlen Bemerkung, schlimmer als die blutige Unterdrückung von

heidnischer Seite seien die Wunden gewesen, die sich die Christen untereinander geschlagen hätten.

Ob das Christentum, das erst 391/2 zur Staatsreligion wird, in den Anfängen tatsächlich eine der Ursachen für den Zerfall des Römischen Reiches gewesen sein könnte oder nur von dessen bereits vorhandener Schwäche profitiert hat, bestimmt bis ins 20. Jahrhundert hinein die Diskussion. In den Schriften Friedrich Nietzsches findet die These von der zerstörerischen Wirkung der christlichen Religion schließlich ihren Höhepunkt: Eine Bewegung aller „Ausschuss- und Abfallselemente“, aller Kranken, Mittelmäßigen und Entertebe habe mit ihrer Sklaven- und Dienstbotenmoral das Gebäude des Imperiums morsch werden lassen.

Auch von anderer Seite ist der Dekadenzgedanke immer wieder aufgegriffen und der Niedergang Roms als Erschöpfung der Moral, des politischen Willens, der rassischen Grundlagen oder der militärischen Disziplin gedeutet worden. Für Marxisten ist das Ende des Römischen Reiches die Konsequenz der quasi-bourgeois Lebensform einer zum Untergang verurteilten Sklavenhaltergesellschaft; für deren Gegner liegt der Todeskeim hingegen gerade in der Gewährung von Brot und Spielen und in der sozialen Fürsorge, die erst die Römer selbst und dann den Staat ruiniert habe.

Doch was ist Dekadenz – und vor allem: Woran lässt sie sich festmachen? Ist rücksichtsloser Materialismus ein Zeichen des Niedergangs oder gerade Merkmal eines robusten und aufstrebenden Gemeinwesens? Lässt sich der schleichende Verfall an der wirtschaftlichen Produktion oder am Geburtenrückgang messen? All dies ist vertreten worden – und auch das Gegenteil. Es gibt kluge Deutungen und skurrile, düstere stehen gegen optimistische. Nur eines gibt es nicht: einem schlüssigen wissenschaftlichen Beleg, und sämtliche Verfallsthesen leiden an der unklaren Begrifflichkeit der Dekadenztheorie.

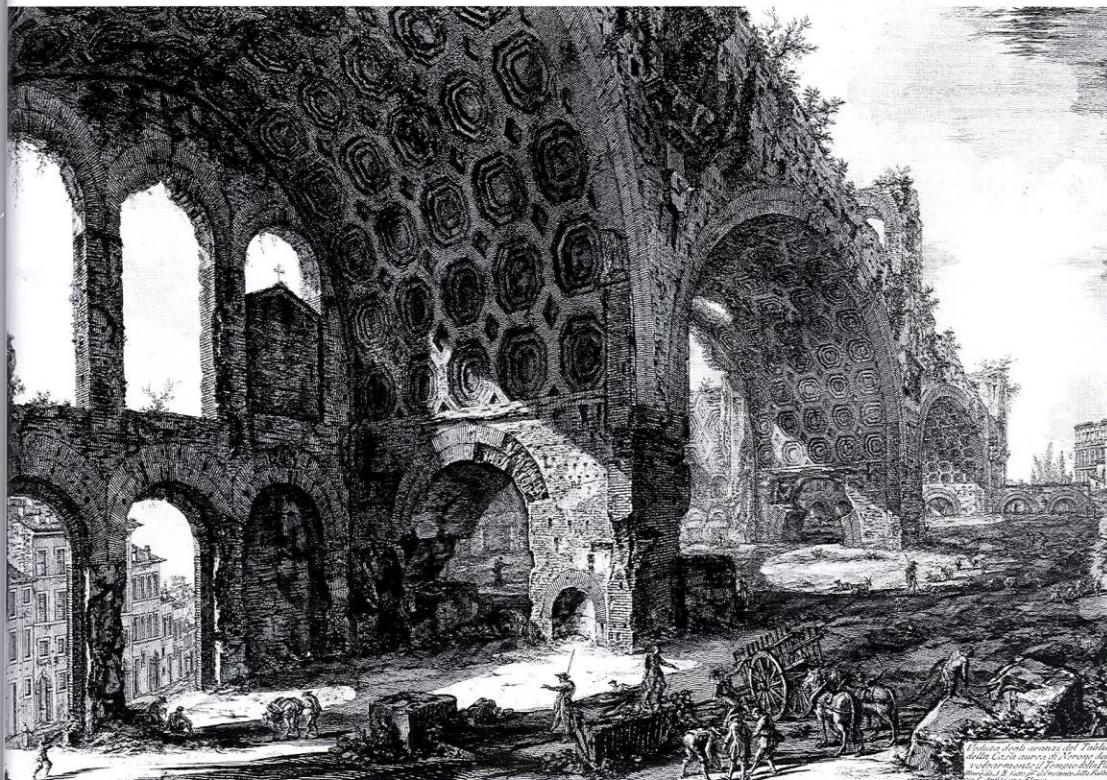
Deren Begriffswelt ist auch Grundlage eines weiteren Erklärungsmusters, das bereits in der Antike, aber auch bei den Humanisten der Renaissance außerordentlich populär war: die Annahme eines zyklischen, den menschlichen Le-

Im Winter 406 vereist der Rhein – und

bensaltern entlehnten Prozesses von Entstehung, Reife und Tod. Der Geschichtsphilosoph Oswald Spengler erhebt dieses „kulturmorphologische Modell“ 1923 zum Ausgangspunkt für den Vergleich unterschiedlicher Kulturreiche und findet dabei verblüffende ästhetische Parallelen. Wie die Mosaiken in Herculaneum oder die inhaltsleere Theatralik der kaiserlichen Prunkbauten einst Zeichen für die nachlassende Kraft der römischen Kultur gewesen seien, so würden nunmehr Impressionismus und Art deco auf den bevorstehenden „Untergang des Abendlandes“ weisen.

Doch wie das „ewige“ Rom seine Zeit hatte, so auch manche Theorie über dessen Untergang. Nach der Vorse-

Die Ruine der Domus Aurea, des Nero-Palastes



der Weg ist frei für die Heere der Germanen, das römische Gallien anzugreifen

»Die letzten Jahrhunderte des verfallenden
Römischen Reichs und die Eroberung durch die Barbaren
selbst zerstörten eine Masse von Produktivkräften; der Ackerbau war
gesunken, die Industrie aus Mangel an Absatz verfallen, der
Handel eingeschlafen oder gewaltsam unterbrochen.«

Karl Marx/Friedrich Engels, „Die deutsche Ideologie“, 1845

hung und den Varianten der zyklischen oder mehr zufälligen Dekadenz werden im 19. und 20. Jahrhundert vor allem sozialökonomische Faktoren als Ursache für den Verfall genannt – Bürokratismus, eine drückende Steuerlast sowie überzogene Militär- und Sozialausgaben hätten das Römische Reich in den Ruin getrieben.

Geißt hat die rabiate Abgabenpraxis Kleinbauern und Domänenbesitzer zu Schutzbündnissen gegen den Staat zusammengeführt und zur Entfremdung zwischen Bevölkerung und Staat beigetragen. Eine Erklärung für die plötzliche Aufgabe der kaiserlichen Macht im Westen liefert sie nicht, und generell verzeichnet die Geschichte keine Auflösung eines Staates wegen falscher Kassenführung.

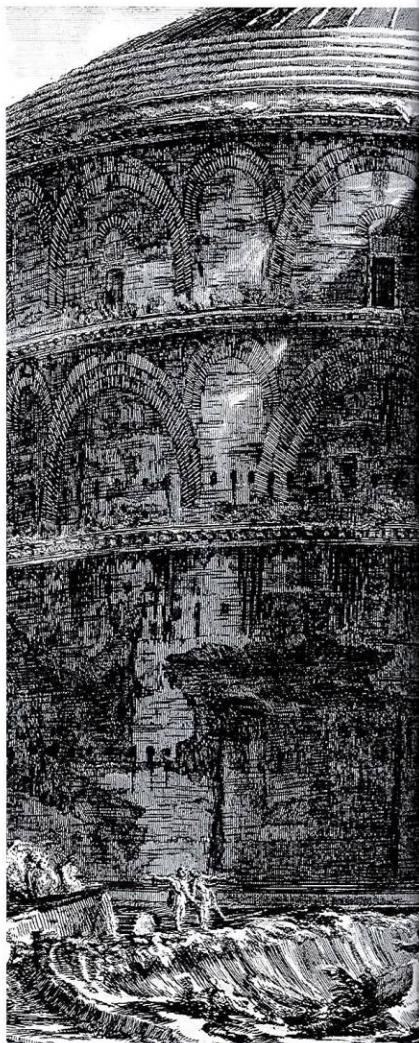
Für marxistische Denker ist das Ende des Römischen Reiches dagegen die gleichsam logische Konsequenz aus den Konflikten zwischen Kleinbauern und Großgrundbesitzern, Sklaven und freien Bürgern, Unter- und Oberschicht, Besitzenden und Besitzlosen - kurz: zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten.

Nur: Beweise für einen derartigen Klassenkampf fehlen ebenfalls.

Zwar führt – trotz der Finanzreform Diokletians im Jahr 294 – eine Hyperinflation zur Verarmung großer Teile der Bevölkerung. Doch anders als im republikanischen Rom kommt es weder zu Sklavenaufständen noch Bürgerkriegen, und nur in fernen Provinzen zeigt sich die Not in Unruhen, Steuerstreiks und marodierenden Räuberbanden. Die Hauptstadt aber bleibt ruhig, befriedet durch Brot und Spiele und freien Bäderbesuch. Auch die Lage der Sklaven ist längst nicht mehr so drückend wie in früheren Zeiten, und schon im 1. Jahrhundert hat die Zahl der Freilassungen einen solchen Umfang angenommen, dass mehrere kaiserliche Verordnungen erlassen werden, um sie zu begrenzen.

Was an sozialen Konflikten verbleibt, ist Sache der kaiserlichen Verwaltung. Uniformierte *agentes in rebus*, so etwas Ähnliches wie Staatskommissare zur Überwachung des Behördenapparats, kümmern sich auch um etwaige Unruhen auf Straßen und Plätzen – und beseitigen deren Ursachen, damit wieder Ruhe im Lande ist. Sozialökonomische Krisen mit revolutionären Wirkung aber gibt es nicht. Der Untergang des Römischen Reiches ist ein Untergang jenseits aller Lehrbücher der Dialektik.

Eine Zeit lang werden auch ökologische Gründe für den Zusammenbruch angeführt: Bodenerschöpfung, Klimaveränderungen oder Seuchen hätten zu Bevölkerungsschwund und Niedergang geführt. Doch die Wirkung der beiden agrarhistorischen Erscheinungen ist viel zu gering, als dass sie ein Weltreich in die Knie hätten zwingen können, und Seuchen treffen alle Völker gleichermaßen. Auch die einst populäre These einer schleichenen Vergiftung, hervorgerufen durch bleierne Wasserrohre, könnte höchstens den Untergang der römischen Bevölkerung, nicht aber den des Reiches erklären; zudem weist das einzige Skelett aus spätantiker Zeit gerade keine Bleirückstände auf.



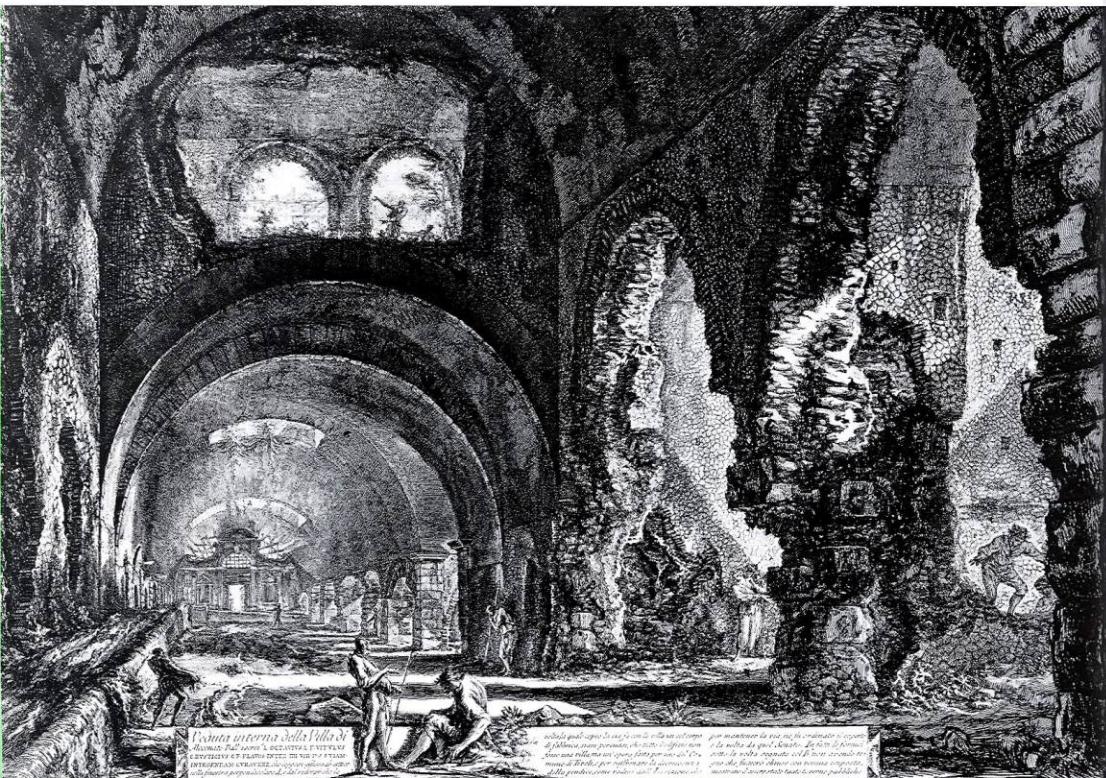
Zum ersten Mal seit 800 Jahren



fällt Rom in Feindeshand: Westgoten plündern die Ewige Stadt

»Alle diese Völker, die das Reich in Europa und Asien umgaben, zehrten nach und nach den Reichtum der Römer auf. Und so wie die Römer groß geworden waren, weil das Gold und das Silber der Könige ihnen zufloss, wurden sie jetzt immer schwächer, weil ihr Gold und Silber zu anderen Völkern gebracht wurde.«

Innenansicht der Naecenas-Villa



Das Kaisertum ist dem mächtigen Chef des Heeres im Weg. Also schafft er es ab -

»Kein Zeitraum der Vergangenheit regt noch jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, so starkes Schmerzgefühl auf als die Periode des Römersturzes und der beginnenden Germanenherrschaft in den Ländern alter Kultur.«

Gustav Freytag, »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«, 1859

Darüber hinaus ist der Rückgang der Geburtenraten mit der christlichen Ehemoral oder übermäßigem Luxus erklärt worden. Andere haben in der „Verbastardung“ der römischen Oberschicht die wahre Ursache entdecken wollen, während nach entgegengesetzter Ansicht gerade die nachlassende Assimulationskraft der herrschenden Kreise den Staat in den Abgrund geführt hätte. Doch wie bei allen anderen Erklärungsmustern bleibt auch hier die Frage: Warum verfällt nur das westliche, nicht aber das oströmische Reich?

EINEN WESENTLICHEN UNTERSCHIED gibt es: Byzanz besitzt die größere innenpolitische Stabilität. Als Kaiser Theodosius II. im Jahr 450 stirbt, sorgt der Heermeister und Schattenherrscher Aspar für einen raschen Übergang der Herrscherwürde auf Markian und nach dessen vorzeitigem Tod 457 auf Leo I. Danach gibt es 17 Jahre lang keinen Wechsel an der Spitze des oströmischen Reiches.

Anders ist die Situation im Westen. Irritiert von dessen ständig wachsendem Einfluss, lässt Kaiser Valentinian III. seinen Heerführer Aetius im September 454 ermorden. Armee und Oberschicht sind entsetzt. Und schon ein halbes Jahr später erschlagen zwei Getreue des Aetius den Kaiser auf dessen Landsitz. Damit ist die theodosianische Dynastie im Westen zum Ende gekommen, ein Grundpfeiler der politischen Legitimation für die dynastisch denkenden Soldaten gestürzt.

Was folgt, ist ein wilder Reigen von Mord und Umsturz und immer neuen Regenten, die nach dem Historiker Otto Seeck vorüberziehen „gleich der Königsreihe Banquos in der Hexenküche, wie Schatten, nicht wie lebendige Menschen“. In den 20 Jahren bis zum Ende des weströmischen Kaiserstums besteigen neun Herrscher den Thron, von denen nur einer mehr als fünf Jahre regiert; sechs von ihnen sind jeweils weniger als 16 Monate an der Macht. Und bis zur Ausrufung eines neuen Imperators bleibt der Thron oftmals über Monate unbesetzt.

Der letzte dieser Kaiser ist ein Kind von nicht mehr als sieben Jahren. Romulus Augustulus, als „kleiner Augustus“ verspottet, wird im Oktober 475 von seinem Vater, dem

Aber auch nachdem sein Onkel abgesetzt und dessen Vorgänger Zenon wieder in Amt und Würden ist, bleibt Odoaker bei seinem Entschluss, im Westen keinen Kaiser mehr dulden zu wollen. Jedenfalls schickt er im September 476 seinen Kind-Kaiser in Pension, kommt bei Zenon erfolgreich um den Ehrentitel *patricius* ein, der ihn als obersten Würdenträger im Westreich kennzeichnet, und herrscht fortan als *rex Italiae* – als König von Italien.

Damit ist das römische Kaisertum im Westen abgeschafft.

17 Jahre nach seinem Staatsstreich ist auch Odoaker am Ende. 493 entmachtet ihn der Ostgotenkönig Theoderich im Auftrag des Kaisers Zenon – und tötet ihn am 15. März bei einem Streit. Unter den Ostgoten erlebt Italien eine kurze Blüte. Mitte des 6. Jahrhunderts aber zerschlägt der oströmische Kaiser Justinian nicht nur die Herrschaft der Ostgoten, sondern auch die Strukturen von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft im ehemals weströmischen Reich und vollendet so dessen Untergang.

Neue Stämme ergreifen die Macht, andere verschwinden. In Gallien steigen die Franken auf, in Germanien die Bajuwaren und Sachsen, während die Wandalen schon 100 Jahre nach ihrer Eroberung Nordafrikas nur noch Erinnerung sind, eine blutige Fußnote der Geschichte. Die Gebiete des ehemaligen weströmischen Reiches sinken, bei aller faktischen Unabhängigkeit der dort jeweils Herrschenden, herab zu einer Kette von Provinzen innerhalb des byzantinischen Imperiums, zerrissen von immer neuen Kriegen zwischen Goten, Langobarden und anderen germanischen Stämmen.

EDWARD GIBBON HAT Rom kein zweites Mal besucht. Nach der Grand Tour kehrt er nach England zurück, wird Mitglied des Unterhauses sowie der für seinen Stand üblichen Clubs. Trotz seines großen literarischen Erfolges bleibt er bescheiden, ein korpuslebter, immer korrekt gekleideter Hinterbänkler, unauffällig, ruhig. Der Politik überdrüssig, zieht er 1783 erneut nach Lausanne und verfasst dort die letzten drei Bände seines Werkes, die dem Aufstieg und Fall von Byzanz gewidmet sind – auch sie werden ein großer Erfolg.

Gesehen hat der Engländer Konstantinopel nie, und nirgendwo in seinen Memoiren findet sich der Wunsch, der Fantasie durch eine Reise Nahrung zu geben. Der Mann, der so anschaulich geschrieben hat, braucht die Anschauung nicht. Aber als er 1794 im Alter von 56 Jahren stirbt, hat er der Geschichte des ersten und des zweiten Rom ein neues Gesicht gegeben.

und schickt den Imperator in Pension

Heermeister Orestes, zum weströmischen Kaiser ausgerufen. Doch schon zehn Monate später stürzt der Germane Odoaker, ein Hauptmann der Kaiserlichen Garde, den Heermeister und übernimmt selber die Führung der Armee.

Odoaker, Sohn eines Thüringers und einer Skirin, hofft bei seiner Rebellion vermutlich auf Sympathie, wenn nicht sogar auf Unterstützung aus Konstantinopel. Denn dort ist zu diesem Zeitpunkt sein Onkel Basiliskos Kaiser und sein Bruder Konsul. Vielleicht betrachtet Odoaker die Übernahme der Macht in Italien sogar als Familienangelegenheit – und hält deshalb einen Kaiser im Westen für überflüssig.

ASIENHANDEL

Die Männer aus Ta Ch'in

Das alte Rom ist nicht gerade als Eroberer der Weltmeere berühmt geworden. Dennoch gelangten bereits im zweiten nachchristlichen Jahrhundert die ersten Vertreter des Imperiums bis an die Südküste Chinas. Das zumindest meinen Wissenschaftler herausgefunden zu haben. Im Mittelpunkt der Forschung steht ein Ereignis, das sich im Jahre 166 n. Chr., dem 9. Jahr der Regierungsperiode „Yen-Hsi“ unter dem Kaiser Huan-ti, in China zutreffen haben soll.

Die Dynastiegeschichte „Hou-han-shu“ berichtet für dieses Jahr von einer Gesellschaft eines gewissen An-tun aus dem Land Ta Ch'in. „An-tun“ übersetzen Sinologen heute mit Antoninus und meinen damit den Kaiser Antoninus Pius, „Ta Ch'in“ identifizieren sie mit Rom und dessen Im-

perium. Allerdings wusste offenbar in der Stadt am Tiber niemand etwas von Landsleuten, die in China als Botschafter vorgesprochen hätten. Jedenfalls finden sich keine entsprechenden römischen Aufzeichnungen. Wissenschaftler vermuten deshalb, dass diese Reisenden einfache Händler oder Abenteurer aus den Provinzen im Gebiet des heutigen Syrien oder Jordanien gewesen sind. Denn die Geschenke, die sie den Chinesen überreichten – Elefantenzähne, Rhinoceroshorn und Schildpatt –, wären für eine offizielle Delegation des römischen Kaiserreichs nicht kostbar genug gewesen. Und die Schilderungen Ta Chins in chinesischen Quellen geben auch nicht die römische Hauptstadt wieder, sondern römische Provinzen an der östlichen Mittelmeerküste.

Die Karten des alexandrinischen Astronomen Ptolemaios, hier eine Kopie aus der Renaissance, gaben das Weltbild um 150 n. Chr. wieder – und waren vielleicht Wegweiser für römische Besucher in China

Immerhin muss es schon während der Westlichen Han-Periode (206 v. Chr. bis 9 n. Chr.) Kontakte zwischen dem Römischen Imperium und dem Reich der Mitte gegeben haben. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert taucht auf den Märkten Roms Seide chinesischer Herkunft auf. Plinius d. A. (23–79 n. Chr.) beklagte sogar in seiner *Naturalis Historia* die exorbitanten Ausgaben für Waren aus dem Osten: „Nach den niedrigsten Schätzungen entziehen Indien, die Serer (Chinesen) und die Halbinsel Arabien unserem Staat alle Jahre 100 Millionen Sesterzen: So viel kosten uns Luxus und Frauen!“ Eine Reihe von Zwischenhändlern machte die Geschäfte zwischen den beiden Weltreichen möglich. Den Landweg nach Indien kontrollierten die iranischen Parther, die wohl zur

„Jahmoo“-Partei, die von der Absicherung ihres Monopols eine Delegation aufhielten, die der chinesische General Pan Ch'ao 97 n. Chr. nach Rom entsandt hatte. Den Seeweg zwischen dem Golf von Bengalien und dem Südchinesischen Meer beherrschten hingegen vorwiegend indische und malaiische Kaufleute.

Wahrscheinlich hatte eine Beschreibung des Monsuns und dessen Nutzen für die Seefahrt durch den griechischen Steuermann Hippalus (1. Jahrhundert n. Chr.) jene Reisenden aus dem Römerreich, die sich Mitte des zweiten Jahrhunderts nach China aufmachten, zu ihrer Expedition ermutigt.

Zunächst segelten sie vermutlich durch das Rote Meer, entlang der Küste der arabischen Halbinsel – eine Route, die der in Ägypten amtierende Präfekt Aelius Gallus 26/25 v. Chr. für Rom gesichert hatte. Ein paar Jahre später hielt der Chronist Strabo fest, dass nunmehr jährlich 120 Schiffe nach Indien segelten, während es unter den letzten Ptolemäern nur 20 gewesen seien.

Von Südinien fuhren die Händler gewöhnlich über den Golf von Bengal und die Straße von Malakka in den Golf von Thailand, wo sie gegebenenfalls auf den Monsun aus Südwesten warten mussten. Der dafür wichtigste Ankerplatz war im 2. Jahrhundert n. Chr. die Hafenstadt Oc Eo im Mekong-Delta. Denn diese bot mit ihrem fruchtbaren Hinterland gute Versorgungsmöglichkeiten, und sie lag günstig für die Weiterfahrt entlang der vietnamesischen Küste nach China.

Historiker spekulieren darüber, ob die Stadt Oc Eo identisch ist mit der Stadt Kattigara, die Claudius Ptolemaios in seinem Werk „Geographike hyphegesis“ (um 130 n. Chr.), einer Beschreibung der damaligen Welt, erwähnt. In Oc Eo wurden später Medaillons mit Prägungen des römischen Kaisers Antoninus Pius (138 bis 161 n. Chr.) und dessen Nachfolgers Mark Aurel gefunden. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Mitglieder jener römischen Expedition damit detailliert haben.

Viele römische Reisende ließen ihr Schiff in Oc Eo zurück – möglich, dass sie aus Angst vor Piraten zu Fuß mit einer Karawane die Landenge von Kra überquerten und sich dann an deren Ostküste für die restliche Fahrt nach China auf einem fremden Segler einschiffen.

Die Ankunft der Römer in China im Jahre 166 hatte keine Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen dem Römischen Imperium und dem Reich der Mitte. Von den Geschenken waren die Chinesen jedenfalls enttäuscht – vor allem deshalb, weil den Erzählungen anderer Reisender zufolge Ta Ch'in als Land mit großen



Reichtümern wie Gold, Silber, Brokatstoffen, Edelstein und Glas gelogen hatte. Angesichts solcher Geschenke mussten diese Berichte offenbar stark übertrieben gewesen sein.

Was sich von jener römischen Expedition aber in China erhalten hat, ist zumindest eine Legende. Danach sollen die fremden Seefahrer damals zottelige Viehbeiner mit nach China gebracht haben – kleine Hunde, die heute noch als Urahnen der Pekinesen gelten.

Nora Luttmann

KATAKOMBEN

Labyrinthe unter der Stadt

Ende April 1997 tat sich in einer Straße nahe der Via Appia Antica südlich der Innenstadt Rom die Erde auf. Nach heftigen Regenfällen war der Asphalt eingebrochen, und es gähnte ein acht Meter tiefes und drei mal vier Meter weites Loch. Es eröffnete den Zugang zu einem bis dahin völlig unbekannten Teil der riesigen frühchristlichen Kallixtus-Katakome aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.

Immer noch hält der Untergrund der Ewigen Stadt Überraschungen bereit, längst sind nicht alle Grablabyrinthe mit den seit fast zwei Jahrtausenden darin verborgenen Heiligtümern wiederentdeckt und erkundet. Entlang der großen Ausfallstraßen, vor allem längs der Via Appia Antica, wo die ländliche Campagna im Süden beginnt, erstreckt sich unter der Erde eine Welt der Toten. Oberirdische Nekropolen gab es in dieser Gegend, außerhalb der Stadtmauern, schon in republikanischer Zeit, denn Bestattungen innerhalb des Stadtgebietes waren seit alters verboten. Hier ließen entweder einzelne Familien oder so genannte *collegia funeralicia* – Vereine, die ihren Mitgliedern den Service einer Art Sterbekasse boten – die Asche ihrer Verstorbenen beisetzen. Die Grundstücke dafür wurden entweder gekauft oder gepachtet.

Für die *colubaria* genannten Urnen-Häuser oder – Wände, in denen mitunter mehr als 1000 Aschegäbe aufbewahrt wurden, war hier

lange genug Platz. Doch als in der Kaiserzeit bei den Wohlhabenden die Leichenbestattung in Mode kam, die den in Rom ansässigen Juden und dann auch den Christen wegen ihres Glaubens an die physische Auferweckung der Toten ohnehin geboten war, wurde es eng im Gelände.

So trieb man kurzerhand Kammern in den weichen Tuff im Untergrund – oft mehrere Stockwerke tief – und verband sie durch lange Gänge. Die Leichname wurden in Tücher gehüllt, mit Kalk überschüttet und in *loculi*, schubladenähnliche Wandgräber, gebettet oder auch in den *cubicula*, in Kammern, beigesetzt. Inschriften auf den Verschlussplatten und Malereien erinnerten an die Verstorbenen.

Im Laufe der ersten vier nachchristlichen Jahrhunderte entstanden so um Rom fast 70 Katakomben. Die meisten waren nicht übermäßig geräumig. Eine großartig ausgeschmückte Anlage an der Via Latina aus der Zeit um 350 n. Chr. bietet gerade einmal 400 Toten Platz. Das Gängesystem der Kallixtus-Katakomben



Die »Griechische Kapelle« der Priscilla-Katakomben: Rund 70 dieser unterirdischen Begräbnisstätten gab es in Rom – manche mit Gängesystemen von zehn Kilometern Länge

be wuchs dagegen mit der Zeit auf eine Länge von zehn Kilometern, erstreckt sich unter einem Areal von mehr als sechs Hektar und birgt die Gebeine von vermutlich einer halben Million Verstorbenen.

Die frühen Christen bezeichneten einen solchen unterirdischen Friedhof einfach als *coemeterium*, Ruhestätte. Die Bezeichnung Katakomben stammt vom Namen einer unterirdischen Nekropole an der Via Appia, die in einem Gelände lag, in dem diese Straße ziemlich steil abfällt. Man

nannte diese Grabanlage daher *ad catacumbas* – übersetzt etwa „an der Senke“.

Besonders im Zusammenhang mit den Christenverfolgungen haben die Katakomben immer wieder die Fantasie von Romanautoren und Filmemachern angeregt. Aber anders als in den Monumentalepen aus Hollywood hat in diesen düsteren Irrgärtzen kein graubärtiger Apostel verschreckten Christenmenschen das Evangelium gepredigt. Die Katakomben waren niemals Zufluchtsorte,

RÖMISCHE ÄMTER

In republikanischer Zeit wurde die gesamte Exekutive mit Ausnahme des Diktators von der Volksversammlung gewählt – befristet und unbesoldet. Die Kandidaten mussten römische Bürger sein, ein bestimmtes Alter erreicht haben und wurden nach ihrer Amtszeit Mitglieder des Senats, des obersten Rates im Staate. Ihr Rang im Senat wuchs mit dem Rang des absolvierten Amtes.

Laufbahnämter (Magistrate)
Bauten grundsätzlich aufeinander auf. Mindestens zwei Inhaber kontrollierten jeweils einander und konnten Handlungen des oder der anderen durch Veto untersagen. Amtszeit: jeweils ein Jahr.

Quästur
Aufgaben: militärische und zivile Finanzverwaltung sowie Führung des Staatsarchivs. Die Zahl der Quästuren erhöhte sich von ursprünglich zwei auf 20. Mindestalter: 30 bzw. 25 Jahre (seit Augustus).

Ädilität

Aufgaben: Polizei- und Aufsichtsfunktionen, Ausrichtung der Spiele, Lebensmittelverteilung. Zahl der Adligen: vier. Mindestalter: 37

Prätor

Aufgaben: Wahrnehmung des höchsten Richteramts. Den Prätoren stand – wie den Konsuln – das *imperium* zu, umfassende zivile und militärische Amtsgewalt. Zahl der Prätoren: zunächst zwei, dann bis zu 18 (ab Augustus). Mindestalter: 40 Jahre.

Konsulat

Staatsspitze in republikanischer Zeit. Aufgaben: Leitung aller zivilen Angelegenheiten, Oberbefehl über die Armee, Einberufung von Senat und Volksversammlung. Zahl der Konsuln: zwei. Mindestalter: 43 Jahre. Zunächst nur Patrizier, aber seit 367/6 v. Chr. auch reiche Plebejer. Ex-Konsuln bilden als Konsulare die Senatsseite, übernehmen als Prokonsuln (wie auch ehemalige Prätoren als Proprätoren) die Verwaltung von Provinzen.

Sonderämter

Volkstribunat

Aufgabe: Interessenvertretung der einfachen Leute – zunächst vor allem Schutz des Volkes vor Übergriffen der Patrizier; Votorecht sogar gegenüber Handlungen der Konsuln. Zahl: bis zu 10. Das Tribunat wird allmählich in die Ämterlaufbahn integriert.

Zensur

Zensoren werden alle fünf Jahre für jeweils 18 Monate gewählt. Hauptaufgabe: Registrierung und Vermögens einschätzung der Bürger – für militärische Musterung und die Besteuerung. Zahl: zwei.

Diktatur

Im Falle des Staatsnotstands kann ein Konsul einen Diktator bestellen – auf Vorschlag des Senats und für maximal sechs Monate. Gegen diesen umfassende Gewalt richtet selbst das Veto eines Volkstribuns nichts aus.

Kultur

Libyen mit Tripolitanien

23. - 30.10., 25.12.01 - 1.1.02
Flug, Bus, Hotels/HP
ab DM 3.025,-/S 20.170,-

Syrien mit Baalbek

20. - 28.10., 29.12.01 - 6.1.02
Flug, Bus, ***/****Hotels/HP
ab DM 3.308,-/S 21.140,-

Höhepunkte Irans

20. - 29.10., 29.12.01 - 5.1.02
Flug, Bus, ***/****Hotels/HP
ab DM 3.140,-/S 21.210,-

Indien - Nepal

6. - 19.10., 18. - 30.11.01
Flug, Bus, ***/****Hotels/HP
ab DM 4.221,-/S 29.500,-

Peru - Land der Inkas

13. - 28.7., 15. - 30.7.,
12. - 27.10.01 Flug, Bus, Boot,
Zug, Hotels/NF, tw. HP
ab DM 6.475,-/S 45.330,-

Natur

Island mit Hochland

30.6. - 7.7., 14. - 21.7., 21. - 28.7.,
4. - 11.8., 18. - 25.8.01 Flug, Bus,
/*Hotels/meist HP
ab DM 3.485,-/S 26.220,-

Höhepunkte Islands

15. - 29.7., 22.7. - 5.8.,
29.7. - 12.8.01 Flug, Bus,
Hotels, Bauernhöfe/meist HP
ab DM 5.470,-/S 40.120,-

Naturwunder Südafrikas

13. - 23.7., 28.9. - 8.10.,
5. - 15.10., 2. - 12.11.01 Flug,
Bus, ***Hotels, Lodges/HP
ab DM 3.245,-/S 22.710,-

Namibia - Chobe NP - Viktoria Fäle

9. - 29.6., 14.7. - 3.8., 4. - 24.8.,
6. - 26.10., 13.10. - 2.11.01 Flug,
Bus, Hotels, Lodges/HP
DM 6.988,-/S 48.910,-

CAMPUS

sondern dienten stets nur der Grablegung und der Märtyrerverehrung. Auch war den römischen Behörden genau bekannt, wo sich die Friedhöfe der Christen befanden, rührten sie aber selbst in Zeiten der Verfolgung, wohl aus Respekt vor den Toten, nicht an.

So schlummerten die christlichen Toten dem Jüngsten Gericht entgegen: die Märtyreräpste des 3. Jahrhunderts etwa in einer Krypta der Kallixtus-Katakomben. Aber auch weniger heroisch verstorbenen Römer – Bäcker, Friseure, Weber, Gerber, Schneiderinnen, Maler, Anwälte und Offiziere. Ein Christ, das verrät seine Grabinschrift, trat sogar als Lenker bei Wagenrennen im Circus auf. Nachdem das Christentum 311 offiziell zugelassen und 391/2 zur Staatsreligion avanciert war, beerdigten die Christen ihre Toten auf Friedhöfen bei den immer zahlreicher werdenden Kirchen, und die Katakomben wandelten sich mehr und mehr zu Pilgerstätten.

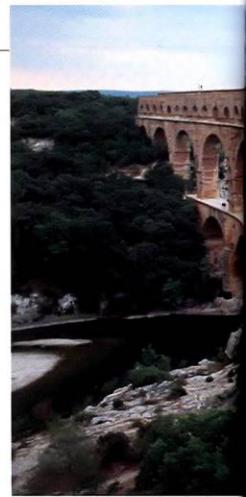
Indessen existierte vom 1. Jahrhundert n. Chr. an außer der christlichen noch eine weitere geheimnisvolle Welt unter den Straßen Roms – die des persischen Lichtgottes Mithras, dessen mystische Religion bis ins 4. Jahrhundert mit dem Christentum um die Gunst der Römer konkurrierte. Es waren vor allem Soldaten, die den Mithraskult erst nach Rom und dann bis in entlegene Winkel des Imperiums trugen.

Das größte bekannte Mithräum liegt unter den Caracalla-Thermen; weitere fanden sich am Circus Maximus und unter den Kirchen San Clemente und Santa Prisca. Demnach hatten die Christen die Kultstätten dieses Gottes also mit ihren Kirchen überbaut. Mehr noch: Sie adaptierten im 4. Jahrhundert den Geburtstag des Mithras und Tag der Wintersonnenwende, den 25. Dezember, als Geburtsdatum Jesu Christi.

Nicht zuletzt aber hatten die Römer in ihren Untergrund außer jenen Kultstätten auch etwas angelegt, das ganz dem Diessels zugewandt und eine staunenswerte, erst in der Neuzeit wiederholte zivilisatorische Leistung war: ein ausgeklügeltes Kanalsystem, in dem sich der Unrat der Millionenstadt zur Cloaca Maxima, dem Hauptsiel, hin wälzte, das ihn schließlich in den Tiber spie.

Der Überlieferung zufolge hatten schon die Tarquinerkönige diese Hauptschlägader der römischen Kanalisation im 6. Jahrhundert v. Chr. angelegt – als Entwässerungsgraben im sumpfigen Gelände um das spätere Forum Romanum. Zunächst floss die Cloaca Maxima offen bis zum Tiber und wurde dann teilweise überdeckt. Erst vom Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. erhielt sie ihr gewaltiges, mehr als vier Meter breites und ebenso hohes Gewölbe aus Tuff und Travertin, dessen verwitterte Mündung noch heute am Tiberufer nahe des Ponte Palatino zu sehen ist.

Sabine Lang



INGENIEURE

High-Tech aus Rom

Große Erfinder waren die Römer nicht – aber Perfektionisten. Sie bauten nicht die ersten Wasserleitungen des Altertums – aber die besten. Nicht die ersten Kriegsmaschinen – doch die mobilisten. Nicht die ersten Wassermühlen – aber wohl die größten. Welche Erfindung oder Errungenschaft ihnen aus den Provinzen ihres riesigen Imperiums auch immer nützlich erschien, die Römer führten sie zur Vollendung. Sei es die Vermessungstechnik oder die Glaserarbeitung, die Entwicklung medizinischer Instrumente, das Wasserklosett oder die Kanalisation.

Die meisten ihrer technischen Kenntnisse entliehen die Römer der griechischen Welt. Dazu gehörten auch die Kriegsmaschinen, die vor allem Stadtbefestigungen überwindbar machen sollten. Um 200 v. Chr. schreibt Philon von Byzanz, dass Mauern vierieinhalf Meter dick sein müssten, um Katapultgeschossen von 175 Kilogramm Gewicht standzuhalten. Die Leistung der römischen Techniker lag in der Entwicklung fahrbbarer Katapulte. Das kleine mobile *cheiroballista* verschoss Metallbolzen und hatte eine Reichweite von 640 Metern.

Es waren auch römische Ingenieure, die spätestens im 3. Jahrhundert v. Chr. aus dem Mittelmeerraum

abbekannten Kalkmörtel ein neues Material entwickelten: das *opus caementicium*. Durch die Zugabe von Vulkanerde und Gesteinsbruch wurde aus dem einfachen Kalkmörtel ein Gussbeton, der sogar unter Wasser abband und beinahe die Hälfte moderner Baustoffe erreichte – ein entscheidender Fortschritt für die Statik von Kuppeln, Brücken und Aquädukten, ein Wendepunkt in der Geschichte der Architektur.

Ein Meisterstück ist die 109 v. Chr. errichtete Milvische Brücke in Rom. Sie hielt mit ihren Bögen auf Betonfundamenten selbst dem Panzerverkehr des Zweiten Weltkriegs stand. Die neue Schalgußtechnik fand schließlich ihre Vollendung in Bauten wie dem Pantheon in Rom, dessen Kuppel frei tragend mehr als 43 Meter überspannt. Eine Kühne architektonische Glanzleistung aus der Zeit Kaiser Hadrians, die erst durch den modernen Spannbeton übertroffen wurde – 1800 Jahre später.

Doch die größte ihrer Ingenieurleistungen vollbrachten die Römer weder im Militärwesen, noch mit ihren Brücken und Straßen, sondern im Wasserbau.

Zeugnisse dieser Kunstfertigkeit sind unter anderem der 132 Kilometer lange Zaghouan-Aquädukt in Tunesien, der einst Karthago mit frischem Quellwasser beliefert hat. Oder die mit einem Gefälle von nur 0,04 Prozent angelegte, 50 Kilometer lange Zuleitung von Nîmes, bekannt durch ihr Teilstück Pont du Gard. Oder die Dämme, die Fluss- und Regenwas-



Meisterwerke des Wasserbaus: Der um 15 n. Chr. erbaute Pont du Gard ist 49 Meter hoch und 273 Meter lang. Mithilfe des castellum divisorium konnte das Wasser in der Stadt verteilt werden

ser aufstauten. Erst kürzlich entdeckten israelische Archäologen zwischen Tel Aviv und Haifa ein römisches Stauwerk, das Caesarea noch bis in das 19. Jahrhundert mit Wasser versorgt hatte. Dort sind sogar die 2000 Jahre alten Holzverschläungen für die Grundmauern des Damms aus Gussbeton erhalten geblieben. Am beeindruckendsten war die Wasserversorgung der Hauptstadt am Tiber, von der Plinius d. A. schwärmt, dass „es auf der ganzen Welt nichts gegeben hat, was eine größere Bewunderung verdient“. Sex. Iulius Frontinus, dem im Jahre 97 von Kaiser Nerva das Amt des *curator aquarum*, des obersten Wasserbeamten Roms, übertragen wurde, stand an der Spitze eines 700-köpfigen Stabes von Klempnern, Maurern und Eichmeistern und war für die

ser aufstauten. Erst kürzlich entdeckten israelische Archäologen zwischen Tel Aviv und Haifa ein römisches Stauwerk, das Caesarea noch bis in das 19. Jahrhundert mit Wasser versorgt hatte. Dort sind sogar die 2000 Jahre alten Holzverschläungen für die Grundmauern des Damms aus Gussbeton erhalten geblieben.

Am beeindruckendsten war die Wasserversorgung der Hauptstadt am Tiber, von der Plinius d. A. schwärmt, dass „es auf der ganzen Welt nichts gegeben hat, was eine größere Bewunderung verdient“. Sex. Iulius Frontinus, dem im Jahre 97 von Kaiser Nerva das Amt des *curator aquarum*, des obersten Wasserbeamten Roms, übertragen wurde, stand an der Spitze eines 700-köpfigen Stabes von Klempnern, Maurern und Eichmeistern und war für die

überwachung der Wasserverteilung und die Reparaturmaßnahmen zuständig.

Zu seiner Zeit hatte Rom neun Aquädukte, später elf. Ein Netz von insgesamt 500 Kilometer Länge aus weitgehend unterirdischen Gefleiteleitungen – durch Tunnel und mit Beton abgedichteten Kanälen, die nur auf kurzen Strecken über Wasserbrücken liefen – versorgte die Stadt unaufhörlich mit dem Stoff, der ein wesentliches Element der römischen Zivilisation gewesen ist.

Nur ein geringer Prozentsatz des kostbaren Quellstoffes wurde als Trinkwasser verwendet. Das meiste floss in die Thermen und Gärten, die Fischteiche, Springbrunnen und Wasserkaskaden – und von dort direkt in die Kanalisation: Rom war eine ewig plätschernde Symphonie der Verschwendungen. Die über 1000 Brunnen, durch die das Volk kostenlos mit Wasser versorgt wurde, verliegten nie. Selbst dann nicht, wenn die Aquädukte nur wenig Wasser führten.

Dafür sorgte ein kompliziertes System in den städtischen Verteilerstellen am Ende der Fernleitungen. Es war auf eine klare Priorität ausgerichtet: die Deckung des Sozialbedarfs. Fiel der Wasserspiegel, verlor zuerst die Versorgung der Privathäuser und dann die der Thermen. Nur bei absolutem Wassermangel fielen auch die öffentlichen Brunnen trocken.

Die Privathaushalte erhielten ihren Nachschub durch Druckleitungen aus Blei oder Ton, die nach dem Gesetz der kommunizierenden Röhren U-förmig angelegt waren. Je nach

Höhe des Ausgangs- und Endpunktes konnte der Druck in diesen Leitungen mehrere bar betragen. Überschritt er 3,5 bar (in einem Autoreifen herrschen etwa zwei), bestand die Gefahr, dass die Bleirohre barsten. Ventile und Wasserhähne gehörten daher in und an jede dieser Leitungen.

Natürlich war die Lieferung ins Haus nicht umsonst und ein Privatanschluss genehmigungs- und kostenpflichtig. Dabei bemässt sich das Wassergeld nach dem Durchfluss durch eine geeichte Bronzedüse, die – in der Leitung vom Verteilerturm zum Hausanschluss – nur von konzessionierten Klempnern installiert werden durfte. Ohne Stempel des Eichbeamten waren die Düsen nicht zugelassen. Trotz dieses aufwendigen Regelwerks kam es häufig zu illegaler Entnahme und zu Manipulationen an den Normdüsen, so dass sich der Curator aquarum vor allem einem widmen musste: der Verfolgung von Wasserdieben.

Im 3. Jahrhundert n. Chr. wurden über die elf Aquädukte täglich mindestens 500 000 Kubikmeter Wasser nach Rom befördert. Bei einer Einwohnerzahl von gut einer Million kamen damit 500 Liter auf Kopf und Tag. Das entspricht heute etwa zweieinhalb Badewannenfüllungen. Ein Luxus, den sich erst manche Industrialisierungen des 20. Jahrhunderts wieder leisteten.

Anja Herold

ROMS FRAUEN

Der Vater bestimmte. Oder der Gatte

Ein Tages trug Livia, First Lady des Imperium Romanum, ihrem Mann Augustus die Bitte vor, einem gallischen Petenten das römische Bürgerrecht zu gewähren. Wär hielte der Imperator das diesmal nicht für opportun, bot dem Gallier aber immerhin die Steuerfreiheit an, die er mit dem Bürgerrecht

erhalten hätte. Dass Livia sich derart in die Politik einmischte, kam häufiger mal vor. Selbstverständlich aber war das nicht. Dem Idealbild einer Frau aus den besten Kreisen Roms entsprach des Kaisers Gattin weit mehr, wenn sie gemeinsam mit anderen weiblichen Familienmitgliedern Wolle für ein Gewand des Herrn spann.

Als unübertroffenes Vorbild einer Frau von Stand, einer *matrona*, galt denn auch seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert Cornelia, die Mutter der berühmten Reformpolitiker Tiberius und Gaius Sempronius Gracchus. Als Abkömmling eines uradeligen Geschlechts und Tochter des Hannibalbezwingers Scipio Africanus war sie keineswegs eine unpolitische Frau: ihr Ansehen im Volk beruhte jedoch auf ihrer zwölfachen Mutterschaft und der Art und Weise, mit der sie später als Witwe ihre Kinder erzog. Diese Leistung und die Haltung, mit der Cornelia die Ermordung ihrer Söhne Tiberius und Gaius ertrug, dazu vielleicht die Tatsache, dass sie sogar das Eheangebot eines ägyptischen Königs ausschlug, löste den Volkschluss aus, ihr ein ehriges Standbild zu errichten.

Grundsätzlich bedurfte auch eine frei geborene Frau nach römischer Rechtsauffassung eines männlichen Vormunds. Rechtlich selbstständig wurde sie erst, sobald sie drei eheliche Kinder geboren hätte. Bis dahin war entscheidend für die gesellschaftliche Position einer Matrone die Form der Ehe, die sie eingegangen

Münzenhandlung GERHARD HIRSCH NACHFOLGER

Promenadeplatz 10/II, D-80133 München
Tel. +49-89-29 21 50 Fax +49-89-2 28 3675
E-Mail: coins@hirsch.com
Internet: www.coins@hirsch.de

Münzen · Medaillen
Numismatische Literatur
Antike Kleinkunst
Ankauf · Verkauf · Kundenberatung

Jährlich mehrere Auktionen

Mitglied im Verband der Deutschen Münzhändler e.V.,
der Asociación Internaciona de Numismatistas
Professionals (AINP), der Österreichischen
der Schweizerischen Numismatischen
Gesellschaft und der
American Numismatic Society

war: Entweder sie blieb weiterhin in der Gewalt ihres Vaters, des *pater familiæ*, aus dessen *patria potestas* selbst erwachsene Kinder nur mit väterlichem Einverständnis entlassen werden konnten. Oder sie unterwarf sich der Gewalt ihres Mannes. Dabei gründeten sich Ehen in Rom meist auf politischen und finanziell-

len Überlegungen. So verheiratete Caesar seine Tochter Iulia mit seinem damaligen politischen Weggefährten Pompeius, obwohl sie dem Servilius Caepio versprochen war, der bekam zum Ausgleich die Tochter des Pompeius angeboten, die ihrerseits schon mit einem anderen Mann verlobt war. Caesar selbst

nahm wenig später Calpurnia zur Frau, deren Vater Piso daraufhin zum Konsul gewählt wurde. Der jüngere Cato empörte sich denn auch darüber, dass die oberste Gewalt im Staat durch Heirat zugänglich werde und dass man sich durch „Weiber“ gegenseitig Provinzen, Armeen und Ämter zuschanze.

Solchem strategischen Einsatz von Frauen kam jene Form der Ehe, bei der die Verheiratete unter der Vormundschaft ihres Vaters oder auch ihres ältesten Bruders verblieb, durchaus entgegen. Zwar durften Frauen auch dann Vermögen erwerben, erbten oder vererben, wenn sie in der Gewalt ihres Gatten waren, doch ihre oft sehr beträchtliche Mitgift konnten sie als Mündel ihrer Väter im Falle einer Scheidung leichter zurück bekommen.

Seitens widersetzten sich Frauen den politischen Ansinnen ihrer männlichen Verwandten so konsequent wie Octavia, die Schwester Octavius, des späteren Kaisers Augustus. Der hatte sie im Jahr 40 v. Chr. zur Bekräftigung seines Bündnisses mit Mark Anton verheiratet. Als dann die beiden Männer später zu Todfeinden wurden, trotzte Octavia dem Drängen ihres Bruders und weigerte sich, in die Trennung von ihrem Ehemann einzuwilligen.

Vielmehr sorgte sie weiterhin nicht nur für ihre eigenen, sondern auch für die Kinder aus der ersten Ehe Mark Antons und suchte sogar zwischen ihrem Bruder und ihrem Mann zu vermitteln. Der freilich dankte ihr diese Treue schlecht und begann ein Verhältnis mit der ägyptischen Königin Kleopatra.

Aber selbst wegen eines so offenkundigen Ehebruchs hätte Octavia, sogar wenn sie gewollt hätte, nicht auf Scheidung klagen können. Denn Scheidungsbegehren wegen Untreue standen nur den Männern zu. Die hinter dieser Rechtskonstruktion stehende Doppelmoral geläufig schon der römische Jurist Ulpian. Beiging eine Frau Ehebruch, war das aus juristischer Sicht sogar eine Straftat, die sie bei einer Verurteilung die Hälfte ihrer Mitgift und ein Drittel ihres Vermögens kostete. Immerhin riskierte auch ihr Liebhaber eine Menge – nämlich die Hälfte seines Vermögens. Überdies wurden beide Delinquente aus Rom verbannt. Während die Frauen aus besseren Kreisen sich außer um das Gebären von Kindern und das traditionelle Spinnen und Weben vor allem um die Organisation des Haushalts mit oft vielen Sklaven zu kümmern hatten, durften Frauen aus den Unterschich-

DIE VINDOLANDA-TAFELN

Was die gebildeten Römer dachten und schrieben, weiß die Wissenschaft schon lange aus den Texten der Klassiker. Doch was bewegte die Menschen, die in Roms kältester Provinz hoch oben im Norden, in Britannien, Dienst taten?

„...Ich habe Dir... wollene Fußlap-
pen aus Sattu, zwei Paar Sandalen
und zwei Paar Unterhosnen ge-
schickt... Beste Grüße an... Epis,
... Tetricus und alle Deine anderen
Kameraden in der Messe, mit denen
Du, wie ich hoffe, in größter Zufrie-
denheit zusammenlebst...“

Diesen Brief erhielt einst ein römis-
cher Legionär in Britannien, an der
äußersten Nordgrenze des Imperi-
ums – Absender unbekannt, viel-
leicht ein besorgtes Familienmit-
glied. Er wurde vor etwa 1900 Jahren
mit Tinte auf ein hauchdünnes
Holztäfelchen geschrieben und war
das erste Schriftstück dieser Art, das
der englische Archäologe Robin Bir-
ley 1973 in dem früheren römischen
Fort Vindolanda am Hadrianswall

fund. Bis heute haben die Ausgräber dort rund 1600 Holztäfelchen oder Wachstafeln geborgen: Briefe und Empfehlungsschreiben von Soldaten und Offizieren, Provinzialisten, Materialbestellungen, Dienstpläne.

So schrieb die Offiziersgattin Claudia Severa an ihre Freundin Sulpicia Lepidina, Ehefrau des Flavius Cerialis: „Ich lade Dich, Schwester, von ganzem Herzen ein, am 11. Septem-
ber zur Feier meines Geburtstags zu uns zu kommen. Schon Deine Anwesenheit wird mir den Tag verschö-
nen.“

Es folgen Grüße ihres Mannes Aelius (wohl Aelius Brocchus, der Komman-
dant eines nahe gelegenen Forts) und ihres kleinen Sohnes. Zum Schluss ein intimes PS: „Ich erwarte Dich, Schwester. Mögest Du ebenso gesund bleiben wie ich, Schwester,
meine Liebe.“

Die Forscher fanden auch ein Empfehlungsschreiben an einen der Kom-
mandanten von Vindolanda, Flavius Cerialis: „... Karus an seinen Ceria-
lis, Grüße... Brigonius hat mich ge-

beten, ihn Dir zu empfehlen... Ich
erwarte, dass Du es für richtig hältst,
ihr Annia Equester zu empfehlen,
dem zuständigen Zenturio der Re-
gion in Lugualium. Wenn Du das
tust, bin ich Euch beiden dankbar,
in seinem Namen und meinem. Ich hoffe,
dass Du richtig zufrieden bist und
Dich bester Gesundheit erfreust. Le-
be wohl, Bruder...“

Aufschlussreich auch der Brief zweier Kommandanten an ihren Kollegen Flavius Cerialis in Vindolanda. Es geht um eine Mission, vielleicht eine Reise, ein Treffen oder einen Feld-
zug: „Niger und Brocchus an ihren Cerialis, Grüße. Wir hoffen, Bruder,
dass Du mit dem, was Du tun wirst,
Erfolg hast. Wahrlich, es wird so
sein, denn beides stimmt: unser Ge-
bet für Dich und dass Du es ver-
dienst. Sicherlich wirst Du bald un-
seren Gouverneur treffen. Wir hof-
fen, unser Herr und Bruder, dass Du
gesund bist...“

Diese Entdeckungen (das eigenhän-
dige Postscriptum der Claudia Se-
vera unter ihrem – von einem Be-
rufsschreiber verfassten – Brief ist
die früheste erhaltene Handschrift
einer Frau in lateinischer Sprache)
verdanken die Archäologen vor allem
unterirdischen Wassersquellen. Denn
sie haben das Erdreich stets feucht
gehalten. Zusammen mit den flüssi-
gen Abfällen des römischen Forts
und denen seiner zahlreichen Gerber
entstanden optimale Erhaltungsbe-
dingungen für organische Stoffe.

Neben den Tafeln fanden die For-
scher auch Reste von Schuhen, Zelt-
stücken und Taschen aus Leder, von
Schüsseln, Bechern, Eimern, Kam-
men und Löffeln aus Holz, sogar eine
Damenperücke aus Moos: anrühr-
ende Zeugnisse des täglichen Lebens
aus dem Grenzposten Vindolanda,
hoch oben im barbarischen Norden
des Imperiums.

Anja Herold



Die früheste erhaltene Handschrift einer Frau in lateinischer Sprache: ein Brief, in dem die Offiziersgattin Claudia Severa ihre Freundin Sulpicia Lepidina zu ihrem Geburtstag einlädt. Gefunden im römischen Fort Vindolanda, nahe dem heutigen Chesterholm in England



Frauen hatten es schwer in Rom: Sie durften nicht wählen und hatten auch sonst unter dem Patriarchat wenig zu sagen. Immerhin wurden sie ihrer Schönheit wegen verehrt, wie die pompejanischen Fresken der drei Grazien und des jungen Mädchens zeigen. Ausnahme: Livia, die Gattin des Augustus (links), die sich in die Politik einmischte und der nach ihrem Tod ein Ehrenbogen errichtet wurde

ten sich für nichts zu schade sein. Und viele nummer Freiglassene traten die gleiche Arbeit, die sie zuvor als Sklavinnen hatten erledigen müssen – als Hebamme oder Amme, als Küchenmagd und Haushaltsgeliebte, als Sekretärin oder Kammerzofe, als Friseuse und Masseuse. Oder sie arbeiten in Handwerksbetrieben wie Wäschereien, Schlachtereien oder in Gaststätten, wo der Übergang von einer Kellnerin zur Prostituierten fließend gewesen sein dürfte.

Bei den Wahlen in der Volksversammlung hatten Frauen aus dem Volk indessen keine Stimme – ebenso wenig freilich die Gattinnen der Ritter und Senatoren. Weibliche poli-

tische Intelligenz wurde in der römischen Männergesellschaft kaum einmal so akzeptiert wie von Augustus im Falle seiner Gattin Livia. Selbst deren Sohn Tiberius, der Nachfolger des Augustus, war über das Renomme seiner Mutter eher verärgert als stolz und torpedierte nach ihrem Tod im Jahre 29 n. Chr. einen Senatsbeschluss, nach dem für Livia postum ein Ehrenbogen errichtet werden sollte.

Erst Kaiser Claudius sorgte für die Apotheose seiner Großmutter Livia – womit Rom's langjährige und kluge First Lady schließlich doch noch Aufnahme unter die römischen Götter fand.

Michael Alpers

ARCHÄOLOGIE

Die Suche nach der römischen »Titanic«

Wenn einer der römischen Kaiser so richtig Geld verprasst hat, dann Gaius Caesar Germanicus, der von 37 bis 41 herrschte und besser bekannt ist als Caligula, das „Soldatenstiefchen“. Das Heck seiner Schnellsegler ließ der vergnügsuchige Imperator mit Edelsteinen verzieren und das Oberdeck von Weinranken und Obstbäumen be schatteten. Von Musik und Tanz erheitert, schipperte Caligula dann die Küste Kampaniens entlang – so berichtet es jedenfalls der antike Biograf Sueton.

Tatsächlich sind zwischen 1928 und 1932 auch zwei Prunkbarken geborgen worden, die Caligula zugeschrieben werden – allerdings nicht im Golf von Neapel, sondern im Ne mi-See, 25 Kilometer südöstlich von Rom.

Beide Schiffe waren über 70 Meter lang, 20 Meter breit und mit farbigen Mosaik- und Marmorböden, beheizbaren Bädern, Statuen und Bronzesäulen ausgestattet.

Im Juli 1999 stieß dann ein Taucher etwa 750 Meter vor dem Ort Camarina an der Südostküste Siziliens auf Gegenstände, die möglicherweise ebenfalls von einem der Lustschiffe Caligulas stammten. Der Archäologe Giovanni Di Stefano vom Museo archeologico di Camarina hofft, hier könnte so etwas wie eine „Titanic des Römischen Imperiums“ gefunden werden.

Die Straße von Sizilien – zwischen Afrika und der großen italienischen Insel – war im Altertum wegen ihrer zahlreichen Sandbänke und der häufigen Stürme gefürchtet. Allein während des ersten Punischen Krieges soll Rom hier im Jahre 255 v. Chr. in einem einzigen Orkan 100.000 Soldaten und Seeleute verloren haben. Mehr als 20 römische Wracks wurden bisher vor der sizilianischen Küste entdeckt.



Eine von mehreren Bronzekannen, die Archäologen auf dem Meerestief vor Sizilien gefunden haben und die zur Ausstattung eines luxuriösen Kreuzfahrtschiffes gehört haben könnten

Jetzt ist man dabei, die Relikte jenes Schifffes zu bergen, deren erstes der Taucher 1999 ans Licht gebracht hat. Mehr als 30 Bronzeobjekte sind unter der Aufsicht Di Stefanos bereits von einer Sandbank in sechs Meter Tiefe heraufgeholt worden. Der bislang spektakulärste Fund ist eine 50 Zentimeter große Bronzestatue des Merkur, des Gottes der Kaufleute. Sie könnte laut Di Stefano zu einem lararium gehört haben, einem kleinen Heiligtum für persönliche Schutzgötter.

Unweit davon lagen bronzenen Öllampen, die womöglich einst die Kabine des Kapitäns oder eines hochgestellten Passagiers beleuchtet haben. Einige dieser Lampen – mit einem Pu-

1700 JAHRE



Gordian III., römischer Kaiser 238-244 n. Chr., Doppel-Denar, Silber
• Römische Original-Silbermünze aus der Antike – über 1700 Jahre alt!
• Echtes antikes Zeitdokument – die Faszination der Antike erleben!

• Portofreie Lieferung mit Echtheitsgarantie und Zertifikat zum Sensationspreis von nur 139,- DM, bequem gegen Rechnung mit vollem 20-Tageigen Rückgaberecht.

NUR 139,- DM

Einfach anfordern:
JS-ANTIKEN – Jörg Schachschneider
Imbrosweg 76 B, 12109 Berlin
Telefon: 030-703 52 56

makopf am Griffende – stammt aus Kampanien, eine andere aus Alexandria. Außerdem fanden sich der Sockel eines Leuchters, eine Bronzestütze der ägyptischen Göttin Isis mit Kuhgehörn und Sonnenscheibe sowie eine Vielzahl dekorierter Metallgefäße.

Derartig aufwendig verzierte Stücke sind sonst nur aus den Wohnhäusern der römischen Oberschicht bekannt. Deshalb glaubt Di Stefano, dass hier das Schiff eines sehr reichen Römers untergangen sein müsse.

Denn schon damals haben Bildungs-bürger weit Schiffsreisen auf sich genommen, um berühmte Plätze der Vergangenheit zu besuchen. Zum Standardprogramm gehörten das Schlachtfeld von Marathon, wo die Athener unter Miltiades 490 v. Chr. die Perser besiegt hatten, die Memnon-Kolosse am Nil, das Grab Alex-

Ein Wandhaken in Form einer Hand und eine Bronzestatue des Händlergottes Merkur: Ob diese Funde einst ein kleines Heiligtum auf dem Schiff geziert oder aber zur Ladung gehört haben, konnten die Forscher bis jetzt noch nicht klären



anders des Großen in Alexandria sowie das Apollon-Helikum in Delphi. Doch die meisten dieser Reisenden buchten eine Passage auf mit Kabinen ausgerüsteten Handelsschiffen. Nur sehr wenige Römer konnten sich eigene Schiffe leisten – wie etwa Caligula.

Auf den Spuren von Kriegern, Kaisern & Königen.



Münzen sind die Zeitzeuge unserer Geschichte. Nur der Fachmann Ihres Vertrauens kann Sie beim An- und Verkauf dieser Kostbarkeiten richtig beraten. Ob antikes Mittelalter oder Neuzeit: Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung. Sprechen Sie mit uns. Wir helfen Ihnen gern beim Ausbau Ihrer Sammlung.

Auktionen · Lagerkataloge · Ankauf · Verkauf



Fritz Rudolf Künker
MÜNZENHANDLUNG

Garnbergstraße 23 · 49076 Osnabrück · www.kuenker.de · info@kuenker.de
Tel. 05 41 / 96 20 20 · Fax 05 41 / 96 20 222
Mitglied im Verband der Deutschen Münzbänder e.V.
Association Internationale des Numismates Professionnels (AINP)



Vielleicht aber liegt vor der Küste von Camarina auch nur das Wrack eines Frachtschiffes mit kostbarer Ladung. Auch Di Stefano muss da noch rätseln, weil das Schiff selbst bisher vollständig von der Sandbank begraben ist und nicht eine einzige Platte freigelegt werden konnte. Und noch fehlt dem italienischen Archäologen für die aufwendige Bergung einfach das Geld.

Die Technik allerdings, mit der 1928 die Lustschiffe Caligulas aus dem Nemi-See geborgen worden sind, wird keinesfalls erneut anzuwenden sein: Italiens Diktator Benito Mussolini hatte den See damals einfach leerpumpen lassen.

Anja Herold

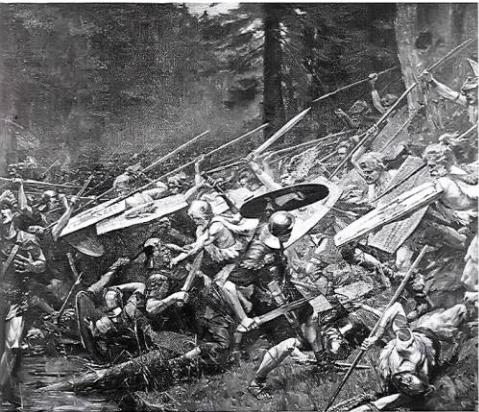
VARUSSCHLACHT

Die Falle der Cherusker

Das Maultier hatte nicht lange leiden müssen. Es war an einem Genickbruch gestorben – und für Susanne Wilbers-Rost ist sein Skelett „der verblüffendste Fund des Jahres“. Sie ist die Leiterin der Grabungen in einem hügeligen Gelände bei Bramsche-Kalkriese nahe Osnabrück, das mit hoher Wahrscheinlichkeit Schauplatz der legendären Varusschlacht gewesen ist. Im Jahre 9 n. Chr. haben dort Germanenstämme unter der Führung des Cheruskerfürsten Arminius drei komplett, vom Statthalter P. Quintilius Varus befehligte römische Legionen und einige weitere Abteilungen vernichtet – schätzungsweise 20 000 Mann. Der Ort des Blutbads, den der römische Historiker Tacitus in den *Teutoburgiensis saltus*, den Teutoburger Wald, ansiedelte, war lange umstritten. Erst 1987 gelang es dem englischen Offizier und Amateurarchäologen J. A. S. Clunn, einer von dem deutschen Althistoriker Theodor Mommsen schon gut 100 Jahre zuvor vertretenen, von der Fachwelt jedoch kritisierten These mit einem Metaldetektor zu erähren: Er entdeckte in jenem Gelände bei Bramsche-Kalkriese 12 Denare und einige römische Schleuderbleie.



Die eiserne Gesichtsmaske eines römischen Offiziers, die bei Kalkriese, dem Schauplatz der Varusschlacht, gefunden worden ist



Kulturell, wirtschaftlich und politisch waren die Germanen den Römern hoffnungslos unterlegen. Im Herbst des Jahres 9 n. Chr. aber haben sie alles richtig gemacht – als die Cherusker unter Arminius die XVII., XVIII. und XIX. Legion unter Varus vernichtend schlugen. Nachempfunden auf dieser Lithographie aus dem 19. Jahrhundert

Bei weiteren Grabungen wurden noch mehr Münzen, darunter drei aus Gold, zahlreiche Kupferaschen, Fern- und Nahkampfwaffen und Skelettreste von Menschen und Tieren geborgen – sowie die älteste bis heute gefundene Maske eines römischen „Gesichtshelms“, die den Kopf wie ein Visier schützte. Insbesondere die Münzen liefern einen entscheidenden Anhaltspunkt für die Datierung und damit indirekt auch für die Lokalisierung der Varusschlacht: Bislang hat sich kein Geldstück gefunden, das später als 9 n. Chr. geprägt worden ist.

Das im Sommer 2000 entdeckte Maultierskelett liefert nach Ansicht von Susanne Wilbers-Rost „eine Momentaufnahme aus dem Schlachtgescenhe“. So ist aus der Lage des Skeletts, der eisernen Trense im knöchernen Maul und der Bronzeglocke am Hals zu schließen, dass dieser Halbesel nicht als Reit-, sondern als Lasttier im Tross gedient haben muss. Wahrscheinlich hatte er in Panik versucht, dem Schlachtgetümmel zu entkommen, war blindlings auf den Wall der Germanen zu galoppiert und hatte sich dort das Genick gebrochen.

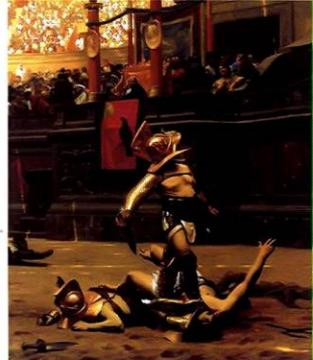
Der Wall belegt, dass die Germanen den Hinterhalt sorgfältig vorbereitet haben. Arminius kannte die militärische Routine der Legionen genau: Er sprach Latein, hatte eine cheruskische Hilfstruppe der Römer befiehlt und war mit römischem Bürgerrecht und Ritterung ausgezeichnet worden. Nun lockte er Varus und dessen Leute in eine bewaldete, von Mooren und Tälern durchzogene und deshalb unübersichtliche Gegend des Wiehengebirges. Zwischen einem Berghang und einem Moor verengte er den Weg mit etwa zwei Meter hohen und insgesamt 400 Meter langen Wällen auf Grasoden, so dass die Legionen ihre Marschordnung aufgeben mussten und sich dann auch nicht in ihrer gewohnten Schlachtförderung aufstellen konnten.

Die Taktik hatte Erfolg. Die Schlacht endetet für Varus mit einem Desaster. Die Wallanlagen haben aber nicht nur das Kriegsglück der Germanen begünstigt, sondern erwiesen sich auch zwei Jahrtausende später als Glück für die Archäologen. Denn die Wälle fielen großenteils schon während der mehrtagigen Schlacht im Dauerregen zusammen und begruben dabei das Maultier, der Waffen und andere Gegenstände – so eine eiserne Axt, einen Zelthering und Gewandfibeln – mit Erde und Schlamm.

Alle diese Funde sind archäologische Sensationen – besonders die Tier- und Menschenknochen, die offenbar begraben worden sind. Menschliche Schädel weisen Verletzungen durch Schwerthiebe auf, sind also weitere Indizien für ein Schlachtgescenhe. Die Gebeine müssen vor der Bestattung längere Zeit auf bloßem Boden gelegen haben. Tatsächlich hat Germanicus, der Enkel des Mark Anton, auf einem Rachefeldzug 15 n. Chr. das Schlachtfeld erreicht und die sterblichen Überreste der Legionen beerdigte.

Die Niederlage des Varus hatte einschneidende Konsequenzen für die Präsenz der Römer in Germanien, die inzwischen auch archäologisch zu belegen sind: In Lahnau-Waldgirmes bei Wetzlar haben Archäologen die Reste einer bedeutenden römischen Siedlung entdeckt – unter anderem die Fundamente des ältesten Steinbaus nördlich der Alpen und Reste einer Reiterstatue. Das sind Hinweise darauf, dass sich hier nicht nur ein Militärlager, sondern ein auf Dauer angelegter Ort befunden hat – der nach dem Sieg des Arminius offenbar fluchtartig evakuiert worden ist. Zwar verkündete Kaiser Augustus noch in seinem kurz vor seinem Tod im Jahre 14 verfassten „Tatenbericht“, er habe Germanien *ad ostium Albis fluminis* – „bis zur Mündung der Elbe“ – befriedet. In Wirklichkeit aber hatten die Römer seit der Varusschlacht im Jahre 9 genug damit zu tun, die Rheingrenze zu verteidigen.

Michael Alpers/Claus-Peter Lieckfeld



Römische Historie die fasziniert. Aus unserem großen Blankwaffensortiment aus aller Welt.

Römisches Luxusschwert Typ Gladius.

Klinge 420 rostfrei, gehärtet. Griff vergoldet und reich verziert. Gesamtlänge 79 cm.

Nr. 12920 **DM 238,-**

Römisches Kurzschwert mit Scheide.

Kräftige, rustikale Ausführung, Klinge aus gehärtetem Kohlenstoffstahl, Holzgriff, Scheide: Holz mit schwarzem Bezug und Metallbeschlägen. Gesamtlänge 75 cm.

Nr. 81212 **DM 199,-**

Lieferung erfolgt per Nachnahme oder Angabe der Kreditkarte Eurocard, Visa usw. (Bitte Altersnachweis beilegen).



Stahlwarenhaus Hebsacker

Gelbinger Gasse 16

D-74523 Schwäbisch Hall

Tel. (07 91) 8 40 91, Fax (07 91) 80 28

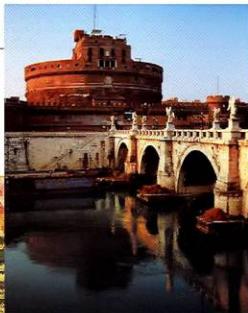
E-Mail: Stahlwarenhaus.Hebsacker@t-online.de



Rom, etwa zur Mitte des 3. Jahrhunderts: Caracalla hat bereits seine Thermen einrichten lassen (rechts unten), der Konstantinsbogen aber (nahe dem Kolosseum)



ist noch nicht errichtet



Die Hauptstadt der Welt – und was von ihr geblieben ist

1 Hadrians Mausoleum: die Engelsburg



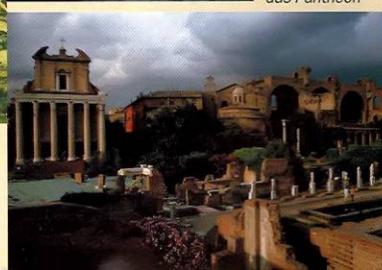
2 Einkaufszentrum:
die Trajansmärkte



3 Arena der Gladiato-
ren: das Kolosseum



4 Prachtbau für die Götter:
das Pantheon



5 Zentrum der Repu-
blik: Forum Romanum

gelangte zu der Überzeugung, dass diese Krankheit eine Strafe der Götter war. Sein Liebesleben wirkte in ihren Augen offenbar übertrieben abwechslungsreich.

Theodoros brachte, auf Anordnung eines Priesters, drei Opfer dar: Für die Sache mit Trophime ließ er ein Schaf, ein Rebhuhn und einen Maulwurf schlachten. Die Verführung der tugendhaften Ariagne sühnte Theodoros mit einem Ferkel und einem Tunfisch. Um seine Verfehlungen mit Arethusa vergessen zu machen, mussten ein Huhn, ein Spatz und eine Taube ihr Leben lassen, als Zugabe opferte er Getreide und Wein.

Zum Abschluss der Bußaktion ließ Theodoros eine Inschrift in Stein hauen, mit der er seine Verfehlungen und seine Buße öffentlich bekanntete. Der Stein steht noch heute. Ob Theodoros sein Augenlicht wieder erlangte, bleibt im Dunkel der Geschichte. Die Sitten der Beicht- oder Sühne-Inschriften war nur in einem kleinen Teil des Römischen Reiches verbreitet, in der Provinz Asia, die heute zur Türkei gehört. Die dortige Landbevölkerung verstand die Idee der Beichte allerdings ein wenig anders als die Katholiken heute: Ob den Göttern etwas missfallen hatte, merkte man daran, dass sie einen bestrafen, zum Beispiel mit Krankheit oder einem Misserfolg. Was nicht bestraft wurde, das hatten die Götter eben nicht bemerkt. Deshalb musste man es auch nicht beichten.

Das öffentliche Geständnis, das Opfer und die Wiedergutmachungen waren ein Geschäft zwischen Gott und Mensch, ein Geben und Nehmen, und wohl weniger ein Zeichen für sittliche Zerknirschung oder die Reue eines Sünder.

Aber welche Verfehlung kostete wie viel und aus welchem Grund? Was hat Theodoros mit Ariagne wohl angestellt, um bei dem zuständigen Priester den Urteilsspruch „Ferkel und Tunfisch“ zu provozieren? Wie im Detail hat man sich eine sittliche Verfehlung vorzustellen, die nur durch den Tod eines Maulwurfs gesühnt werden kann?

Vielleicht ist es ja doch ganz gut, dass wir über das Privatleben der Menschen im Imperium Romanum nicht alles wissen. *Harald Martenstein*

BELLETRISTIK

Kitsch, Klischees und Christen: Das Komitee des Nobelpreises hat sich schon oft geirrt, doch seit so danebengegriffen wie bei dem Polen Henryk Sienkiewicz, dem es 1905 den Preis für „Quo vadis?“ verlieh. Das Epos wälzt in ungeheurer Breite das Schicksal der ersten Christen aus, die unter Nero als Löwenfutter oder Menschenfackeln den Märtyrertod erliden. Sienkiewicz' frühe Christen sind so unendlich edel, gut und opferbereit, dass sich selbst gullwillige Leser fragen, wie diese Langeweihe je einen einzigen Heiden bekehren konnten. Tipp: Statt des Romans lieber den Film von 1951 besorgen, in dem ein genialischer Peter Ustinov Nero so gekonnt verkörpert, dass selbst habilitierte Althistoriker Schreie des Entzückens austößen (dtv, 622 Seiten; DM 22,50).

Er stotterte, hinkte und sabberte und wollte sicher nie Imperator werden – der Bucherwurm und Frauenverkenner Claudius. Doch als die Wahl der Prätorianer auf ihn fiel, nachdem sie seinen Neffen Caligula im Jahre 41 ermordet hatten, musste Claudius regieren. Diesem Mann hat Robert von Ranke Graves schon vor über 60 Jahren eine wunderbare Autobiografie erdacht: ein nahezu fiktentreues Sittengemälde der frühen Kaiserzeit und das liebvolle Porträt eines Menschen, den seine Zeitgenossen für einen Dummkopf hielten („Ich, Claudius, Kaiser und Gott“, dtv, 480 Seiten; DM 19,50).

„Wenn es nicht wahr ist, dann ist es eine gute Geschichte.“ Das ist nicht nur das Erfolgskonzept des Pharaonen-Kitschers Christian Jacq, sondern auch das Tanja Kinkels, der deutschen Bestsellerautorin in Sachen Historie. Diesmal hat sie sich eine Mutter für die sagenhaften Rom-Gründer Romulus und Remus ausgedacht und sie über 500 Seiten von Italien nach Ägypten und zurück gejagt. Derweil säugt eine nette Wölfin die Zwillinge. Leider so trocken geschrieben, dass man nach der Lektüre duschen muss („Die Söhne der Wölfin“, Blanvalet, 512 Seiten; DM 48,-).

Das dreckige, gefährliche Rom um das Jahr 70 v. Chr. ist ein Moloch, die Bezahlung ist mies, die Frauen sind schön und gefährlich, die Politiker korrupt. Decius Caecilius Metellus ist der Held der „SPQR“-Serie von John Maddox Roberts: ein Ermittler, der in Hinterhöfen und den Villen der Reichen schnüffelt, um Mörder und Verschwörern auf die Spur zu kommen. Cicero ist sein väterlicher Freund, aus dem geheimnisvollen Caesar wird er nicht recht schlau, von Pompeius, Crassus und anderen Mächtigen wird er verfolgt. Spannende Storys und flapsige Sprache verbinden sich zu einem angenehm respektlosen Blick auf die Helden unserer Lateinbücher (acht Bände bei Goldmann, 286 Seiten; DM 12,90; englisch bei Wordsworth, 382 Seiten; 1,50 Pfund).

Für den Freigelassenen und überzeugten Römer Aelius Cessator ist die winterliche Colonia Agripennis, das antike Köln, der Hades auf Erden: nass, neblig, kalt. Sein oberster Herr, der Legionskommandant und designierte Kaiser Trajan, ist hier mit seinen Truppen stationiert. Da geschieht während des großen Festes der Saturnalia ein Mord – und Cessator bekommt den Auftrag, den Schuldigen zu finden. Schnell hat der Schnüffler von mehr als einem schmutzigen Geheimnis der reichen Provinzstadt erfahren. Und dann riskiert er nicht nur den Zorn Trajans, sondern sogar sein eigenes Leben. Ein Krimi von Cay Rademacher, dem Textredakteur dieses Heftes („Mord im Praetorium“, edition sisyphos, 200 Seiten; DM 25,-).

torin Lindsey Davis hat von Agatha Christie die klassische englische Krimiform des „Whodunit?“ übernommen, aber schreibt nicht ganz so tantenhaft (sechs Bände, gebunden bei Eichborn, als TB bei Knaur).

Auf der nach unten offenen Dämlichkeitsskala der Weltliteratur liegt der Roman „Ben Hur“ von Lewis Wallace ganz, ganz tief. Sein Held Judah Ben-Hur wird von Römern als Galeerenklaue verkauft und muss unendliche Qualen erleiden, bis er sich an allen Finsternissen rächen kann und es sogar fast noch schafft, Jesus vor dem Kreuz zu retten. Diese Story wäre zu Recht längst vergessen, hätte nicht Charlton Heston in der (im übrigen ebenfalls strunzlangweiligen) Verfilmung von 1959 ein grandioses Wagenrennen auf den staubigen Sand eines riesigen Kulissen-Circus gezaubert. Tipps für Anglisten, Hardcore-Römer und andere Freunde des Bizarren: Am besten das amerikanische Original lesen, dessen verschwurbeltes Englisch wohl an anglikanische Bibelübersetzungen des 16. Jahrhunderts erinnert soll, aber stattdessen unfreiwillig komisch wirkt (deutsch bei Goldmann, 286 Seiten; DM 12,90; englisch bei Wordsworth, 382 Seiten; 1,50 Pfund).

Für den Freigelassenen und überzeugten Römer Aelius Cessator ist die winterliche Colonia Agripennis, das antike Köln, der Hades auf Erden: nass, neblig, kalt. Sein oberster Herr, der Legionskommandant und designierte Kaiser Trajan, ist hier mit seinen Truppen stationiert. Da geschieht während des großen Festes der Saturnalia ein Mord – und Cessator bekommt den Auftrag, den Schuldigen zu finden. Schnell hat der Schnüffler von mehr als einem schmutzigen Geheimnis der reichen Provinzstadt erfahren. Und dann riskiert er nicht nur den Zorn Trajans, sondern sogar sein eigenes Leben. Ein Krimi von Cay Rademacher, dem Textredakteur dieses Heftes („Mord im Praetorium“, edition sisyphos, 200 Seiten; DM 25,-).

plündern. Ein Glück, denn sonst wären uns hübsche Geschichten aus dem Leben der Imperatoren entgangen. Wir wüssten nicht, dass Otto auf dem Weg zu seiner Ernennung im Jahre 69 n. Chr. fast über seine offenen Schuhriemen gestolpert wäre, dass sein Vorgänger Galba den Massen seiltanzende Elefanten vorführte und Caligula wegen starker Körperbehaarung den Spitznamen „Ziege“ trug. Ähnliche Schmankerl hält Sueton auch mit seinen *de viris illustribus* bereit – einer Sammlung von Kurzbiografien glanzvoller Redner, Grammatiker und Philosophen („Die Kaiserinnen/Berühmte Männer“, lateinisch/deutsch, Artemis & Winkler, 1248 Seiten; DM 154,-).

Als Autor sparte er nicht mit Kritik an seinen Zeitgenossen und den Zuständen im alten Rom – und hatte doch selber eine Menge Dreck am Stecken: C. Sallustius Crispus (86–34 v. Chr.), der sich am Ende einer wenig rüttlichen politischen und militärischen Karriere ganz der Schriftstellerlei widmete und römische Historiker wie Livius und Tacitus stark beeinflusste. Besonders in seinem Werk „Über den Krieg mit Jugurtha“ nimmt der Intimfeind Ciceros den Parteienstreit in Rom aufs Korn und beklagt den Verfall der guten alten Sitten anhand drastischer Beispiele („Bellum Iugurthinum – und Auswahl aus den Historien“, Aschendorf; DM 32,-).

SACHBÜCHER

Eine der besten Darstellungen der 1500 Jahre währenden Geschichte des Alten Rom hat der Althistoriker Alfred Heuss 1960 veröffentlicht – und führende deutsche Altertumskundler sorgen mit immer neuen Bearbeitungen dafür, dass der weinrote Klassiker noch „mindestens 50 Jahre“ (so der Verlag) lieferbar sein wird („Römische Geschichte“, Schöningh, 696 Seiten; DM 48,-).

Der Neue Pauly ist preiswert – ein Stichwort kostet in dem Nachschlagewerk nur ungefähr 4,60 Mark. Nachteil: Das Gesamtwerk mit wenigstens 15 Bänden wird etwa 24 000 Stichworte vereinigen und kostet 348 Mark pro Band, also mindestens 5220 Mark für rund 30 Kilo Wissen. Dafür erhält der vermögende Antikenfreund die Bibel der Alter-

RÖMERSTADT AUGUSTA RAURICA

Römerstadt
Augusta Raurica
Giebenacherstrasse 17
CH-4302 Augst

www.augusta-raurica.ch

KLASSIKER

Hätte es Zeitschriften wie die „Bunte“ schon im alten Rom gegeben, C. Suetonius Tranquillus, kurz Sueton, wäre ihr Chefredakteur gewesen. Wie hat er es immerhin zum Kanzleichef Kaiser Hadrians gebracht und konnte die Palastarchive

Geschichte macht müde und Kunst hungrig: Wer sich einen Tag lang in Pompeji Gedanken gemacht hat über die Wohn- und Esskultur der Römer, der braucht abends ein Bett, ein gutes Menü – und die besten Adressen in der Nähe der antiken Ausgrabungsstätten finden sich im neuen GEO Special „Italiens Süden“. Sie wollen sich den Staub der Antike von den Füßen waschen, auf Capri vielleicht? Kaiser Tiberius fand, dass die Insel der beste Platz sei, um die Mühsal des Lebens zu vergessen. Das ist noch heute so – die Reporter von GEO Special stellen die Insel vor. Und wer siedelt im Mezzogiorno, dem Land des Mittags, vor und nach den Römern? GEO Special präsentiert das kulturelle Vermächtnis der Griechen, Araber und Staufer – denn die Römer waren nur ein Volk von vielen, die das Schicksal Südtirols bestimmten (166 Seiten; DM 14,80).

tumswissenschaften. Denn der Neue Pauly ist zwar nicht perfekt, aber doch das mit Abstand umfangreichste und zugleich aktuelle Nachschlagewerk zu allen Disziplinen rund um Hellas und Rom. Der letzte Band erscheint voraussichtlich 2002 (J. B. Metzler).

Ein paar Nummern kleiner geht's auch: Der Kleine Pauly ist das aktualisierte Kondensat der altehrwürdigen, aus dem 19. Jahrhundert stammenden „Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft“. Die fünf Bände sind ungefähr so spannend wie ein Telefonbuch der Antike – haben dafür aber auch einen vergleichbaren Nutzwert. Die 4128 Seiten sind wegen der unzähligen Abkürzungen für Laien zwar so gut wie unlesbar, verraten aber stets genau, wo man die entsprechenden Informationen nachschlagen kann (dtv; DM 168,-).

Ein Buch weiß alles über Caesar und Co.: „Reclams Lexikon der Antike“ beschreibt in 3300 Artikeln Geschichte und Mythologie, Literatur und Kunst der Griechen und Römer. Die Beiträge sind gut lesbar und auch perfekt verschlagwortet – jeder Text verweist exakt auf alle anderen relevanten Einträge. Wer sich nur einziges Nachschlagewerk zur Alten Geschichte anschaffen möchte: Hier ist es (Philip Reclam, 708 Seiten; DM 118,-).

Karl-Wilhelm Weeber verrät, was Lateinlehrer stets verschweigen:



Wie teuer war der Besuch bei einer Prostituierten? Was stand in der römischen Tageszeitung? Welche Zutaten steckten im imperialen Kräuterkäse? Der Wuppertaler Professor für Alte Geschichte durchforstete Inschriften und Grabsteine, Spottgedichte und Gesetzesstücke, Ruinen und Kunstwerke – immer mit einer Frage im Kopf: Was sagen sie über den Alltag der Römer aus? Seine Ergebnisse präsentierte er in zwei Lexika, deren solide recherchierte Artikel sich lesen wie eine Anekdotensammlung der Antike (Artemis & Winkler, „Alltag im Alten Rom“, 448 Seiten; DM 60,-; „Alltag im Alter Rom – Das Landleben“, 374 Seiten; DM 68,-).

Das einzig langweilige an Jérôme Carcopinos Werk ist dessen Titel. In „Rom – Leben und Kultur in der Kaiserzeit“ nimmt der französische Althistoriker den Leser mit auf einen Rundgang durch das chaotische, schmutzige, laute, manchmal gefährliche und blutdürstige Rom zur Zeit

Trajans. Er beschreibt das Elend in den Mietskasernen und die sorgfältig inszenierten Gemetzel in den Amphitheatern. Herausgegabt (Philip Reclam, 520 Seiten; DM 39,80).

Wer Roms historische Stätten entdecken will, kommt an Filippo Coarellis „Rom. Ein archäologischer Führer“ nicht vorbei. Coarelli beschreibt auf dem Stand der aktuellen Forschung Denkmäler und Basiliken, Tempel und Triumphbögen, Kaiserforen und Aquädukte (Philip Reclam, 384 Seiten; DM 49,80).

In dem Wälzer „Antike Stätten am Mittelmeer“ präsentieren 18 Autoren alle antiken Ausgrabungsstätten rund ums *mare nostrum* – und stellen alle wichtigen Quellen des Altertums dazu, von der Bibel bis Plinius, von Homer bis Tacitus (J. B. Metzler, 876 Seiten; DM 78,-).

Geschichte im Taschenformat: Raumsparend sind die kleinen Bände aus der Reihe C.H. Beck-Wissen – alle von renommierten Fachautoren und ohne störende Fußnoten. 18 Titel rund ums Römische Imperium

von der „Etruskern“ über „Augustus und seine Zeit“ bis zum „Ende der Antike“ (jedes Buch mit 128 Seiten kostet DM 14,80).

BILDBÄNDE

Zur großen Rosenheimer Ausstellung über jene Zeit vor 2000 Jahren, als zum ersten Mal so etwas wie Zivilisation in den barbarischen Ländern an Rhein und Donau kam, ist ein gewichtiger Katalog erschienen, dessen 57 Beiträge alles über die römische Germanienpolitik verraten („Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer: Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht“, Philipp von Zabern, 488 Seiten; DM 98,-).

Die Pracht der Ewigen Stadt – deren Kunstwerke – präsentieren italienische Fachleute auf 680 Seiten, und das zu einem Freundschafts-

preis („Rom. Kunst und Architektur“, Könemann, 680 Seiten; DM 59,90).

Zur Römerzeit war Libyen eine reiche Provinz, heute ist es ein Schatzhaus römischer Architektur: Leptis Magna, Kyrene, Sabratha und andere antike Metropolen gehören zu den besterhaltenen Ruinenstädten überhaupt (Joachim Willeitner, Helmut Dollhopf: „Libyen“, Hirmer, 248 Seiten; DM 98,-).

Wer ex aemulo (sic!) alle Fragen zur römischen Besatzung in Germanien beantworten will, ist mit Thomas Fischers „Die Römer in Deutschland“ gut bedient. Fischer stellt alle bedeutenden Fundstätten in Deutschland vor – und zeichnet nebenbei das Bild einer Zeit, in der Römer und Kelten um die Herrschaft über Germanien kämpften. Dazu ein ausführlicher Info-Teil (Theiss, 192 Seiten; DM 79,-).

Abenteuer im Orient

Spannung pur

In diesem packenden Lern-Abenteuer geht es mit **Ritter Arthaud** auf gefährliche Mission ins Heilige Land.



ISBN 3-464-90956-5, DM 98,- unverbindl. Preisempf.

Noch besser

Die neue, verbesserte Version des „opulenten Lern-Abenteuers“ (Der Spiegel) Kreuzzüge bietet noch mehr Abenteuer, eine noch bessere Grafik und die Möglichkeit, jeden Spielstand abzuspeichern.

Geschichte hautnah

Bei taucht der Spieler ein in die faszinierende Welt des mittelalterlichen Orients und muss zahlreiche Aufgaben meistern.



Perfekt inszeniert

In verblüffend realistischen Schauplätzen agieren Schauspieler; die einzelnen Szenen sind perfekt in die Spielhandlung integriert.

Ritter Arthaud ist ein Lern-Abenteuer für Jugendliche und eine Herausforderung für alle, die anspruchsvollen Spielspaß mit der Faszination von Geschichten verbinden wollen. Erhältlich ab April im Buch- und gut sortierten Fachhandel. www.cornelsen.de

Cornelsen

10. Jh. v. Chr.: älteste Siedlungsspuren auf dem Gebiet Roms (Palatin)

8./7. Jh.: Die Siedlung an der Tiberfurt entwickelt sich zu einer unter etruskischem Einfluss stehenden Stadt.

753: Nach der Staatslegende Gründungsdatum Roms

510: Der Überlieferung zufolge Vertreibung der etruskischen Könige und Beginn der Republik: Die Häupter der Adelsgeschlechter (*patres*) bilden den Senat als Ratsversammlung und regieren als jährlich neu zu wählende Beamte.

um 500 – 287: Ständekämpfe; die Plebejer (alle nichtadeligen Bürger Roms) erreichen die zivilrechtliche Gleichstellung mit dem patrizischen Adel; zwingen ihm politische Mitbestimmung und das passive Wahlrecht ab; Schaffung einer plebejischen Organisation (Volkstribunat); Einrichtung der Volksversammlung nach dem Prinzip der militärischen Mustering; die Bürger werden nach fünf Vermögensklassen eingeteilt.

450: Zwölftafelgesetz – die älteste erhaltene Kodifikation des römischen Rechts

396: Vernichtung der Etruskerstadt Veii durch Rom

387: Brandschutz Roms durch die von Norden hereinbrechenden Kelten unter Brennus

366: Zulassung der Plebejer zum Konsulat

343 – 290: Samnitenkriege – Kämpfe gegen den mittelitalischen Stamm der Samnitens so wie gegen Etrusker und Kelten; Ausweitung des römischen Territoriums

340 – 338: Latinerkrieg; Rom unterwirft Latium

320: Luceria im heutigen Apulien wird Rom zur ersten Kolonie. Eine „Koloni“ (*colonia*) ist eine Stadt mit römischen Bürgern in vormals feindlichem Gebiet.

312: Bau der Via Appia unter dem Zensor App. Claudius Caeций

287: *Ilex Hortensis de plebejitis* – die Beschlüsse der – meist von den Volkstribunen geleiteten – Volksversammlung (*concilium*)

plebis) werden allgemeinverbindlich.

280 – 272: Krieg gegen Tarent, gegen König Pyrrhos von Epirus, gegen Samnitens und Lukaner. Rom beherrscht nun auch Südalien.

264 – 241: 1. Punischer Krieg gegen Karthago; Eroberung Siziliens, das zur ersten römischen Provinz wird

237: Annexion Sardiniens und Korsikas durch die Römer.

Als Ersatz für die verlorenen Inseln okkupieren die Karthager Teile Spaniens unter den Barden Hamilkar, Hasdrubal und Hannibal.

229: 1. Illyrischer Krieg: Rom besiegt Königinkönig Jurensis jenseits der Adria.

225 – 222: Krieg gegen die Kelten Oberitaliens

219: 2. Illyrischer Krieg

Der karthagische Feldherr Hannibal besiegt Rom mehrfach, unter anderem bei Cannae (216) – dies ist die verheerendste Niederlage, die die Römische Republik je erlitten hat. Schließlich wird Hannibal 202 bei Zama in Nordafrika von P. Cornelius Scipio geschlagen, Karthago als Großmacht ausgeschaltet.

Rom beherrscht nun das westliche Mittelmeer.

215 – 205: 1. Makedonischer Krieg: Rom wehrt Philipp V. von Makedonien, den Verbündeten Hannibals, ab.

200 – 197: 2. Makedonischer Krieg; Entscheidungsschlacht bei Kynoskephalai (197); Makedonien wird geschwächt.

192 – 188: Krieg gegen den Seleukiden Antiochos III. von Syrien; Entscheidungsschlacht bei Magnesia am Mäander (190). Im Frieden von Apameia (188) verliert Antiochos III. seinen kleinasiatischen Besitz an Rom; Verbündeten Pergamon.

171 – 168: 3. Makedonischer Krieg gegen König Perseus; Entscheidungsschlacht bei Pydna (168); Vernichtung des makedonischen Reiches

149 – 146: 3. Punischer Krieg; Zerstörung Karthagos durch P. Cornelius Scipio Aemilianus; Errichtung der Provinz Africa

148: Aufstände in Griechenland; Errichtung der Provinz Macedonia (148); Zerstörung von Korinth (146)

133: König Attalos III. von Pergamon vermachtest testamentarisch sein Reich den Römern, die daraus ihre Provinz Asia bilden.

133: Volkstribunat des T. Sempronius Gracchus – und dessen Ermordung: Beginn des „Jahrhunderts der Bürgerkriege“, das zum Ende der Republik führt.

123/122: Volkstribunat – und Ermordung – des C. Tiberius Gracchus.

113 – 101: Einfall der germanischen Kimbrer und Teutonen; Niederlagen der Römer bei Noreia (113) und Arausio (105) in Südfrankreich

111 – 105: Krieg in Nordafrika gegen den König Jugurtha von Numidien

107, 104 – 100: Konsulat des Gaius Marius, der nach einer Heeresreform die Teutonen bei Aquae Sextiae (102) in Südfrankreich und die Kimbrer bei Vercellae (101) in der Po-Ebene besiegt

91 – 89: Aufstand der italischen Bundesgenossen; sie erhalten das römische Bürgerrecht.

88: P. Cornelius Sulla marschiert auf Rom – der erste Feldherr, der mit seinen Truppen die Stadt besetzt

87 – 84: Sulla führt Krieg gegen König Mithridates von Pontos in Kleinasien.

83 – 82: Rückkehr Sullas nach Rom; Ermordung der innerpolitischen Gegner (Proskriptionen)

82 – 79: Diktatur Sullas

74 – 64: Erneuter Krieg gegen Mithridates. Der Feldherr Gnaeus Pompeius ordnet die römische Herrschaft im Osten neu.

73 – 71: Sklavenaufstand in Italien unter Führung des Spartakus

63: Konsulat M. Tullius Cicero. Verschwörung des Catilina

60: Sogenanntes „Erstes Triumvirat“ von Pompeius, C. Iulius Caesar und M. Licinius Crassus

59: 1. Konsulat Caesars

58 – 51: Eroberung Galliens durch Caesar

53: Niederlage und Tod des Crassus gegen die Parther in Syrien

49: Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompeius.

Niederlage des Pompeius bei Pharsalus und dessen Ermordung in Ägypten (48); Niederlage der Senatsanhänger bei Thapsus (46) in Nordafrika und Munda (45) in Spanien

45: Caesar als Diktator auf Lebenszeit faktisch Alleinherrscher

15. März 44: Ermordung Caesars

43: Zweites Triumvirat zwischen Mark Anton, Octavian und Lepidus; Verfolgung der innerpolitischen Gegner, Ermordung Ciceros

42: Sieg der Triumvirn über die Caesar-Mörder bei Philippi

33/32: Bruch zwischen Mark Anton und Octavian

31: Sieg Octavianis über Mark Anton bei Actium in Griechenland

30: Selbstmord des Mark Anton in Alexandria, wo er Ägyptens Königin Kleopatra geheiratet hat; Ägypten wird von Octavian besetzt und zur römischen Provinz erklärt.

27: Der Senat verleiht Octavian den Ehrennamen „Augustus“

15: Tiberius und Drusus, die Stiefsöhne des Augustus, erobern Rätien und Noricum (Alpengebiete im heutigen Österreich und der Schweiz)

12 – 9 v. Chr.: Unterwerfung der Illyrer und Pannonier durch Agrippa, den Vertrauten des Augustus, und Tiberius; Germanenkriege des Drusus

ZEITENWENDE

4 n. Chr.: Augustus sichert die Erbfolge durch Adoption des Tiberius.

9: Sieg der Germanen unter Arminius über römische Legionen unter Varus bei Brumische-Kalkriese („Schlacht im Teutoburger Wald“)

19. August 14: Tod des Augustus in Nola

14 – 37: Tiberius Kaiser

14 – 16: Germanenfeldzug des Germanicus; Tiberius befiehlt den Rückzug; Rom gelingt es nicht, die Gebiete östlich des Rheins auf Dauer zu besetzen.

37 – 41: Caligula

41 – 54: Claudius

43: Eroberung Südbritanniens

54 – 68: Nero. Mit ihm endet die mit Augustus begonnene Julisch-Claudische Dynastie.

68/69: 1. Vierkaiserjahr: Galba, Otho, Vitellius und Vespasian 69 – 79: Vespasian

70: Zerstörung Jerusalems durch Titus

74: Unterwerfung des Oberrheingebietes (*agri decumates*) 79 – 81: Titus

24. August 79: Ausbruch des Vesuv; Untergang Pompeji

81 – 96: Domitian

83 – 85: Feldzug gegen die Chatten, im heutigen Hessen; Baubeginn des oberrömischen Limes

96 – 98: Nerva

98 – 117: Trajan

101 – 102: 1. Dakerkrieg

105 – 106: 2. Dakerkrieg; Einrichtung der Provinz Dacia

106: Einrichtung der Provinz Arabia

114 – 117: Krieg gegen die Parther; Einrichtung der Provinzen Armenien, Mesopotamia und Assyria; größte Ausdehnung des Imperium Romanum

117 – 138: Hadrian

117: Verständigungsfriede mit den Parten; der Euphrat wird zur Grenze zwischen beiden Reichen.

132 – 135: Aufstand der Juden unter Bar Kochba

138 – 161: Antoninus Pius

161 – 180: Mark Aurel und (bis 169) Lucius Verus

162 – 166: Krieg gegen die Parther

167 – 175: 1. Markomannenkrieg zur Sicherung der Donaumaxime

175 – 180: 2. Markomannenkrieg

180 – 192: Commodus

193: 2. Vierkaiserjahr: Didius Julianus, Clodius Albinus, Pescennius Niger, Septimius Severus

193 – 211: Septimius Severus

197 – 199: Partherkrieg; Wiederherstellung der Provinz Mesopotamia

211 – 217: Caracalla

212: *constitutio Antoniniana* – die Verleihung des römischen Bürgerrechts an alle freien Reichsbewohner

218 – 222: Elagabal

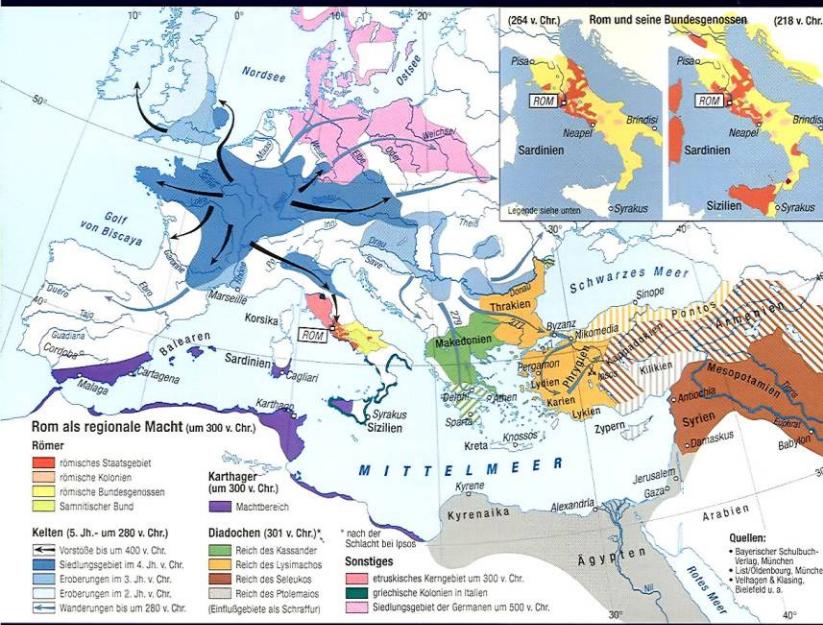
222 – 235: Severus Alexander

230 – 232: Feldzug gegen das Neupersische Reich der Sassa-

- niden, der Nachfolger der Partner
- 235 – 284: Zeit der Soldatenkaiser – insgesamt über 30 Herrscher, die von Truppenstücken ausgerufen und wieder gestürzt werden
- 242/243: Einfall der Perser unter Schapur I. in die römische Provinz Mesopotamia; Kaiser Gordian III. besiegt sie bei Resaena, Carrhae und Nisibis.
- 250: reichsweite Christenverfolgung unter Kaiser Decius
- 251: Niederlage (und Tod) des Decius gegen die Goten
- 252: Von Athiopeien aus verbreitet sich die Pest im Imperium.
- 253 – 260: Valerianus
- 254: Zusammenbruch der Rhein- und Donaumonarchie unter dem Ansturm der Germanen
- 256: Vorstoß der Perser bis nach Antiochia
- 258/259: Christenverfolgung
- 259/260: Der übergermanisch-römische Westen wird aufgegeben.
- 260: Gefangennahme Valerianus durch den Perserkönig Schapur I.
- 260 – 268: Gallienus
- 260 – 268: Annulierung der Verfolgungssiedikte gegen die Christen
- 261 – 274: Sonderreich des Postumus und des Tetricus in Gallien
- 270 – 275: Aurelian Kaiser; er wandelt den Prinzipat zum Dominat: Dem Kaiser als Herrn und Gott gebührt Anbetung.
- 270 – 271: Sicherung der Donaumonarchie; Räumung Dakiens. Befestigung der Hauptstadt Rom (Aurelianische Mauer)
- 274: kampflose Besetzung des gallischen Sonderreiches; Verzicht auf Dakien
- 284 – 305: Diokletian
- 285: Maximian wird von Diokletian zum Mitkaiser erhoben – Diokletian herrscht fortan im Osten, Maximian im Westen.
- 293: Constantius Chlorus und Galerius werden zu Stellvertretern der beiden Kaiser ernannt; Begründung der Tetrarchie („Viererherrschaft“); Rom verliert seine Stellung als Hauptstadt – Diokletian regiert in Nikomedia am Marmarameer, Maximian in Mailand, Galerius in Sirium an der Save, Constantius in Trier und York.
- 294: 1. Währungsreform Diokletians
- 301: 2. Währungsreform Diokletians und Preiseditkt – der Kaiser legt Höchstpreise für viele Handelsgüter fest.
- 303: Beginn der letzten großen Christenverfolgung
- 305: Constantius (im Westen) und Galerius (im Osten) werden Kaiser.
- 306: Konstantin zum Kaiser im Westen ausgerufen
- 311: Toleranzedikt des Galerius: Das Christentum wird zur erlaubten Religion. Tod des Galerius; Licinius wird sein Nachfolger.
- 312: Sieg Konstantins („im Zeichen des Kreuzes“) über seinen Rivalen Maxentius, einen Sohn Maximians, in Rom an der Milvischen Brücke
- 324: Konstantin besiegt seinen letzten Rivalen Licinius (der seinesgleichen Maximinus Dacia, einen Neffen des Galerius, als Herrscher des Ostens ausgeschaltet hat) und wird Alleinherrscher im gesamten Imperium. Rom wird kurzfristig wieder Hauptstadt.
- 325: Konstantin beruft das 1. Ökumenische Konzil von Nicaea ein, um die christliche Lehre zu vereinheitlichen. In Abwehr besonders der Lehre des Arius (Christus nicht Gott von Anfang an) wird auf dem Konzil das „Nikäianische Glaubensbekenntnis“ formuliert – es gilt mit geringen Varianten für Katholiken, Orthodoxen und Protestanten bis heute.
- 330: Einweihung Konstantinopels als neue Hauptstadt des Imperiums.
- 337: Tod Konstantins, der sich als erster römischer Kaiser hat tunnen lassen
- Ab 340: Doppelreich der Söhne Konstantins; schwere Abwehrkämpfe gegen die Sassaniden im Osten und gegen germanische Stämme am Rhein
- 360: Julian Apostata wird Kaiser – im Westen wie im Osten. Der „Letzte Heide auf dem Kaiserthron“ fällt vom Christentum ab und bemüht sich vergebens, alte Götterkulte wieder durchzusetzen.
- 363: Perserkrieg und Tod Julian Apostatas
- 363 – 364: Jovianus; schließt Frieden mit Persien gegen erhebliche römische Landverluste.
- 364 – 383: pannonische Kaiser; erneute Suprematie des Westens im Imperium; heftige Auseinandersetzungen zwischen mehreren christlichen Lehren, auch dadurch Entfremdung der Reichshäfen voneinander
- Um 375: Einfall der Hunnen nördlich des Schwarzen Meeres; Beginn der allgemeinen germanischen Völkerwanderung
- 376: Valens erlaubt arianischen Westgoten, sich auf Reichsgebiet anzusiedeln. Aufgrund solcher „Föderaten“-Verträge entstehen künftig mehrere germanische Reiche auf römischem Territorium.
- 379 – 395: Theodosius I. (der Große); zunächst nur Herrscher im Osten
- 380: in Pannonien Ansiedlung von Ostgoten als Föderaten
- 382: weitere Übernahme von Westgoten auf Reichsgebiet
- 383 – 394: Kaiser des Westens wie Magnus Maximus oder Valentinian II. Marionetten germanischer Heermeister; so des Franken Arbogast und später des Wandalen Stilicho
- Um 390: Einfall der Hunnen südlich des Schwarzen Meeres
- 391/392: Theodosius verbietet heidnische Kulte und schließt die alten Tempel. Das Christentum wird Staatsreligion.
- 394: Theodosius I. wird Alleinherrscher im Gesamtreich.
- 395: Tod Theodosius I.; seine Söhne Arcadius und Honorius werden Kaiser – der eine im Osten (Konstantinopel), der andere im Westen (Ravenna).
- 396: Westgoten unter Alarich ziehen plündernd nach Griechenland.
- 401: Westgoten dringen in Italien ein.
- 406/407: Alanen, Wandalen und Hunnen fallen in Gallien ein.
- 410: Eroberung Roms durch die Westgoten unter Alarich
- 413: Bildung eines Föderatenreiches der Burgunder am Rhein (Hauptstadt Worms)
- 418 – 507: Tolosanisches Reich der Westgoten in Südfrankreich
- 425 – 455: Valentinian III. regiert in Ravenna als Rex Italiae – König von Italien; gewinnt Sizilien und Dalmatien zurück; zerstört das Donaureich der Rugier, deren Überlebende zu den Ostgoten in Pannonien fliehen.
- 493 – 526: Theoderich der Große, König der Ostgoten; besiegt im Auftrag von Ostroms Kaiser Knon mehrfach Odoaker, schließt mit diesem einen Vertrag über gemeinsame Herrschaft, ersticht ihn aber bei einem Streit.
- Kollegen Theodosius II. (408 – 455), der die Fiktion der Reichseinheit aufrechterhält; Galien und Spanien werden wieder gewonnen bzw. befreit.
- 429: Die Wandalen unter Geiserich setzen von Spanien aus, wo sie seit 409 sieben Andalusien, auch nach Afrika über. Ihre Reichsbildung dort schneidet Rom von seinen afrikanischen Kornkammern ab.
- 437: Zerstörung des Burgunderreichs durch Aëtius. Die Burgunder siedeln sich an der Saône an.
- 440 – 461: Papst Leo I. (der Große); stabilisiert Rom aus nicht nur die kirchliche, sondern auch die staatliche Ordnung; Kaiser Valentinian III. erkennt Leos Dekretale als Gesetze an; Leo bringt 452 Attila und seine Hunnen dazu, aus Italien abzuziehen, und 455 die Wandalen, Rom nicht anzugründen.
- 449: Jütten, Angels und Sachsen landen in Britannien, das seit 410 von Rom praktisch aufgegeben worden ist; nur in den Städten hat sich römische Verwaltung erhalten.
- 451: Mit der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern zwingt eine römisch-germanische Koalition unter Aëtius die Hunnen unter Attila zum Rückzug aus Westeuropa.
- 455: Valentinian III. wird ermordet. Plünderung Roms (aber keine Zerstörung) durch die aus Afrika angelandeten Wandalen unter Geiserich
- 460: Der König Kaiser Romulus Augustulus wird von seinem germanischen Heermeister Odoaker abgesetzt – das Ende des westlichen Kaiserstums.
- 476 – 493: Odoaker regiert in Ravenna als Rex Italiae – König von Italien; gewinnt Sizilien und das Papsttum; Pippin revanchiert sich mit Gebietszusagen in Italien (Pippinische Schenkung); Beginn des Kirchenstaats.
- 754: Papst Stephan II. ruft den Frankenkönig Pippin gegen den Langobardenkönig Alstulf zur Hilfe; ernennt Pippin zum *patrius romanorum* (Pippins Söhne ebenfalls) und damit zum Schutzherrn Roms und des Papsttums; Pippin revanchiert sich mit Gebietszusagen in Italien (Pippinische Schenkung); Beginn des Kirchenstaats.
- 774: Der Frankenkönig Karl besiegt den Langobardenkönig Desiderius; Ende des Langobardenreichs in Norditalien; Beginn der fränkischen Suprematie.
- 800: Papst Leo III. krönt den Franken Karl zum römischen Kaiser des Westens.

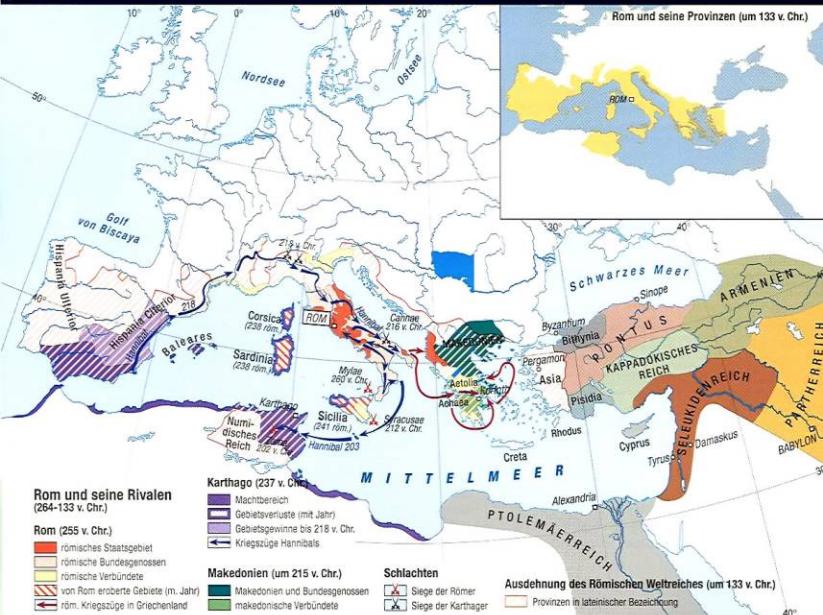
Die Frühzeit 1000–264 v. Chr.

Der Sage nach gründet der Göttersohn Romulus im Jahre 753 v. Chr. die Tiberstadt. Tatsächlich siedeln bereits um 1000 die ersten Menschen auf dem Palatin, einem der sieben Hügel des späteren Rom. Aus dem Bauerndorf entwickelt sich eine Stadt, die von etruskischen Königen beherrscht wird. Nach römischer Überlieferung vertreiben Adlige (die Patrizier) 510 die Könige und gründen die Republik. In den folgenden Jahrhunderten kommt es zu den Ständekämpfen zwischen Adel und Plebejen (den nichtadeligen Bürgern), die allmählich die Teilnahme an der Macht erweitern. Seit 366 sind Patrizier und Plebejen politisch gleichberechtigt. Roms Außenpolitik ist kriegerisch. 387 haben Gallier die Stadt geplündert – ein Trauma, das für Jahrhunderte fortwirkt. Doch nach und nach unterwirft Rom seine latinischen, italischen, etruskischen und griechischen Nachbarn. 264 beherrscht die Tiberstadt den größten Teil der Apenninenhalbinsel und ist eine Regionalmacht im Mittelmeerraum.



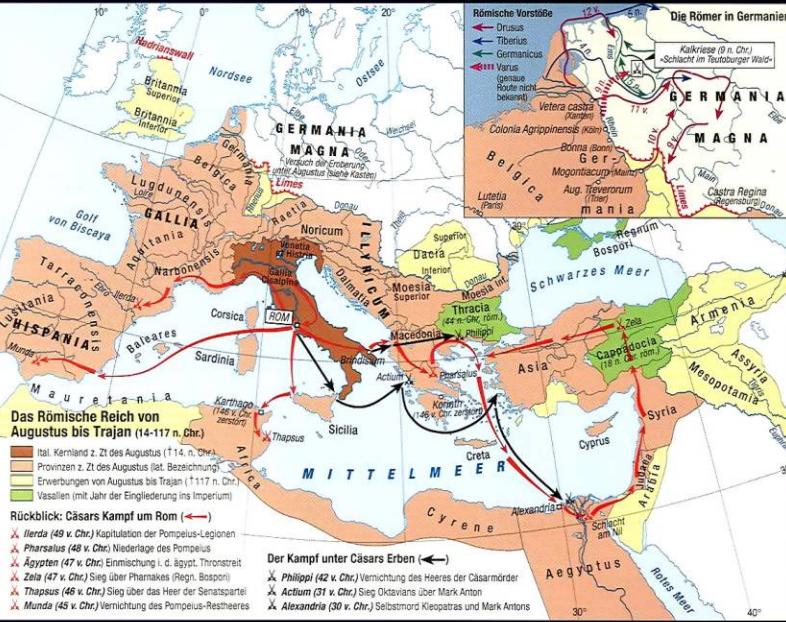
Der Aufstieg 264–133 v. Chr.

264 v. Chr. eskaliert ein lokaler Konflikt auf Sizilien zum Ersten Punischen Krieg zwischen Rom und Karthago (bis 241), den die Tiberstadt gewinnt. Nach kurzer Friedensperiode kämpfen die beiden Großmächte erneut gegen einander (Zweiter Punischer Krieg, 218–201). Am Ende beherrscht Rom das westliche Mittelmeer, Karthago verliert jede Bedeutung – und wird im Dritten Punischen Krieg (149–146) vollständig zerstört. Fast zeitgleich beginnen Roms Eroberungsziege im Osten: Die Kleinkönigtümer Illyriens werden ebenso geschlachtet wie Makedonien. Das Reich der Seleukiden wird entscheidend geschwächt, große Teile seines kleinasiatischen Gebiets werden Roms Verbündetem Pergamon zugeschlagen. Als König Attalos III. von Pergamon 133 stirbt, fällt auch sein Land an Rom – friedlich, denn der letzte pergamenische Herrscher vererbt sein Reich per Testament ans Imperium. Rom ist nun die beherrschende Macht des Mittelmeeres.



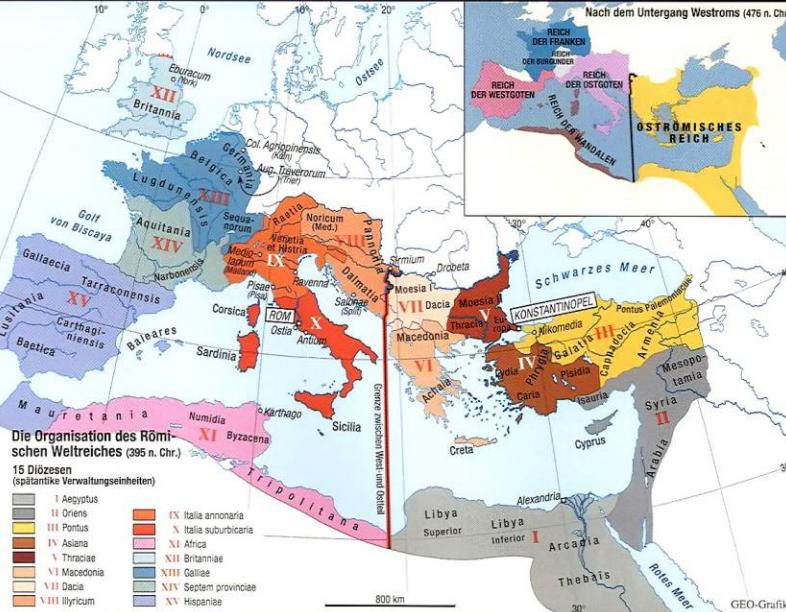
Die Blüte 133 v.–117 n. Chr.

Die Brüder Tiberius und Gaius Gracchus versuchen 133 bzw. 122 v. Chr. als Volksträumer, bedürftigen Bürgern Land zuzuweisen. Der von Grundeigentümern dominierte Senat wehrt sich, die Gracchen werden ermordet. Damit beginnt die Zeit der Bürgerkriege, in dem Männer wie Marius, Sulla, Pompeius und Caesar um die Macht kämpfen und dabei die Republik zerstören. Mit Augustus, der nach Caesars Ermordung seinen Rivalen Mark Anton besiegt, viele senatorische Familien umbringen lässt und 27 v. Chr. seine Macht staatsrechtlich absichert, beginnt das Principat. Formell bleiben die republikanischen Institutionen wie der Senat zwar bestehen, tatsächlich beherrscht von nun an der Kaiser allein das Weltreich. Rom wird zur marmornen Metropole ausgebaut, das Imperium mit Städten, Straßen, Aquädukten zivilisatorisch erschlossen. Das Reich erlebt eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte – und wächst stetig, bis es unter Trajan (98–117 n. Chr.) seine größte Ausdehnung erreicht.



Der Niedergang

Von der Thronbesteigung Hadrians 117 n. Chr. bis zum Tod von Alexander Severus 235 gehen viele Provinzen Frieden. Caracalla verteilt im Jahr 212 allen freien Reichsbewohnern das römische Bürgerrecht. Schon seit Mark Aurel (161–180) muss Rom an Rhein und Donau sowie im Orient Kämpfe führen. In den knapp 30 Jahren nach Alexander Severus herrschen über 50 „Soldatenkaiser“ – Herrscher, die von Truppen(teilen) ausgerufen und wieder gestürzt werden. Der Druck auf die Grenzen wächst, die Wirtschaft wird ruinös. Erst Diokletian (284 bis 305) und Konstantin (306–337) stabilisieren das Imperium. Das Reich wird in eine westliche und eine östliche Hälfte geteilt. Konstantin fördert das Christentum, das unter Theodosius 391/2 Staatsreligion wird. Germaneneinfälle und Machtkämpfe am Hof führen im 5. Jahrhundert zum Zerfall Westroms, das im Jahr 476 mit der Absetzung des letzten Kaisers Romulus Augustulus durch den germanischen Heerführer Odoaker faktisch aufgelöst wird. Ostrom (Byzanz) überdauert noch



DAS REICH DER ZAREN



Die Pracht der Macht:
Die Zaren bauten Moskau
zur Residenz aus, mit der
Basilus-Kathedrale und
dem Kreml. Peter der Große
machte St. Petersburg
zur Hauptstadt und öffnete
sein Reich dem Westen –
gegen den Willen vieler
Untertanen



Als Iwan Wasiljewitsch, Russlands erster Zar, 1530 getauft wird, legt ihn sein Vater in einen offenen Sarg zu den Gebeinen eines Heiligen. Später bringt Iwan „der Schreckliche“ Tausende um – und lässt als Zeichen seiner Reue die Namen der Opfer in Totenbücher eintragen, damit ihre Seelen nicht vergessen werden. Auch seine Nachfolger regieren selten ohne Gewalt. Bis Nikolaus II. 1917 von der Revolution – die in Wirklichkeit ein Putsch der Bolschewiki ist – vom Thron gefegt wird. Dennoch ist die fast 400 Jahre andauernde Zeit der Zaren eine Erfolgsgeschichte ohnegleichen: Russland ist der größte Staat der Welt, ein Reich von der Ostsee bis zum Pazifik, von der Krim bis zum Eismeer. Seine Komponisten und Dichter schaffen Meisterwerke, seine Ingenieure bauen die längste Eisenbahnlinie der Welt, seine Forscher führen Expeditionen durch Sibirien und den Himalaya, und seine Kirche versteht sich als wahre Erbin der Christenheit, als das „dritte Rom“. GEO EPOCHE macht sich auf zu einer Expedition in ein Kaiserreich, das weder zu Europa noch zu Asien gehört, sondern ein Kontinent für sich war.

FOTOVERMERKE NACH SEITEN

Anordnung im Layout: 1 = links; 2 = rechts; 0 = oben; m = Mitte
u = unten; Titel: Heiner Müller-Elstner/Agentur Focus

Seite 3: Werner Bartsch o.; Yadegar Asisi u.

INSEL: Yves Boisset, Asisi, 4 o.; Robert Rauschenberg/Corbis/Picture Press Lite, 4 i.; Peter Pfeiffer/Corbis/Picture Press Lite, 5 o.; Werner Müller-Exter/Agentur Focus, 5 o.; Phoenix Art Museum, museum purchase 5 o.; Philippe Plailly/Eurelles 5 i.; Mimmo Jodice/Corbis/Picture Press Lite, 5 r.

FORUM: Araldo de Luca/Corbis/Picture Press Lite, 6; Ralph Steadman, 7; IFTN, 8; Cinetext, 8/9; pwe Kinorachiv Hamburg, 9.

PRACHT UND HERRLICHKEIT DES IMPERIUMS: Peter Balazske/

12-27; DER GRIFF NACH DER WELTMACHT: Erich Lessing/Art Resource, 28.

Eberhard Thiem/Lotus Film, Kaufbeuren, 29; Nationalmuseum Luxemburg (A. Biver), 30; Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens, 31; Manfred Eberlein/Prähistorische Staatssammlung, München, 32, 34 u.; Archivo Iconografico/Corbis/Picture Press Lite, 34 o.

EINTAG IM LEBEN DER MILLIONENMETROPOL: Yadegar Asisi, 36-49.

Mimmo Jodice/Corbis/Picture Press Lite, 54; Werner Müller-Elstner/Agentur Focus, 54.

WOLLE AUS BRITANNIEN, SEIDE AUS CHINA: Philippe Plailly/Eurelles, 56/57, 58 i., 59 o.; 60/61 o.; 61, 62/63 o.; 63 m.; 65 o.; Werner Forman/AGK, Berlin, 58 i.; 64, 65; Giovanni Lattanzi, 59 o., 59 m., 62 o.; Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens, 60 m.; H. N. Lisse/Bildarchiv Steffens, 60 r.; Erich Lessing/Art Resource, 61; Berlin, 63 o.; Werner Müller-Elstner/Agentur Focus, 64 o.; Mimmo Jodice/Corbis/Picture Press Lite, 64 m.

TOP IN DER ARALDI: Bridgeman/Preußischer Kulturbesitz, 66, 67; Alinari-Fraudet, 66/67.

HANDELSWARE: MENSCH: Christie's Images/SuperStock, 68/69; Phoenix Art Museum, museum purchase, 70/71; The State Hermitage Museum, St. Petersburg, 72; Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens, 73; Archiv: 74/75, 77; Royal Academy of Arts/London ET/Archiv, London, 78; Archiv: 79; Getty Images International Film Art/Archiv: Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens, 80 o.;

DER TOT DES DIKTATORS: IFTN, 82, 86/87, 89, 94; pwe Kinorachiv Hamburg, 84, 88, 93; Cinetext, 85, 90/91, 92, 93 o.; Dom/ko, 93 u.

DE MACHT AUS DEM STEIN: 96-99 aus: Vitruvius, De Architectura, Nachdruck der kommentierten ersten italienischen Ausgabe von Cesare Cesariano, Como 1521; Wilhelm Fink Verlag, München 1969.

VON DEN GRÖßTEN: 100-101, 102-104; Araldo de Luca/Corbis/Picture Press Lite, 100 o.; 102, 103; Werner Müller-Elstner/Agentur Focus, 101 o.; 103 o.; 105 o.; 108 o.; 109; Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens; 103 o., 107 o.; Erich Lessing/AGK, Berlin 103 m.; The Art Archive/Dagli Orti, 103 u.; Erich Lessing/Art Resource, 105 m.; Eberhard Thiem/Lotus Film, Kaufbeuren, 108 o.; Lauro-Giudron, 107 o.; The Art Archive/Archaeological Museum Naples/Dagli Orti, 107 o.; Michael Jeter/Bridgeman Art Library, 107 o.

WUNDERWERK DES BESIEBBAUS: Dorling Kindersley, 110; Werner Forman/AGK, Berlin, 111.

Das Erbe aus der Asche: Roger Resmyer/Corbis/Picture Press

Lite, 112/113, 114/115, 115 u., 116 o.; Werner Müller-Elstner/Agentur Focus, 116/117, 122, 128; Sean Sexton Collection/Corbis/Picture Press Lite, 116; Graudon, 117; Archiv: 118-119; Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens, 119 o.; Mimmo Jodice/Corbis/Picture Press Lite, 120; Jonathan Bainbridge/Corbis/Picture Press Lite, 121-124 u.; R. Otrava/Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, 124 o.; Eberhard Thiem/Lotus Film, Kaufbeuren, 125 u.; Ancient Art & Architecture Collection, London, 126 o.; The Art Archive/Dagli Orti, 126 o.

VERKÜNDER UND VISIONÄRE: Musei Vaticani, 131; Heiner Müller-Elstner/Agentur Focus, 132-139; Peter Pfeiffer/Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens, 140.

WIE DER IMPERATOR DAS REICH ZUSAMMENHILT: Erich Lessing/AGK, Berlin, 143; Scala/Art Resource, Berlin, 144; The Art Archive/Dagli Orti, 145 o.; Archivo Iconografico/Corbis/Picture Press Lite, 145 u.

GÖTTER, KÜLTE UND MYSTERIEN: AGK, Berlin, 150; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, 151 o.; Alfredo Dagli Orti/Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, 151 o.

ENDE DER VULCANI: Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Kupferstichkabinett/Po, Jörg P. Anders, 152/153, 156/157, 158, 152; National Gallery London/Corbis/Stock Photo, 153 o.; Araldo de Luca/Corbis/Picture Press Lite, 153 u.; Istituto Nazionale per la Grafica mit freundlicher Genehmigung des italienischen Kulturminstituts, 155, 160/161.

CAMPAGNA: Araldo de Luca/Corbis/Picture Press Lite, 156 i.; Michael Freeman/British Museum, London, 168; Mimmo Jodice/Corbis/Picture Press Lite, 169 i., 169 u.; Salvatore Scattato/Archiv Imaging, 169 o., 170 o.; The Art Archive/Dagli Orti, 169 r.; Chr. Groovermann, 170 r.; Mary Evans Picture Library, 171; Vanni Archive/Corbis/Picture Press Lite, 173 o.; Franco Marini/Corbis/Picture Press Lite, 173 m.; Felipe J. Alcolea/Bildberg, 173 m.; Paul Cheesley/Stone, 173 m.; Det Spleigle/Corbis/Picture Press Lite, 174 o.

VORSCHAU: Thomas Ernsting/Bildberg, 180 o.; Archivo Iconografico/Corbis/Picture Press Lite, 180 u.

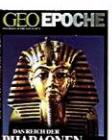
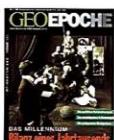
KARTEN / ILLUSTRATIONEN: Dorling Kindersley, 126/127; Times Books Limited, 172; Günther Edelmann, 178/179.

Für die Ausgabe einschließlich Manuskripte und Fotos übernommen und Rezessionen eine halbe Seite.

© GES 2001 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Ein Teil dieser Auflage enthält die Beilagen: Weltbild und GEO.

Bisher erschienene Ausgaben – zu bestellen über GEO-EPOCHE-Kundenservice (siehe Seite 3)





Willkommen im Dolce Vita! Italiens Süden.

Amalfi-Küste: Die schönste Terrasse Italiens. **Sizilien:** Wie Palermo sich von der Mafia löst. **Von Pompeji nach Noto:** Eine Reise durch 2000 Jahre Kulturgeschichte. **Apulien:** Tafeln unter Olivenbäumen. **Capri:** Zu Besuch beim Adel der Insel.

Kolle Rebke

GEO Special
DIE WELT ERLEBEN

Capri
Palermo

ITALIENS SÜDEN

Das Erbe der Eroberer
Griechen, Römer, Staaten

Siziliens Prozessionen
Die Ekstase der Frommen

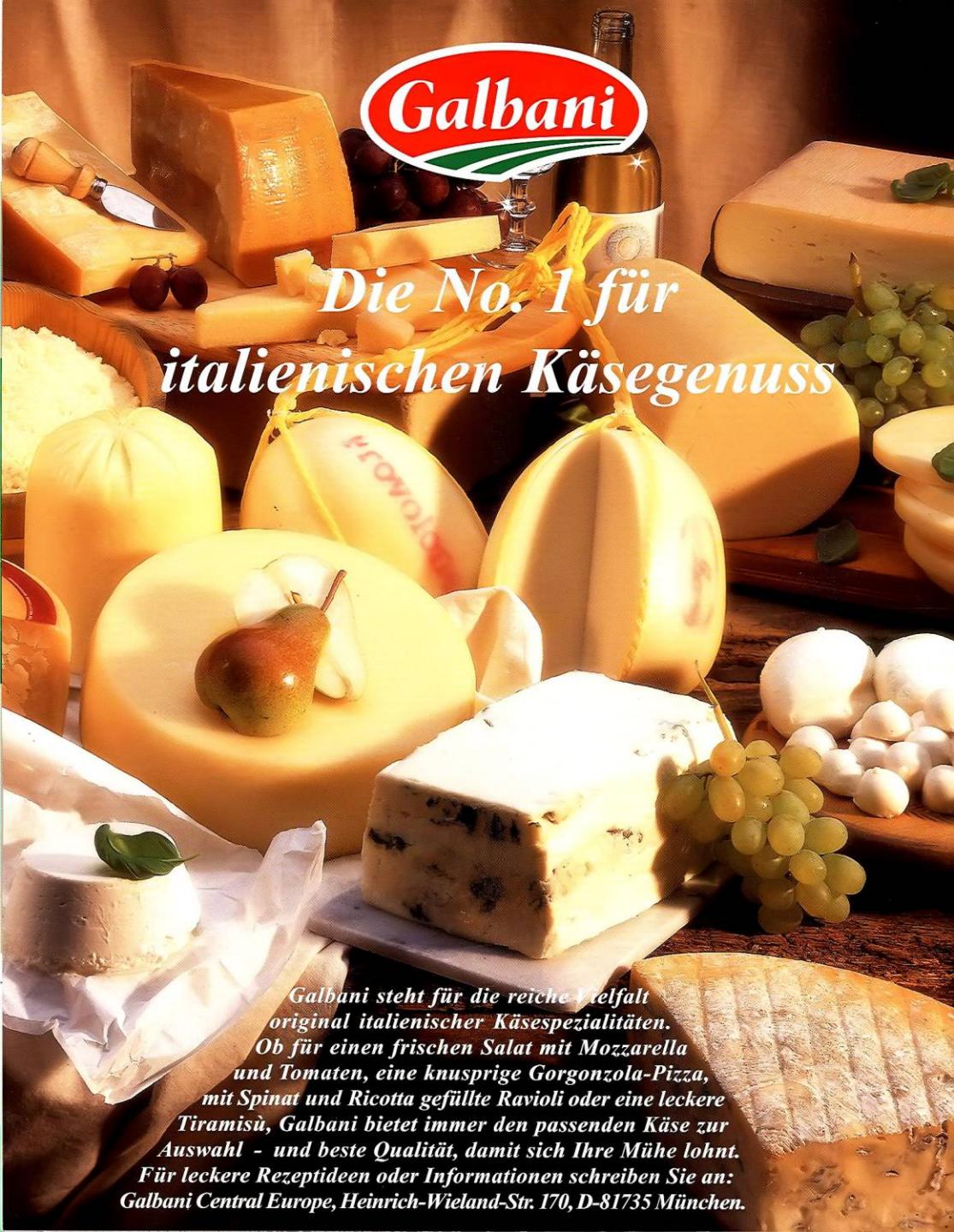
GEO
PLUS

AMALFITANA UND NEAPOL

Plus: Erlebnisführer Amalfi-Küste und Neapel



Die No. 1 für italienischen Käsegenuss



Galbani steht für die reiche Vielfalt
original italienischer Käsespezialitäten.
Ob für einen frischen Salat mit Mozzarella
und Tomaten, eine knusprige Gorgonzola-Pizza,
mit Spinat und Ricotta gefüllte Ravioli oder eine leckere
Tiramisù, Galbani bietet immer den passenden Käse zur
Auswahl - und beste Qualität, damit sich Ihre Mühe lohnt.
Für leckere Rezeptideen oder Informationen schreiben Sie an:
Galbani Central Europe, Heinrich-Wieland-Str. 170, D-81735 München.